This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

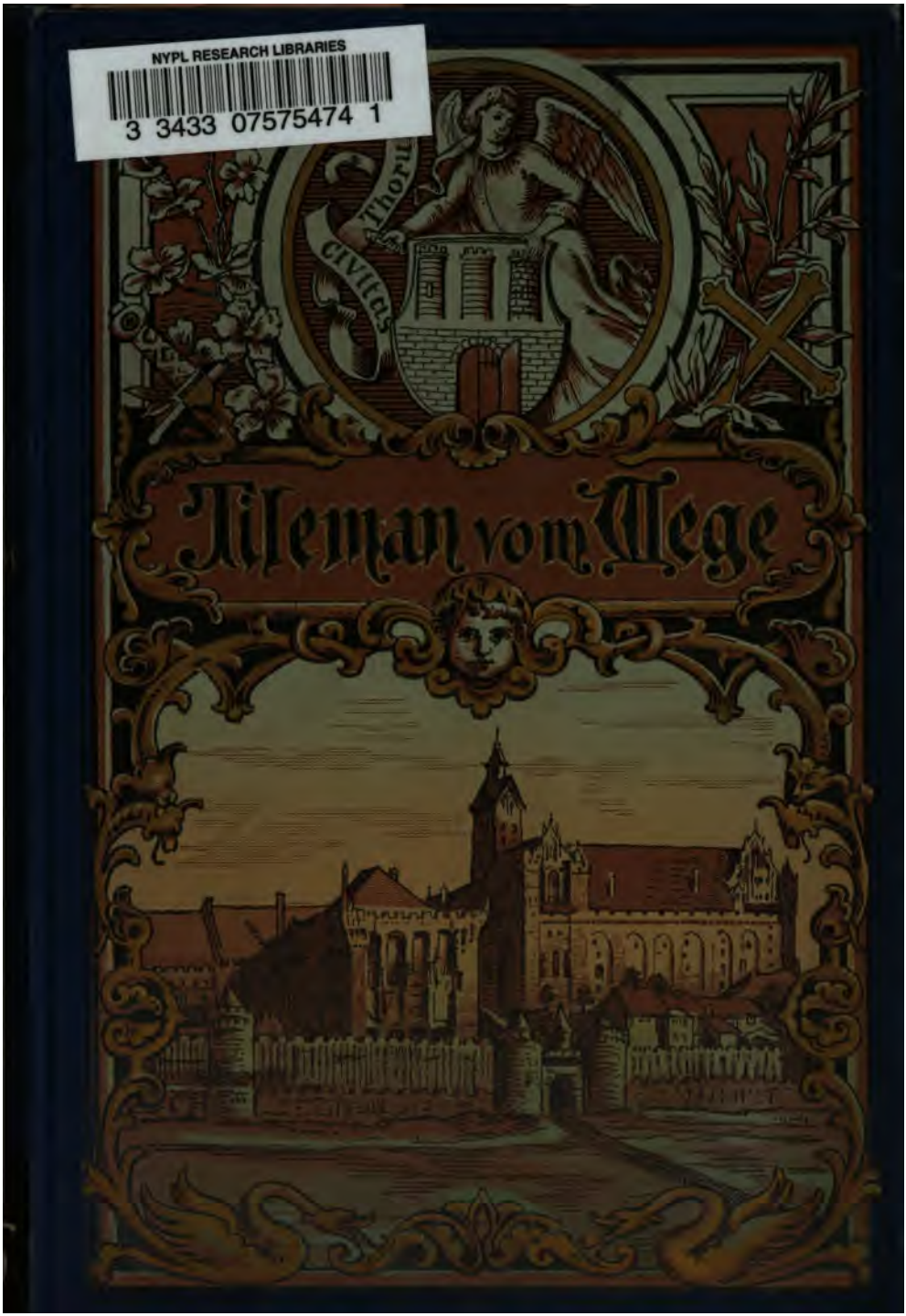
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575474 1



Tileman vom Wege.

NGL
Wichert

Tileman vom Wege.

Roman

von

Ernst Wichert.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1890.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
525593B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1950 L

Erſtes Kapitel.

Die drei Wege des päpſtlichen Legaten.

„Der Herr Legat iſt angekommen!“ rief der Stadtbote athemlos durch die eiligſt aufgeriſſene Thür in das Zimmer des Rathhauſes hinein, in dem Tileman vom Wege bei der Arbeit war.

Der Bürgermeiſter blickte unwillig über die Störung auf und ließ ſich die Meldung noch einmal wiederholen. „Der Teufel mag ihn . . .“ murmelte er in den Bart. Dann beſann er ſich aber, daß für ſolche laut ausgeſprochene Wünſche doch zwei Ohren zu viel im Zimmer ſeien, rückte den Stuhl ein wenig herum und fragte: „Iſt das ſicher, Ambroſius? Von wem wollt Ihr's erfahren haben?“

„Von dem Herrn Strommeiſter,“ antwortete der Bote. „Er ſchickt mich eben auf's Rathhaus, und ich ſollte laufen, ſagt' er, als ob ich vier Beine hätte. Ein Weichſelſchiff, das von Polen herunter kommt, hat den Herrn Legaten mitgebracht — ihn mit ſeinen Begleitern und Dienern und viel Gepäck; es ſollen auch Maulthiere dabei

sein. Der Schiffer ist sogleich selbst an Land gefahren und hat den Strommeister in seiner Bude am Strand aufgesucht und aufgefordert für die Ausschiffung zu sorgen. Er fragt nun an, wie es damit gehalten werden soll nach Ew. Gnaden Befehl. Denn so ein päpstlicher Legat ist von ihm noch gar niemals ausgeschifft worden, wie er sich denn auch nicht erinnert, jemals gehört zu haben —"

„Es wird sich finden," unterbrach Tileman seinen Redefluß. „Verbottet sogleich den ganzen Rath hieher in die Rathsstube, und soll sich ein jeder beeilen, wie er kann. Macht aber kein großes Halloh, als brenne die Stadt, sondern richtet euren Auftrag mit gebührlicher Würdigkeit aus, wie Ihr's sonst gewohnt seid. Vorerst aber geht in das Haus meines Kumpans, des Herrn Rutger von Birken, und bittet ihn, vor den Andern zu mir zu kommen. Später holt Euch weitere Befehle."

Ambrosius war vor Aufregung über dieses außerordentliche Ereigniß das Blut in's Gesicht gestiegen, so daß seine schon ohnedies von reichlichem Bier- und Methgenuß geröthete Nase wie eine Kohle glühte. Die Gelassenheit des Herrn Bürgermeisters beruhigte ihn auch nur wenig. Der heilige Vater in Rom hatte einen Legaten nach Preußen geschickt! Was konnte das zu bedeuten haben? Er legte eiligst sein Amtskleid an, nahm den Stab in die Hand und schritt weitausgreifend über den Markt, nicht ohne den ihm Begegnenden geheimnißvoll zuzublinzeln oder nach Umständen auch ein gnädiges Wörtlein wegen des Legaten zuzuwerfen.

Tileman vom Wege aber ließ seine Arbeit ruhen und ging nachdenklich im Gemach auf und ab. So war nun wirklich eingetroffen, was anfangs des Monats schon der Hochmeister den schnell zu diesem Zweck berufenen Ständen verkündigt hatte. Der Ordensprokurator in Rom hatte ihm einen Eilboten mit der Nachricht nach der Marienburg geschickt, daß der Papst beschlossen habe, einen Legaten in der Person des Bischofs Ludwig de Silves aus Portugal nach Preußen zu senden, um merkliche Sachen zu verhören, die man ihm vorgebracht, besonders daß Lande und Städte etliche Artikel aufgestellt hätten, die wider die Kirche und den christlichen Glauben stritten. Er sei schon unterwegs. Den Brief hatte der Hochmeister den Ständen in Elbing verlesen lassen und auf ihre verwunderte Frage, was das für Artikel seien, geantwortet, er wisse selbst nichts mehr. Lande und Städte hatten bestürzt über die auffallende Maßregel gebeten, der Herr Hochmeister wolle sie auch ferner von allem unterrichten. Sie würden gegen ihn handeln, hatten sie zugefügt, wie es getreuen Mannen gegen ihren Herrn gezieme.

Die Artikel, von denen die Rede war, konnten nur die Bundesartikel sein. Daran zweifelte Tileman keinen Augenblick. Was sollte das nun heißen, daß der Papst sich in die Streithändel einmischte und gar eine Untersuchung anordnete, als ob er als Richter zu entscheiden hätte? So verhaßt Ludwig von Erlichshausen der Bund sein mochte, so weit konnte doch seine Verblendung nicht gehen, daß er den Papst gegen ihn anrufe, um ihm

dann dem Orden für alle Zeit unterthänig zu machen. Aber angerufen war Papst Nicolaus V., das galt dem Thorner Bürgermeister als sicher. Und kein anderer konnte der Denunziant sein, als der Bischof Franz von Ermland, der heimtückische Prälat, der keinen Richttag über sich setzen lassen wollte. Gegen ihn ballte Tileman die Faust.

Vor einigen Tagen war denn auch ein Domherr aus Frauenburg, der Residenz des ermländischen Kapitels, in Thorn angelangt, um den Legaten in Empfang zu nehmen und zu geleiten. Er hatte schon in den Kirchen und Klöstern der Stadt auf das große Ereigniß vorbereitet und nicht versäumt zu betonen, daß ein Legat nicht nur ein Abgesandter des päpstlichen Stuhles sei, sondern die Person des heiligen Vaters selbst vertrete, weshalb ihm die höchsten Ehren zu erweisen seien. Wie sollte sich nun die Stadt dazu stellen?

Rutger von Birken erschien bald. In seiner raschen Weise nahm er sogleich das Wort und sagte: „Was kümmert uns der Legat? Er ist nicht an uns geschickt, sondern an den Herrn Hochmeister und seinen Orden. Mag der sehen, wie er ihn wieder hinausschafft, wenn er ihm selbst unbequem kommt. Meine Meinung ist, wir rühren nicht Hand noch Fuß und warten ab, bis Herr Ludwig de Silves jemand auf's Rathhaus schickt, ihn der Stadt anzumelden. Wir haben keinen Grund, uns nach seinem Begehr zu erkundigen."

Tileman zeigte ihm ingrimmig lachend die Zähne. „Nur zu gern gäb' ich Euch auch in diesem Recht, lieber

Herr Gevatter," antwortete er, „wie ich denn in der Hauptsache ganz eures Sinnes bin. Aber ich weiß doch nicht, ob wir klug handeln, wenn wir uns so auf die Lauer stellen. Wir sind des Rathes nicht sicher, daß er uns in diesem mit rechtem Eifer beistimmt. Denn es sind Einige, die des geistlichen Amtes Ansehen gewahrt wissen wollen. Wenn sie uns aber auch zustehen, so können wir's doch nicht hindern, daß die von den alten Geschlechtern dem Sendeboten des heiligen Vaters ihre Ehrfurcht beweisen. Sie setzen sich gern mit dem Rath in Widerspruch. Dann heißt's, wir in der alten Stadt Thorn seien uneins. Auch die Gewerke werden nicht zurückzuhalten sein, zumal das große Sterben die Gemüther gar sehr zur Frömmigkeit stimmt, daß sie nach des Papstes Segen wie nach einer hilfreichen Arznei verlangen. Deshalb bin ich der Meinung, wir fragen zunächst nach der Botschaft nicht und geben dem Boten vollauf die Ehre seines Amtes. Was später unseres Amtes ist, soll darum wahrlich nicht ungethan bleiben."

Rutger von Birken knurrte verdrießlich: „Wir werden ihn nur übermüthiger machen. Wie wir ihn hier an der Grenze empfangen, so wird's ein Beispiel für alle anderen Städte sein, durch die er zieht. Wer sich erst tief bückt, steht hinterher nur mühsam aufrecht."

„Auf solche mag ich mich nicht stützen," entgegnete Tileman. „Ich hoffe aber, sie verstehen's allesammt, wie's gemeint ist."

Der Rath stimmte ihm zu. Man wollte den Herrn Legaten, wenn auch nicht in corpore einholen, so doch

durch eine Deputation begrüßen. Dazu wurden die vier jüngsten Rathsherrn erwählt. Tileman schickte eiligst Ambrosius mit der Weisung nach dem Fluß, das Schiff solle bei der Brücke angelegt werden, wo der Durchlaß sei, so daß man auf einem Stege hinauf und hinaus könne. Auch sei ein rother Teppich davor auszubreiten.

Dies wurde sofort ausgeführt. Indessen hatte sich auch schon die Geistlichkeit der Marien- und Johanniskirche in den Vorhallen ihrer Häuser versammelt. Dorthin zogen die Bürger mit ihren Frauen und Kindern, um sich den Prozessionen anzuschließen. Es wurden ihnen die Kirchenfahnen vorangetragen; Chorknaben schwangen Rauchfässer. Auch die Klöster der Dominikaner und Franziskaner entleerten sich. Die aus der Neustadt von St. Jacob ließen um freien Durchgang für sich und ihre Prozession bitten. Alles drängte nach dem Sigler Thor und dem Fluß zu, durch das Brückenthor auf die Schiffbrücke, so daß die Stadtknechte ihre Noth hatten, Ordnung zu halten.

Dort lag bereits der Weichselkahn, reich beflaggt. Der vordere Theil des Laderaums war in eine Kajüte umgeformt worden, indem man den Raum mit aufgehängten Teppichen abgeschlossen und mit einigem Geräth ausgestattet hatte. Doch führte nur eine Leiter hinab, die Nachts einzuziehen war. Herr Ludwig de Silves, ein schlanker Herr mit gelblichem Gesicht, spitzer Nase und schwarzem Haar, hatte nicht den bischöflichen Ornat angelegt, sondern trug die Hauskleidung. Doch hing an dicker goldener Kette das von köstlichen Steinen

funkelnde Kreuz als Zeichen seiner Würde auf die Brust hinab. Gegen die Unbill des unfreundlichen und kalten Novemberwetters hatte er einen mit Pelz ausgeschlagenen Mantel um die Schultern geworfen, auch eine Pelzmütze über das Käppchen gesetzt. Er saß auf dem Verdeck in einem Lehnstuhl, den der Bischof von Cujavien hergeliehen hatte. Hinter ihm war zum Schutz gegen den scharfen Wind zwischen dem Mast und den Wanten ein Segel ausgespannt. Bei ihm stand sein Kaplan Bruno von Törne, der zugleich sein öffentlicher Schreiber und auch sein Dolmetscher war, da er selbst nicht deutsch sprach, auf der anderen Seite der Frauenburger Domherr. Der Legat empfing die Deputation des Raths mit großer Herablassung, erhob sich, redete sie in lateinischer Sprache an und zeigte sich sehr erfreut, als ihm von einigen ebenso geantwortet wurde. Dann begab er sich über den Steg auf die Brücke, begrüßte die Geistlichen und die Prioren der Mönchsorden, ertheilte auch dem Volk den Segen. Die Prozessionen geleiteten ihn darauf mit vielem Singen und Beten durch die Stadt nach dem Schloß, wohin der Domherr mit ihm ging. Noch denselben Tag aber reiste er weiter, von St. Jacob ausgeläutet.

Ebenso feierlich wurde er auch von der Stadt Marienburg und vom Hochmeister selbst bei seiner Ankunft dort empfangen. Er erhielt Wohnung im mittleren Hause. Sobald er sich ein wenig erfrischt, wurde er in den kleinen Remter geführt, dessen strahlenartig auf einem einzigen schlanken Pfeiler aufsteigendes Gewölbe er gebührend bewunderte, und den versammelten Gebietigern und einigen

rasch berufenen Landesrittern vorgestellt. Er übergab dem Hochmeister die päpstliche Bulle, welche ihn als Legaten beglaubigte und zugleich seine Vollmacht ausdrückte. Der Hochmeister ließ sie von seinem Schreiber verlesen.

Es waren darin dem Orden schwere Vorwürfe gemacht. Er und die Prälaten hätten sich in der Verwaltung der Kirche und des Landes lässig bewiesen. Statt die Unterthanen mit väterlicher Milde zu behandeln, habe man sie früher, wie jetzt mit allerlei Lasten und Beschwerden bedrückt. Daher der Verfall des Gottesdienstes, daher aus solchem bösen Regiment der Bund unter der Ritterschaft und den Städten, dessen Bestimmungen zum Theil der kirchlichen Freiheit und kaiserlichen Rechten widerstritten, woraus nun unsägliches Unheil zu besorgen. Dem Legaten war die strengste und gewissenhafteste Untersuchung alles dessen, was auf beiden Seiten verdammlich und nachtheilig, und die eifrigste Sorge zur Herstellung der Ruhe und des Friedens nachdrücklich an's Herz gelegt. Er war für befugt erklärt, mit Bann und Interdikt zu strafen, selbst die Beihilfe des weltlichen Arms anzurufen.

Dieses Schreiben wurde zwar mit gebührender Ehrfurcht angehört; sein Inhalt gefiel aber den Gebietigern wenig. Denn der Papst wendete sich ebenso gegen des Ordens schlechtes Regiment, als gegen seiner Unterthanen Anmaßung, und gab ihm sogar im Voraus die Rüge, sie verschuldet zu haben. Der Hochmeister, der wohl den üblen Eindruck erkannte, aber nicht unvorsichtig handeln wollte, bat den Legaten mit seinem Kaplan ab-

zutreten, bis man sich auf eine Antwort geeinigt habe. Das geschah. Auch die Landesritter entfernten sich, da sie nur angehört, was Lande und Städte angehe und denen nicht vorzugreifen gedächten. Als nun so die Ordensherren allein waren, setzten sie sich um den Hochmeister, und dieser begann: „Liebe Brüder, was dünket euch nun zu solcher Anklage, der wir wahrlich nicht gewärtig sein konnten? Es will mir scheinen, daß der heilige Vater von falschen Leuten gar schlecht berichtet ist, sonsten er uns mit so unfreundlichen und unbilligen Worten nicht würde beschweren."

Der Großkomthur, Herr Heinrich von Richtenberg, fuhr auf: „So arg ist dem Orden noch nie von Rom mitgespielt worden! Man merkt wohl, daß man ihn dort für schwach hält, da man ihn mit dem Lande in Streit weiß, und benutzt die günstige Gelegenheit, sich zum Richter aufzuwerfen, ohne auch nur eines oder beider Theile Anrufen abzuwarten. Wir verehren den Papst als der Kirche Oberhaupt und wollen ihm nicht wehren, auch in diesem Lande Preußen gute Ordnung des Gottesdienstes herzustellen und seine Prälaten gegen allerhand Uebergriff der Bündischen in die geistliche Gewalt zu schützen. Haben wir aber mit unserm Schwert dieses Land den Heiden entrissen und der christlichen Kirche zugeführt, so sind wir deshalb doch nicht als des Landes Herren des römischen Stuhles Unterthanen geworden in weltlichen Dingen, so daß wir seinen Richterspruch gehorsam hinzunehmen hätten. Was jetzt versucht wird, ist nur ein Anfang. Ducken wir da geduldig, so werden

wir bald erfahren, wie man's auslegt, daß Preußen ein Lehn des heiligen Stuhles genannt wird."

„Dem stimm' ich in Allem zu," sagte der Spittler, Herr Reuß von Plauen, der von seiner Komthurei Elbing gekommen war, „will aber nicht unterlassen zu erinnern, wie ich allezeit vergeblich gemahnt habe, den Drachen der Zwietracht nicht auswachsen zu lassen, der nun sein giftgeschwollenes Haupt so hoch erhebt, daß es in Rom sichtbar wird, sondern ihm den Kopf zu zertreten und seine Giftzähne in den tiefsten Bronnen zu versenken, dann aber mit aller Kraft für des Landes Wohlfahrt zu sorgen, das solcher Plage entledigt. Nun gefällt es uns schlecht, daß der Papst uns bösen Regiments beschuldigt. Das wäre nimmer geschehen, wenn wir den Bund nicht hätten zu Kräften kommen lassen, der nun wider uns zeugt. Was ist also zu thun? Rom wird sich nicht beruhigen, es sei denn, wir beseitigen die Ursache des Zwistes selbst. Ist das unser ernstlicher Wille, so spreche ich dafür, daß wir den Herrn Legaten auf das Kirchenregiment verweisen, in weltlichen Händeln aber seine Vermittelung ablehnen. Wollte Gott, daß es unser ernstlicher Wille wäre!"

Diese Rede dämpfte ein wenig den Eifer Richtenberg's. Statt seiner entgegnete Erdorf ablenkend: „Ich wette, dieses Süpplein hat uns der Herr Deutschmeister eingebrockt. Er ging im Zorn von hier und hat uns überall bei Kurfürsten und Fürsten verklagt. Man hat nicht einmal in Rom nöthig gehabt, sonderlich die Ohren zu spitzen."

„Man räth auch noch auf einen anderen," meinte

der Trappier Wilhelm von Helfenstein und knipste in die Luft.

Diese Anspielung schien allseitig verstanden zu werden. „Ihr braucht ihn nicht zu nennen," sagte Richtenberg. „Man weiß, daß Briefe nach Rom unterwegs gewesen sind. Aber was können wir von ihrem Inhalt erweisen? Meine Meinung ist, wir legen bei dem Herrn Legaten einen scharfen Protest ein, so wahren wir auf alle Fälle unser Recht."

„Ja — ja," stimmten Erdorf und Helfenstein, doch etwas zaghaft, zu.

„Nein, nein!" rief Plauen. „Rom kümmert sich nicht um Proteste. Es ist allein unseres Ordens würdig, wenn er den Richter zwischen ihm und seinen Unterthanen gänzlich ablehnt. Bedenket, ihr Herren, daß dies auch der einzige Weg ist, des Landes Vertrauen wieder zu gewinnen. Unterwerfen wir uns Rom, so verlieren wir auch hier unser Ansehen."

Der Hochmeister saß währenddessen auf seinem Lehnsessel vornübergebeugt und den Kopf auf die weiße Hand gestützt. Er hatte die Augenlider wie schläfrig gesenkt, die Muskeln seines Gesichts waren unbeweglich. „Was wollt Ihr, Bruder Plauen," sagte er nun mit leiser und schlaffer Stimme. „Wir wissen, was Lande und Städte begehren. Den Richttag über ihre Herren, weltlich und geistlich. Können wir ihnen den bewilligen? Wenn aber nicht, wie sollen mir mit ihnen hinterher zum Frieden kommen, wenn wir mit Gewalt ihren Bund gelöst haben? Und ist's denn schon so gewiß, daß sie diesen Richter

nicht annehmen, nachdem wir ihn verworfen? Gerade deshalb, weil wir ihn verwerfen? Und dann? Es wäre nicht das erste Mal, daß Rom sich der angeblich Unterdrückten gegen ihre Herren annähme."

„Lassen wir's bei dem Protest bewenden," rieth der Großkomthur.

„Liebe Brüder," nahm Ludwig von Erlichshausen nochmals das Wort und richtete sich dabei ein wenig auf, „es kann uns meines Bedünkens kaum von Nutzen sein, zu protestiren, wenn wir uns in der Sache selbst doch fügen, wohl aber viel Schaden bringen. Wir haben den Herrn Legaten nicht gerufen, aber er ist nun einmal hier an des heiligen Vaters Stelle. Muß es nicht den Anschein haben, daß wir eine Untersuchung scheuen, wenn wir gegen sie protestiren? Und können wir's hindern, wenn sie trotzdem erfolgt? Ein Protest wirkt aber gerade so verstimmend, wie eine Ablehnung. Sehen wir zu, liebe Brüder, daß wir eine mächtige hilfreiche Hand gewinnen gegen den Bund, den wir doch allein nicht zwingen. Jetzt können wir Landen und Städten antworten, wir wollten sie nicht bedrängen, vermöchten aber nichts gegen Rom. Protestiren wir selbst, so nehmen wir die Pflicht auf uns sie zu vertheidigen, schaffen uns dort einen Feind und hier desto übermüthigere Gegner. Deshalb ist meine Meinung, wir erweisen dem Herrn Legaten alle Ehre, erkennen ihn zwar nicht ausdrücklich als einen Richter in weltlichen Sachen an, antworten aber freundlich und demüthig auf des heiligen Vaters Anschuldigungen, die wir doch nicht für gerecht erkennen,

und ſuchen uns, wenn Lande und Städte hierin nur halbwegs zur Unterſtützung willig ſind, aus dieſem Handel zu winden, ſo gut es geht. Lande und Städte müſſen ſelbſt wünſchen, gerade von dieſem Richter unbehelligt zu bleiben, den ſie der Parteilichkeit, wenn nicht für uns, ſo doch für die Prälaten verdächtigen. Darauf rechnet!"

Dieſer weltklugen Erwägung traten der Marſchall, der Trappier und die anweſenden Komthure ſogleich geſchmeidig bei. Richtenberg, der leicht überſah, daß er nicht durchdringen könnte, ſtimmte mit einigen Gloſſen und Vorbehalten zu. Plauen verhielt ſich ſchweigend und wurde nicht weiter befragt. Die Geheimſchreiber Johannes und Stephanus erhielten Auftrag, ſofort die Antwort aufzuſetzen, was denn auch Punkt nach Punkt geſchah. Bei der Unterſuchung, hieß es am Schluß, werde klar an Tag kommen, ob der Orden mit Recht oder Unrecht eines böſen Regiments und der Verſäumlichkeit in ſeinen Pflichten beſchuldigt werden könne.

Nun wurde Herr Ludwig von Silves wieder eingeführt und nahm die ſchriftliche Antwort in Empfang. Sie bedeutete ihm die Unterwerfung des Ordens unter des Papſtes Machtgebot. Er mochte ſelbſt im Stillen an ſolcher Willfährigkeit gezweifelt haben und war nun über dieſen erſten Erfolg ſeiner Sendung nicht wenig froh, belobte auch den Hochmeiſter und ſeine Gebietiger wegen ihres Gehorſams und ſprach die Hoffnung aus, er werde alles ſo befinden, wie in der Schrift angegeben. Darauf ſagte er: „Hochwürdigſter Herr Hochmeiſter, ich erſuche nun Eure Gnade, einen Tag zu ſetzen und auf

denſelben Prälaten, Gebietiger, Lande und Städte zu berufen, damit ich des heiligen Vaters Auftrag in Allem genüge."

Dies wurde verſprochen und der 10. Dezember beſtimmt. Der Legat reiſte vorerſt ab, in den Bisthümern Ermland und Samland die Kirchenviſitation abzuhalten. Das Ausſchreiben erging aber in's Land, man ſollte vollmächtig zu Elbing erſcheinen, um den Zweck der päpſtlichen Botſchaft zu verhören und dem Legaten auf ſein Anbringen zur Antwort zu ſtehen. Darüber entſtand überall viel Unmuth und unruhige Bewegung, zumal im Kulmerland. Jeder begriff, daß ſich etwas Ernſtes vorbereite. Man beſchloß faſt überall, den Sendeboten keine weitere Vollmacht zu geben, als die Botſchaft und des Herrn Legaten Begehr anzuhören. Den Beſchluß wollte man ſich vorbehalten. In Thorn ſagte Tileman vom Wege, wie dem Komthur hinterbracht wurde, in einer Verſammlung von Bürgern und Eidechſenrittern: „Es wird nichts ſo heiß gegeſſen, als es gekocht iſt. Will der Herr Legat des Bundes wegen mit uns teidingen, ſo haben wir ja wohl auch noch eine Mark oder zwei Tauſend am Hofe zu Rom zu verzehren. Dann werden wohl auch offenbar werden die Sachen, warum wir zum Bunde gekommen ſind!"

So fanden ſich denn zum angeſagten Tage zu Elbing Ritter und Knechte, große und kleine Städte vollzählich, wenn auch nicht vollmächtig ein, daß es den Bürgern nicht leicht wurde, allen Quartier zu ſchaffen. Von Thorn waren da Tileman vom Wege und Johann von Loë,

dieſer aus altem und vornehmem Stadtgeſchlecht. Bevor ſie um neun Uhr Morgens auf's Schloß gingen, verſammelten ſie ſich auf dem Rathhauſe und kamen überein, wie ſie ſich verhalten wollten. Es erwies ſich, daß ſie ganz einig waren.

Die von Landen und Städten wurden in den Remter eingelaſſen. Dort ſaß ſchon auf einem erhöhten Seſſel der Hochmeiſter. Zu beiden Seiten hatten die Landesbiſchöfe, die oberſten Gebietiger und viele Komthure Platz genommen. Neben ihm auf der Erhöhung war ein Seſſel frei geblieben. Dorthin wurde durch zwei Komthure der päpſtliche Legat abgeholt, nachdem die Sendboten der Lande und Städte ſich an den Langwänden des Gemachs aufgeſtellt hatten. Die Biſchöfe trugen ihren geiſtlichen Ornat, die Ordensbeamten den weißen Mantel mit dem Kreuz. Herr Ludwig de Silves ſelbſt erſchien in biſchöflichen Gewändern, gefolgt von ſeinem Kaplan, der die Kapſel mit der päpſtlichen Bulle trug.

Tiefſtes Schweigen herrſchte im Saal, als der Legat nun aufſtand, ſich grüßend vor der Verſammlung ein wenig verneigte, die Briefe aus der Kapſel nahm und ſeinen Schreiber beauftragte, ſie im lateiniſchen Originaltext und in deutſcher Ueberſetzung zu verleſen. Das geſchah darauf. Mit immer zunehmender Spannung richteten ſich die Blicke der Landesritter und Rathsherren auf den fremden Prieſter, durch den ihnen der heilige Vater wiſſen ließ, es ſei ihm vorgebracht worden, wie Lande und Städte unter ſich eine Verſchreibung und Vereinigung gemacht und die mit ihren Inſiegeln befeſtigt

hätten, in der sie sich wider den heiligen Christenglauben gesetzt. Gar finster wurden die Gesichter, als es dann weiter hieß: sollten sie solche Einung und Verschreibung nicht abthun, so hätte der Herr Legat Macht, sie Alle und Jeden besonders bannen zu lassen, Interdikte zu legen und auch die weltliche Macht über sie anzurufen. Manche Lippe zuckte und manches Auge rollte zornig, als weiter auch dem Legaten die Befugniß zugesprochen war, den Streit zwischen dem Hochmeister, seinen Prälaten und Gebietigern zum einen Theil und den Landen und Städten zum anderen Theil zu verhören, zu richten und zu entscheiden. Das klang ihnen wie Hohn und Spott in's Ohr.

Darauf erhob sich der Herr Legat und hielt eine Anrede im Latein, die also von seinem Schreiber übertragen wurde: „Allerehrwürdigster, großmächtigster Fürst, ehrwürdige Väter und Herren und auch ihr edle und vorsichtige Leute, ihr habt wohl verstanden den guten Willen unseres heiligen Vaters des Papstes und auch die barmherzigen Augen, die er auf euch und euer Land gerichtet hat, und habt auch gehört, wie Seine Heiligkeit mir Macht gegeben hat. Deshalb lege ich euch drei Wege vor: Der erste ist der Weg der Erforschung der Sachen, der strengen Untersuchung der Wahrheit vermöge meines Amtes, der andere ist der Weg des Rechtes, einen Theil gegen den andern zu verhören, und der dritte ist der Weg der Liebe und des Vergleichs, des Friedens und der Eintracht. Erkläret, welchen von diesen drei Wegen ihr gehen wollet, den wollen wir gern zwischen euch halten."

Der Schreiber fügte hinzu: „Begehret Jemand eine Abschrift von der Bulle, wir wollen sie ihm gern geben.“

Der Hochmeister dankte darauf demüthig für sich und alle Anwesenden dem allerheiligsten Vater für seine väterliche Liebe, Sorge und Güte, weil er seine Botschaft in diese Lande geschickt hätte, und dem Herrn Legaten noch sonderlich für seine Mühe, Arbeit und Wohlmeinung in dieser Botschaft und in diesen Sachen und bat um eine Abschrift der Bulle mit dem Zufügen, es wolle den Herrn Legaten nicht verdrießen, wenn er zunächst mit seinen Prälaten, Gebietigern, sowie den Landen und Städten über die Antwort berathe, die, so Gott wolle, gütlich ausfallen werde.

Den Sendeboten gefiel dieser Dank wenig. Sie begehrten auch für sich keine Abschrift.

Der Legat trat darauf ab.

Freundlich aber sprach der Hochmeister: „Lieben Ritter und Knechte und lieben Getreuen, ihr habt des Herrn Legaten Vorbringen vernommen, wie wir gegen unsern allerheiligsten Vater den Papst beschuldigt sind. Darum, da wir in der Bulle allesammt und ohne Ausnahme beschuldigt sind, so wäre es gut, wenn ihr uns etliche von euch zufügen wolltet, damit wir mit Eintracht Antwort von uns geben möchten. Wollet ihr aber allein und besonders antworten, so übergebet uns eure Schrift, daß wir versuchen, sie mit der unseren auszugleichen. Nehmet eine kurze Berathung und sagt uns hierüber eure Meinung, auch welcher der drei Wege euch am Besten gefällt.“

Danach trat Sander von Baisen vor und sagte mit

einem giftigen Blick auf den Biſchof von Ermland: „Wir mögen dem wohl danken, der uns vor unſeren allerheiligſten Vater den Papſt gefordert hat, und Gott wolle es ihm auch danken und nimmermehr vergeben!“

Franziskus that aber, als wüßte er nicht, wer gemeint ſei, und verhielt ſich ſchweigend.

Nun nahm der Ritter Hans von Czegenberg Namens der Stände das Wort und ſagte: „Lieber gnädiger Herr, wir bitten Eure Gnade und rufen unſern gnädigen Herrn an, uns zu beſchirmen und alſo zu ſtellen, daß wir von dem Herrn Legaten mögen ungedrungen bleiben. Wir begehren von Eurer Gnade zu wiſſen, ob Eure Gnade gegen eure getreuen Lande und Städte eine Klage habe. Auch bitten wir Eure Gnade, ob die weiß, wer uns alſo unſerm heiligen Vater angegeben hat, daß Eure Gnade uns das auch wolle wiſſen laſſen. Es iſt uns nicht anders bewußt, als daß wir gute Chriſten ſind, und iſt uns beſchwerlich, ſolche Beſchuldigung zu hören. Deshalb nun wiſſen wir nicht, ob wir dem Herrn Legaten antworten ſollen, oder nicht, denn wie wir vernommen haben, vermeinet er ſich Kläger zu ſein und darzu auch Richter.“

Tileman vom Wege aber, der unter den vorderſten ſtand, hielt ſich nicht länger zurück und rief: „Der Herr Legat ſollte lieber die Ungläubigen und Juden und andere böſe Chriſten in ſeinem Lande Portugal beſuchen! Deren giebt's da viele und nicht in dieſem Lande. Hier ſoll er, ſo Gott will, ſolche böſe und Unchriſtenleute nicht finden, wie in ſeinen Landen.“

Da ſahen die Gebietiger einander an und nickten wohl auch heimlich. Der Hochmeiſter aber ſuchte zu beruhigen und kam wieder auf ſeinen Vorſchlag einer gemeinſamen Antwort zurück. Lande und Städte wollten ſich jedoch auf nichts einlaſſen und nahmen für jetzt ihren Abſchied.

Nach zwei Tagen kamen ſie wieder vor, nachdem ſie die Sachen fleißig berathen hatten, und ließen ſich durch ihren Sprecher ſo vernehmen: „Gnädiger lieber Herr, Lande und Städte begehren von Eurer Gnade zu wiſſen, ob Eure Gnade irgendwelche Schelung oder Gebrechen mit ihnen habe. Gnädiger lieber Herr, da wir Euer Gnaden Mannen geworden ſind, da hat Eure Gnade wohl gewußt, daß wir ſolche Einung und Verſchreibung gegen Gewalt unter uns gemacht haben mit Mitwiſſen eures Vorfahrs Paul von Rußdorf ſeligen Gedächtniſſes; und Eure Gnade hat uns doch zugeſagt und gelobt bei der Huldigung, uns bei unſern Privilegien, Freiheiten und Rechten zu laſſen. Prälaten und Gebietiger haben damals um den Bund gewußt und haben anerkannt, daß er Gottes Wort gemäß und redlich wäre und der heilige Geiſt bei ſolcher Einung geweſen ſei. Deshalb iſt es nun Eurer Gnaden Schuldigkeit, uns vor dieſer Bedrängniß durch den Herrn Legaten zu bewahren. Sollte das nicht geſchehen, ſo beſorgen wir, daß dem Papſt, dem Kaiſer, den Kurfürſten und andern offenbar von uns vorgebracht werden müßte, welche Noth uns zu ſolcher Einung und Verſchreibung gegen Gewalt gedrängt, ſo ungern wir's thaten. Zu irgend welcher weiteren Ver-

handlung haben wir keinen Befehl von den Unſern und müſſen das erſt wieder heim zu ihnen bringen.“

So meinten ſie ihn nun zu nöthigen, ſich über den Hauptpunkt zu erklären. Der Hochmeiſter aber, der wohl merkte, wie ſie ausweichen wollten, fuhr zornig auf und antwortete: „Mit Nichten beſteht euer Bund, wie ihr ſagt. Zwar hat Herr Paul von Rußdorf von ihm gewußt, aber auch durch ſeinen Großkomthur und Kanzler verboten, ihn abzuſchließen. Mit Nichten haben die Herren Prälaten ihn göttlich und redlich genannt. Habt ihr Klagen, weshalb er geſchloſſen worden, ſo haben wir dem andere Sachen entgegenzuſtellen, die wahrlich nicht leichter wiegen. Nun wiſſet ihr wohl, daß wir und unſere Prälaten geiſtliche Fürſten ſind und unſere Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten im meiſten Theile von dem päpſtlichen Stuhle haben. Darum iſt es uns unmöglich, euch gegen deſſelben Macht zu verantworten, unterwerfen uns vielmehr demüthiglich mit ſolcher Antwort, daß uns jeder der drei Wege genehm ſei, und rathen euch, ebenfalls mit dem Herrn Legaten nach Schuldigkeit zu verhandeln, andernfalls aber ihn ſelbſt um Urlaub zu bitten, denn wir euch hierin nicht vertreten können.“

Davon wollten jedoch Lande und Städte nichts hören, beriethen wieder auf dem Rathhauſe und forderten beharrlich eine andere Tagfahrt, da ſie weiter keine Vollmacht hätten. Die Abgeſandten der kleinen Städte, denen die Zehrung ausging, wurden ſchwierig und kamen bei den großen ein, daß ſie nach Hauſe entlaſſen würden.

Der Thorner Bürgermeister mahnte überall zu einträchtigem Zusammenhalten. „Stecken wir den Kopf in die Schlinge," sagte er, „so mögen wir zusehen, wie wir ihn wieder herausziehen. Wir dürfen es mit Niemand zu thun haben wollen als mit dem Herrn Hochmeister, der unser Landesfürst ist." Im Stillen freute er sich, daß diesem aus der Sache große Verlegenheit erwuchs: gab er dem Legaten allzu sehr nach, so verdarb er's mit dem Lande gänzlich; widersprach er ihm aber, so würde er ihn gegen den Orden erzürnen. Endlich mußte Herr Ludwig von Erlichshausen sich doch entschließen, die Vermittelung zu übernehmen.

Er ließ den Legaten bitten, eine andere Tagfahrt zu genehmigen. Der aber war längst schon ungeduldig geworden über der Stände Zögerung und antwortete sehr ungnädig, sie wollten nur Ausflüchte machen und bewiesen ihren Ungehorsam gegen die Kirche. Er schickte seinen Kaplan Bruno in die Versammlung und befahl bei den in der Bulle vorgesehenen Pönen, Niemand sollte von dannen ziehen, bevor die Antwort gegeben, daß sie ihm auch den Bundesbrief aushändigten, damit er erkenne, was darin göttlich und möglich, und das andere abthue. Die Sendeboten verharrten jedoch in Schweigen. Dem Hochmeister warf der Legat in seinem Uebermuth vor, daß er Lande und Städte in ihrem frevelhaften Ungehorsam bestärke, und forderte ihn als den Handhaber des weltlichen Schwertes in diesen Landen ernstlich zum Gebrauch desselben auf.

Es war doch schon gewiß, daß die Stände nicht nachgeben würden. Sie versprachen aber feierlich, auf nächster

Tagfahrt mit ganzer Vollmacht zu erſcheinen. Daraufhin verſtand ſich denn endlich auf des Hochmeiſters Bitten der Biſchof von Ermland dazu, beim Herrn Legaten eine Friſt nachzuſuchen. „Ihr kennt nicht dieſes Landes Art, ehrwürdigſter Bruder,“ ſagte dieſer ihm klug einlenkend, „und ſchadet unſerer Sache durch zu großen Eifer. Was haben wir denn auch für einen Gewinn, wenn wir Lande und Städte nöthigen, etwas zu bewilligen, wozu ſie keine Vollmacht haben? Sie werden es als erzwungen widerrufen. Zu einer gütlichen Antwort ſpäter ſcheinen ſie aber willig zu ſein. Ihr ſehet wohl, wie die Sachen hier auf einer Nadel Spitze ſtehen. Wollet es dem Herrn Hochmeiſter nicht verargen, wenn er ſeinen Unterſaſſen eine billige Forderung nicht ſchroff abſchlagen und ſomit ihr Vertrauen für alle Zeit einbüßen will. Gebet im Kleinen nach, um im Großen zu gewinnen.“

Herr Ludwig de Silves verzog das Geſicht zu einem bitteren Lächeln. „Ihr thut nicht gut,“ entgegnete er, „ihnen hierin beizuſtehen. Zu großer Betrübniß muß ich erkennen, daß man mir mein Amt allſeits zu erſchweren trachtet. Es war des heiligen Vaters Meinung, daß ich in längſtens vier Monden von dieſer Legation wieder in Rom eintreffen würde. Nun ſind ſchon drei vergangen ſeit ſeiner Bevollmächtigung, ſechsundzwanzig Tage, ſeit ich dieſes Landes Grenzen überſchritt, und nun will man mich noch weiter hinhalten, ob ich eine Antwort bekommen ſoll oder nicht. Der Herr Hochmeiſter und ſeine Gebietiger haben viel gute und freundliche Worte. Daß

ſie aber, wenn's Noth thut, mit Strenge dem Ungehorſam und der Verachtung des päpſtlichen Stuhles wahren, das merk' ich nicht. Sie hätten wohl gern den Dorn aus ihrem Fleiſche, möchten ihn aber ausgezogen haben, ohne daß es ſchmerzt. Ich fürchte, die Wunde ſchwärt immer heftiger, und zuletzt wird das Meſſer zu einem tiefen Schnitt angeſetzt werden müſſen. Nun find' ich auch einen Diener der heiligen Kirche bei den Saumſeligen — das iſt mir das Beſchwerlichſte von allem."

„Vergeſſet nicht, hochwürdigſter Herr Bruder," antwortete Franziskus achſelzuckend, „daß die heilige Kirche hier in Preußen, wie der Orden, Land und Leute zu verlieren hat. Schon iſt ein böſes Wort gefallen: die Bündiſchen haben des Kaiſers und der Kurfürſten gedacht, vor denen ſie im Nothfall ihre Sache gegen den Orden führen wollen. Nun iſt Euch aber bekannt, daß der Orden ſein Recht zu dieſer Herrſchaft ebenſo von kaiſerlichen, als von päpſtlichen Briefen herleitet. Deshalb könnte Kaiſer Friedrich kaum anders, als der Stände Klage annehmen. Dann aber erhebt ſich zugleich der Streit zwiſchen dem päpſtlichen und kaiſerlichen Stuhl um das Richteramt und beider Anſehen wird ſchwer gefährdet. Das muß vermieden werden. Darum iſt meine Meinung, die Kirche dürfe es zu ſolchem Anrufen einer anderen Macht gar nicht kommen laſſen, ſondern handele klug, ſo weit nachzugeben, daß ſie ſich unter allen Umſtänden den Spruch wahrt. Brecht Ihr jetzt ab, da der eine Theil doch nur Aufſchub erbittet, ſo wundert Euch nicht, wenn der andere zaghaft wird, für Euch Gewalt

einzuſetzen. Denn ſo mächtig Rom iſt, ſo ſcheint doch auch der Kaiſer kein verächtlicher Bundesgenoſſe.“

De Silves kniff die Lippe. Er erinnerte ſich, daß er auf der Reiſe nach Preußen beim Kaiſer in Wien angeſprochen war, um ihn zu gleichzeitigem Vorgehen zu vermögen, aber eine höfliche Abweiſung erfahren hatte. Es ſchien dort verletzt zu haben, daß der Hochmeiſter noch nicht einmal ſeine Wahl förmlich angezeigt. Man wolle ſich ohne beider Theile Anrufen in die Sache nicht einmiſchen, hatte es geheißen. Offenbar ſah man's in Wien gern, wenn der Legat ſich die Finger verbrannte. Um ſo mehr war es ein Ehrenpunkt geworden, auf irgend eine Weiſe den Frieden zu Stande zu bringen und ſo die päpſtliche Autorität zu wahren. So trat denn der Legat ſeufzend einen Schritt zurück und willigte in die Vertagung bis nach dem Weihnachtsfeſt. Indeſſen ſollte die päpſtliche Bulle von allen Kanzeln verleſen und den Leuten klar ausgelegt werden.

So zogen denn die Sendeboten von der Pön befreit aber doch gar bekümmerten Herzens in ihre Heimath. Ein Ausweichen ſchien nicht mehr möglich: jetzt mußte der Bund vertheidigt oder aufgegeben werden; ſie durften nicht nach Elbing zurückkehren ohne ganze Vollmacht.

Zweites Kapitel.

Die Väter.

Auch Bartholomäus Blume war in Elbing. Der Hochmeister selbst hatte gewünscht, daß er nicht fehle, und der Bund besaß keine Handhabe, ihn von der Tagfahrt auszuschließen, zu der jener berief. Er war auch das eine und andere Mal allein zu Schloß geladen worden, um den Hochmeister freundschaftlich zu berathen, wie der Leute Stimmung sei, und ihm vornehmlich hatten die Stände es zu danken, wenn der hohe Herr in letzter Stunde gelindere Saiten aufzog und für sie beim Legaten vermittelte. „Es wird zwar geschehen," sagte er ihm, „was diejenigen wollen, die auch jetzt hier das Wort führen; aber sie selbst wünschen für alle Fälle gedeckt zu sein, daß man ihnen willfahrt. Woher sollten sie auch die Macht nehmen, dem Herrn Legaten zu- oder abzusagen? Mich selbst — ich sag's offen — bekümmert's nicht weniger, als die andern, daß wir uns vor ihm verantworten sollen."

Er sah sich von den Sendeboten der großen Städte

und von den Eidechsenrittern gemieden, die ihn doch früher gern an sich gezogen hatten, aber unter den Bürgermeistern der kleinen Städte und den weniger hitzigen Landesrittern hatte er noch immer viel heimlichen Anhang. Es war vielen doch bedenklich geworden, ob man den Bund wider des römischen Stuhles Verbot werde halten können; sie wären gerne auf erträgliche Bedingungen mit der Herrschaft zum Frieden gekommen. Schon die häufigen Tagfahrten mit ihren unvermeidlichen Kosten waren ihnen beschwerlich. Bartholomäus Blume meinte sie ermuthigen zu müssen und forderte mit den Gleichgesinnten von Neustadt-Thorn und Konitz in großer Versammlung der Prälaten, Gebietiger und Stände vor dem Hochmeister feierlich die Siegel vom Bundesbrief zurück, ließ darüber auch von einem Notar Protest aufsetzen zu Jedermanns Kenntniß. Freilich trat auch jetzt niemand weiter öffentlich zu ihm über, aber Tileman vom Wege, der am liebsten sogleich dem Legaten heimgeleuchtet hätte, merkte doch, wie sehr Vorsicht geboten war. Blume schien ihm der gefährlichste Gegner, weil er ihn für den ehrlichsten halten mußte.

Die beiden Männer hatten in Elbing keinen Verkehr mit einander gehabt. Es war nicht Tileman's Art, schonend zu verfahren, und so hatte auch Blume auf früheren Tagfahrten manches harte und derbe Wort von ihm hören müssen, wie er ihn denn unter anderm einen Judas genannt und nach den Silberlingen gefragt, die er aus des Treßlers Kasten erhalten. Jetzt begnügte er sich damit, ihn unbeachtet zu lassen, und selbst da, wo

Blume recht empfindlich ſeinen Einfluß bei den kleinen Städten kreuzte, hielt er an ſich und ſprach von ihm nicht verächtlich. Blume ſeinerſeits grüßte ihn ehrerbietig, ſo oft er ihm begegnete, und ſuchte ihm auch bei den oft ſtürmiſchen Verhandlungen auf dem Rathhauſe zu beweiſen, daß nur die Sache ſie trennte. Es kam ihm nicht aus dem Sinn, daß Joſt ſeines Kindes Herz gewonnen hatte. Erſchweren wollte er ihm wenigſtens nicht durch ſein perſönliches Verhalten das Bemühen, den ſtarren Mann ſeinem Wunſche freundlich zu ſtimmen.

Ob Joſt ſchon geſprochen hatte? In Marienburg hatte er ſich jedenfalls ſeit jenem Herbſtabend nicht mehr blicken laſſen; auch war keine briefliche Nachricht von ihm in des Bürgermeiſters Haus gelangt. So viel war alſo gewiß, daß er noch nichts Erfreuliches melden konnte. Tileman hatte ihn nach Elbing nicht mitgebracht. Einmal beim Spättrunk im Artushof hörte Blume ihn zu einem Nachbar, dem Danziger Reinhard Nidderhof, ſagen, er habe ſeinen Sohn, da er zu Hauſe nichts Gutes thäte, ſchon vor Wochen nach Warſchau geſchickt; er ſolle dort Holz und Getreide kaufen, ſich auch gelegentlich bei Hofe vorſtellen und einen Tanz mit dem jungen Fräulein der Königin wagen. „Das wird ihm allerhand dumme Gedanken aus dem Kopf bringen,“ ſetzte er ſo laut hinzu, daß Blume überzeugt ſein mußte, es ſei auch für ihn geſagt, der auf der Bank hinter ihm ſaß. Daraus meinte dieſer denn ſeinen Schluß ziehen zu können. Aber ein Mehreres erfuhr er nicht.

In den letzten Tagen war nach ſcharfem Froſtwetter

viel Schnee gefallen. Er lag fußhoch auf den Rinnen zwiſchen den Häuſern und war zuletzt auch auf den Spitzdächern haften geblieben, jede Luke wie mit einer weißen Haube deckend, auf der vorn die Eiſenſtange mit der Kugel oder dem Kreuz oder dem Blechfähnlein wie eine Schmucknadel vorſteckte. Der Schnee lag auch auf den hochragenden Dächern der Kirchen und des Rathhauſes, die nun gegen das Hellgrau des Himmels kaum zu unterſcheiden waren, auf den Steingeſimſen über den Thüren der Patrizierhäuſer und auf den Podeſten vor denſelben. So reichlich war er gefallen, daß er auch auf den Straßen nicht niedergetreten werden konnte, ſondern nur ſchmale tiefeingeſenkte Fußſtege die Treppen hinab, an den Häuſern entlang und an den Kreuzungsſtellen querüber führten. Sie waren mit der Schaufel ausgehoben und der Schnee thürmte ſich nun zu beiden Seiten wie ein kleiner Wall. Wehe, wenn raſches Thauwetter eintrat! Jetzt aber ſchien ein ſolcher Umſchlag nicht befürchtet werden zu müſſen, da wieder gelinder Froſt herrſchte. Man hoffte, der Schnee werde in das neue Jahr hinein liegen bleiben und freute ſich deſſen wegen der guten Schlittbahn, die immer rege Zufuhr vom Lande und aus den Wäldern brachte.

An dem Tage, an welchem der Herr Hochmeiſter die Stände entließ, fuhren bei der Herberge, in der Bartholomäus Blume Quartier genommen hatte, dicht hintereinander zwei Schlitten im Hof auf. In dem einen, geräumigeren, ſaß auf dem hinteren Sitz eine ganz in Pelze gehüllte alte Frau; Marcus Blume lenkte die

feurigen Roſſe. Der andere, mit den ſchlechteren Arbeitspferden beſpannte war leer und wurde von einem Knecht geführt. Blume hatte nach Hauſe gemeldet, daß die Tagfahrt zu Ende gehe und für ſeine Abholung geſorgt werden ſolle. Nun wunderte er ſich doch, als ſein Sohn und die alte Wirthſchafterin vom Gütchen bei ihm eintraten. „Was giebt's denn," fragte er, „ſollen in Elbing Einkäufe gemacht werden? Dazu wird der Reſt meines Zehrgeldes ſchwerlich zureichen. Ich war auf ſo langes Ausbleiben nicht gefaßt und bleibe vielleicht gar meinem Wirth noch ein Weniges ſchuldig."

„So iſt's nicht gemeint," antwortete Marcus, im Stübchen herumtrappend, um ſich die Füße zu erwärmen. „Ich will mit der alten Trine noch weiter — viel weiter. Könnt Ihr's nicht errathen, Vater?"

„Wie ſollt' ich?" ſtutzte der, und merkte doch ſchon etwas.

„Die Mutter ſchickt mich," fuhr Marcus lächelnd fort. „Sie meint, es ſei jetzt wohl an der Zeit, die Reiſe nach Heilsberg und in den großen Wald hinein zu wagen, um das Waldfräulein abzuholen — wenn's mitzukommen Luſt hat und Urlaub erhält."

„Die Mutter ſchickt Dich," wiederholte der Alte mit befriedigtem Kopfnicken. „Ja, das iſt ein anderes. Sie ſchickt Dich. Dann wird's wohl auch gut ſein." Frau Chriſtine zu drängen, wäre, wie er ſie kannte, ſehr unklug geweſen. Nun ſah er, daß ſie die Sache in Gedanken behalten und die Entſcheidung nach ſeinem Wunſch getroffen. Es war ihm jetzt auch kein Zweifel, daß ſie

gern that, was sie that, und dem fremden Kinde wie dem eigenen eine gute Mutter zu sein redlich bemüht sein würde.

„Die Wirthschafterin soll mich begleiten," fuhr Marcus fort, „da Frau Regina doch wohl Bedenken haben möchte, mir allein Ursula anzuvertrauen, obgleich . . . Sie könnte ganz ruhig sein."

„Die Mutter wird das wohl überlegt haben," bemerkte Blume.

„Für Euch, Vater, hat sie den Knecht mit einem zweiten Schlitten geschickt."

„Es ist gut. Er soll vorläufig ausspannen. Aber ich fahre noch heut'."

„Und soll ich kein Schreiben an die Waldfrau mitbekommen? Die Mutter meinte —"

„Sie hat Recht. Wie kann sonst Frau Regina wissen . . .? Sie hat ganz Recht. Es kann sein, daß ihr der Herr Hochmeister schon geschrieben hat, damit sie vorbereitet sein möge. Aber das wäre doch nicht genug. Hm — hm —! Das beste scheint, wir gehen sogleich zusammen auf's Schloß und lassen uns bei dem gnädigen Herrn melden."

Das geschah denn auch. Bartholomäus Blume stellte seinen Sohn vor, nannte den Zweck seiner Reise und bat um ein Begleitschreiben für ihn. Der Hochmeister zeigte sich sehr erfreut, klopfte Marcus die Wange und versprach, den Brief sogleich aufzusetzen. Es dauerte eine gute Stunde, bis er damit fertig war, denn er hatte wenig Uebung im Schreiben und wollte seinen Schreiber

nicht zuziehen. Die beiden Blume warteten indeſſen im Vorzimmer, wohin er für ſie eine Kanne Wein hatte ſtellen laſſen.

Dann wurden ſie wieder hereingerufen, und der Herr Hochmeiſter ſiegelte in ihrer Gegenwart mit ſeinem großen Ringe das Wachs. „Gott gebe, daß Ihr merklichen Erfolg habt," ſagte er zu Marcus, der ſeine Hand küßte und den Brief ſorgſam im Futter des Wamſes verwahrte. „Einen vertrauſameren Boten und Reiſemarſchall hätt' ich freilich nicht finden können." Er drohte mit dem Finger. „Bringt Euch nur ſelbſt heil wieder heim."

„An ſo etwas denkt unſer Marcus nicht," verſicherte der Bürgermeiſter gutgläubig. „Sonſt wär's auch gefährlich, das ſchöne Fräulein in's Haus zu nehmen. Er iſt von ruhiger Art und wohlbedacht. Ich hoffe, Eure Gnade ſoll ihn ſo auch bei anderen Dienſten kennen lernen."

Marcus erröthete bis zur Stirn hinauf und neſtelte geſchäftig ſein Wams wieder zu. Der Hochmeiſter meinte, es ſei des Lobes wegen und ſagte lächelnd: „Auf ſolche Empfehlung will ich Euch jederzeit gern annehmen. Ich wollte, unſer Orden hätte viele ſolche Freunde wie euren Vater. Aber" — ſetzte er mit einem Seufzer zu Blume gewendet hinzu: „man gönnt mir wenig Freude. Sind wir bei dieſer Tagfahrt noch ſo leidlich auseinandergekommen, ſo hab' ich doch wenig Hoffnung, daß die nächſte gut endet. Ich ſag's Euch aber im Vertrauen: der Herr Legat läßt nicht mit ſich ſpaßen. Uns ſelbſt kommt er wenig genehm. Wenn Lande und Städte ihren Vortheil

verſtehen, ſo wählen ſie den dritten Weg, den er vorgeſchlagen. Sprechet zum Guten, wo Ihr könnt, lieber Getreuer.“ Er entließ ſie mit einem freundlichen „Auf Wiederſehen in Marienburg!“

Bald darauf verließen Vater und Sohn die Stadt durch die entgegengeſetzten Thore.

Die Schlittbahn war noch nicht feſt eingefahren. Bei jedem Schritt wühlten die Pferde den loſen Schnee auf und warfen ihn dem Knecht in's Geſicht und über die Pelzdecke, die Blume eng um Leib und Bruſt gezogen hatte. Vor dem Kruge zu Altfelde ſah er einen Gaul angebunden, der hinten am Sattel einen Mantelſack trug und müde den Kopf hängen ließ. Der Reiter mochte hier des beſchwerlichen Weges wegen Raſt gemacht haben. Auch der Knecht ſah ſich um, ob er einen Befehl erhalten werde, anzuhalten. Aber Blume ſagte: „Fahr' langſam zu, in einer Stunde können wir zu Hauſe ſein. Es iſt beſſer, wenn deine Pferde ſich in ihrem Stall ausdampfen.“

Nach einer Weile vernahm er ein Schnaufen hinter ſich. „Halloh!“ rief die rauhe Stimme eines Mannes, „wartet ein wenig und nehmt mich mit. Das Reiten durch den Schnee ermüdet den Gaul über die Maßen, und ich möcht' heute noch Dirſchau erreichen. Ihr habt wohl auf eurem Schlitten noch einen Platz frei. Nehmt mich auf.“

Blume gab dem Knecht einen Schlag auf die Schulter und rief: „Halt an!“ Er hatte in dem Reiter Tileman vom Wege erkannt und war nicht wenig verwundert, von

ihm angesprochen zu werden. „Grüß Gott, Herr Tileman," sagte er, schnell zur Seite rückend und die Pelzdecke lockernd. „Ihr reitet nicht gerade den nächsten Weg nach Thorn. Hätt' nicht erwartet, Euch hier zu begegnen. Steigt seitwärts auf die Schlittenkufe ab, so braucht Ihr nicht in den tiefen Schnee zu treten. Er erkältet Euch den Fuß, wenn er nachher unter der warmen Decke schmilzt."

„Und macht Euch die Decke naß," antwortete der Thorner grinsend. Er that aber, wie ihm gerathen war, und warf den Zügel dem Knecht zu, der ihn, auf der Deichsel einen Schritt vortretend, in den Halsriemen seines linken Pferdes einband, worauf er sich wieder zurechtsetzte und die Peitsche schwang.

„Ich will vorerst nach Dirschau, wie Ihr schon hörtet," sagte Tileman, nachdem er sich's auf dem Hintersitz nach Möglichkeit bequem gemacht, „und von da nach Danzig, mit dem Rath zu verhandeln, was weiter geschehen soll. Reimandus Nidderhof und Hans Meideborg sind schon voraus. Hätt' sonst wohl mit ihnen reiten können, hab' aber unterwegs noch Geschäfte — vielleicht auch in Marienburg. Wollt' sie deshalb nicht aufhalten."

„So kehrt freundlich bei mir ein," bat Blume. „Ich hätt' Euch in Elbing nicht das Zumuthen gestellt, wär' ich auch von eurem Plan unterrichtet gewesen. Da Ihr aber mich hier auf der Landstraße selbst angerufen habt und den Platz im Schlitten neben mir nicht verschmäht ..."

„Es kann sein, daß ich Euch auch ohnedies in Marienburg aufgesucht hätte," knurrte Tileman. „Eigent-

lich war's meine Absicht, auf der Hinreise den Umweg über eure Stadt zu nehmen, aber die Eidechsen hielten mich zu lange in Rheden auf, wo sie vor der Tagfahrt in großer Zahl beriethen. Dann war's zu spät. Es thut mir leid, Barthel. Wer weiß . . . vielleicht hätt' ich Euch noch rechtzeitig von der Thorheit abgebracht, in Elbing Landen und Städten öffentlich in's Gesicht zu schlagen. Nun ist's geschehen und wird viel Mühe kosten, ein gutes Einvernehmen wieder herzustellen."

„Warum verweigertet Ihr uns die Herausgabe der Siegel?"

„Weil wir einen ewigen Bund geschlossen und sie daran gehängt haben. Es steht in keines Gliedes Belieben, sich vom gemeinsamen Körper zu trennen."

„Das muß ich bestreiten. Wir sind frei zum Bunde getreten und treten frei auch wieder ab."

„Unsere Meinung ist das nicht, und war früher unter dem alten Hochmeister auch nicht die eure. Entsinnt Euch der Reden, die wir deshalb geführt."

„Die Dinge lagen damals anders."

„Ich wüßte wahrlich nicht! Es ist seitdem kein anderes Recht in die Welt gekommen."

„Jeder legt's in seiner Weise aus."

„Aber wie die Mehrheit es auslegt, so gilt es."

„In den Gerichten! Für solche Händel ist noch kein Gericht gesetzt."

„Der Bund ist ein Gericht über alle seine Glieder!"

„Nicht in dem einen, ob sie ihm angehören wollen oder nicht."

„In dieſem vornehmlich. Aber wie dem ſei — er hat die Macht und iſt entſchloſſen, davon Gebrauch zu machen.“

„So müſſen wir's leiden, was auch geſchehe.“

„Ihr handelt unklug, Barthel. Bedenkt, daß ihr Marienburger in dieſem Fall gegen uns ſein müßt, wenn ihr nicht mit uns ſeid. Der Orden kann euch nicht ſchützen und ihr ſeid zu ſchwach, ihm zu helfen.“

„Gott wolle geben, daß wir unſere Kräfte nicht im Kampfe zu meſſen haben.“

„Ja — Gott wolle geben. Wenn aber Unverſtand und Hartnäckigkeit auf der andern Seite . . .“ Der Schnee, den die Pferde aufwarfen, flog Tileman in's Geſicht und blieb in ſeinem ſtruppigen Bart hängen, ſodaß ihm im Augenblick der Mund geſchloſſen war. Er zog den Pelzhandſchuh ab, um ſich zu ſäubern. „Sprechen wir davon weiter, wenn wir am warmen Ofen ſitzen,“ ſagte er; „hier hat man alle Aufmerkſamkeit darauf zu richten, daß man von den Schneekugeln nicht getroffen wird. Auch fahren wir ſcharf gegen den Wind, und ich muß ſorgen, daß ich nicht eine heiſere Kehle nach Danzig mitbringe. Ich hoff' Euch noch zu bekehren.“

Blume hatte keine Neigung, auf dieſes letzte zu antworten. Er dachte bei ſich, das werde ſchwerlich geſchehen können; er dachte aber auch noch manches andere, was er nicht ausſprechen mochte, ſo vornehmlich, was wohl Herrn Tileman vom Wege bewogen, ſich zu ihm in den Schlitten zu ſetzen und ein ſolches Geſpräch anzufangen und ſeine Bekehrung in Ausſicht zu nehmen,

da der Proteſt ſie doch anſcheinend ganz und für alle Zeit auseinander gebracht hatte. Es lohnte ſchon, ſich darüber ein wenig den Kopf zu zerbrechen: der Grund mußte ein ganz abſonderlicher ſein. Er meinte ihn beinahe errathen zu können; es wurde ihm aber ängſtlich zu Muth, wenn er der Spur nachging, und er kehrte immer wieder lieber um.

„Vorwärts, Jochem!“ rief er dem Knecht zu, „ſchlaf' nicht ein!“ Bei Tileman entſchuldigte er die Pferde. Sie ſeien aus dem Arbeitsgeſpann, kräftig und ausdauernd, aber nicht flink. „Marcus iſt mit den beiden Braunen unterwegs nach . . .“ Es war, als ob ihm der Wind den Schluß vom Munde weggeblaſen hätte.

Der Thorner erkundigte ſich nach Marcus und nach Frau Chriſtine und nach Magdalene, immer in längeren Pauſen und mit knappen Worten, und Blume antwortete jedesmal mit einem freundlichen Dank, aber wenig eingehend. Es war nur, daß die Unterhaltung nicht ganz ſtockte. Zu lange dauerte auch die Fahrt nicht mehr. Schon kamen die Thürmchen auf der Mauer nah in Sicht und bald kratzte der Schlitten über das Pflaſter unterm Thor, das der Schnee nicht getroffen hatte. Bald hielt er vor des Bürgermeiſters Hauſe.

Tileman vom Wege ließ ſich gar nicht erſt bitten einzutreten. Das Schellengeläute hatte Magdalene an's Fenſter gelockt. Sie mußte wohl etwas ſehr Merkwürdiges zu melden gehabt haben, denn gleich darauf erſchien auch Frau Chriſtine und blickte ihr über die Schulter, bis die beiden Männer unter die Laube getreten waren.

„Einen ſchönen guten Tag," rief Blume in das Stübchen hinein. „Und ſeht einmal, welchen Gaſt ich mitbringe." Er ſchob den Thorner Bürgermeiſter vor.

„Verzeiht, werthe Frau," ſagte Tileman, ihr die Hand reichend, „daß ich's wage, ſo unangemeldet bei Euch einzubrechen, wollt' aber doch nicht an eurem Hauſe, in dem ich ſonſt viel Freundſchaft erfahren, vorüber, ohn' Euch einen Gruß zu bieten. Euer Mann treibt's freilich jetzt arg, wird mich doch aber hoffentlich bei Euch nicht ſo ſchwer verläſtert haben, daß Ihr nichts mehr von mir wiſſen mögt, das wäre mir leid."

„Legt ab," bat Frau Chriſtine mit ihrem holdeſten Lächeln, „und laßt es Euch bei uns wohl ſein. Es iſt uns allemal eine große Ehre, wenn Herr Tileman vom Wege uns ſeinen Beſuch ſchenkt; Ihr dürft aber auch glauben, daß die Freude darüber ebenſo groß iſt. Von der Männer Streit wiſſen wir Weibsleute wenig; ich hoffe, ſie vergeſſen ihn auch ſelbſt zu Zeiten."

Sie nahm ihm den Pelzrock und die Handſchuhe ab und rief der Magd zu, das Eſſen zu bereiten, vorerſt aber eine Kanne Warmbier auf den Tiſch zu ſtellen. Im Stillen überlegte ſie ſchon, was ſie etwa noch in der Vorrathskammer hätte, die Tafel ſtattlicher einzurichten. Als eine kluge Frau hatte ſie's gleich begriffen, daß es etwas zu bedeuten haben müßte, wenn der Thorner Bürgermeiſter ſich in's Haus einführte, das er ſo lange gemieden. Die gaſtlichſte Aufnahme war ihm diesmal gewiß.

Auch Magdalene durchzuckte es freudig, als Herr Tileman nun zu ihr trat und viel vertraulicher, als es

ſonſt ſeine Art geweſen war, ihr die geröthete Wange klopfte. „Ei — ei!“ ſagte er ſchmunzelnd, „wie ſchön Ihr in dieſem letzten Jahr geworden ſeid, Jungfrau! Es iſt meinen alten Augen ein rechtes Labſal, Euch zu ſehen.“ Er drehte ſie an den Schultern herum. „Die blonden Zöpfe ſind noch gut zwei Handbreit länger ausgewachſen, und ſo ſchlank ſeid Ihr geworden, daß man Euch meint umſpannen zu können. Werdet nur nicht gar zu luftig!“

Solche Schmeichelei hatte er ihr noch nie geſagt. War ſie vorher ſchon roth, ſo wallte ihr nun erſt recht das Blut durch die Adern. Joſt hat geſprochen, dachte ſie bei ſich, und er iſt uns nicht entgegen. Sie bückte ſich, ihm die Hand zu küſſen, aber er ließ es nicht zu. Ihr zitterten die Kniee. „Das Mädel iſt friſch und geſund,“ ſagte Blume, „und dabei, wollt' ich, möcht's bleiben.“

Frau Chriſtine ſchlug ein Kreuz. „Unverrufen,“ fügte ſie hinzu. „Das Geſicht iſt nicht immer ſo roſig, wie gerade jetzt, da Ihr ſie ſo gütig beſchämt. Manchmal ſieht ſie recht bleich aus und läßt den Kopf hängen wie ein Schneeglöckchen. Dann hab' ich meine liebe Mühe, ſie zu erheitern.“

„Mutter —!“ ſchalt Magdalene.

Herr Tileman aber lachte. „Wer weiß, was ſie zu ſolcher Zeit im Sinne hat? Ich hab' mir ſagen laſſen, bei jungen Mädchen ſitzt der Kopf nahe dem Herzen — ha, ha, ha!“

Magdalene verſteckte ſich hinter ihrer Mutter. „Komm, komm,“ ſagte Frau Chriſtine, „und hilf mir in der Wirthſchaft. Der Herr Gevatter weiß allzu gut Beſcheid.“

Auf die Tafel wurde auch eine Flasche Rheinischer Wein gestellt, wie nur bei den feierlichsten Gelegenheiten. Es gab eine Biersuppe, Hammelfleisch mit Klößen, Schinken mit Backobst und zum Nachtisch eine süße und gewürzige Krude, die eiligst vom Rathsapotheker geholt war, der solches Backwerk zum Verkauf fertigte. Das Gespräch hielt sich von den politischen Streitpunkten möglichst fern. Frau Christine theilte mit, was sich Neues „bei Hofe“ ereignet hatte, so wenig es auch war, und der Gast erzählte von den winterlichen Vergnüglichkeiten in Thorn und in was für absonderlichen Moden die polnischen Edelfrauen und Fräulein erschienen seien. Er war auch vor nicht langer Zeit auf einem Hansatage zu Lübeck gewesen, allerhand schlimme Händel zu vergleichen. Man hörte gern zu, wie es in der freien Reichsstadt an der Ostsee zuging, um deren Gunst sich viel Fürsten und Herren bemühten. Die großen Städte in Preußen gehörten zur Hansa, und der Orden förderte gern ihre Handelsinteressen schon des eigenen Nutzens wegen. „Die Lübecker neiden schon den Danzigern den Verdienst,“ sagte er, „aber die lassen sich nicht mehr ducken. Wir haben selbst unsere liebe Noth mit ihnen, daß sie uns nicht über den Kopf wachsen.“

„Da seht Ihr's,“ bemerkte Bartholomäus, „wie gute Frucht den Städten das einträchtige Handeln mit dem Orden bringt.“

Der Thorner warf das Kinn auf. „Da wäscht eine Hand die andere. Warum sollen wir da draußen nicht freundschaftlich zusammengehen, so lange eine solche Stärkung

beiden Theilen dienlich ist? Dort läßt uns der Herr Hochmeister gern die Führung. Stützen wir uns auf sein Schwert, so entgeht ihm doch der klingende Lohn nicht. Ihr hier in Marienburg, denk' ich, wißt am Besten, welche Vorräthe von Getreide und anderen Waaren der Großschäffer jährlich zur Ausfuhr aufhäuft und was er an Tuchen, Laken, Pelzen und Eisenzeug für die Brüder aus dem Erlös in's Land zurückbringt. Das entgeht dem Kaufmann. Aber wir murren schon nicht, so lange er sich in Grenzen hält und nicht unbillige Vorrechte fordert. Wir Thorner gönnen auch Danzig seinen Verdienst, nur daß es unser Niederlagerecht respektire und uns nicht von der See abschneide."

„Ihr gönnt jedem, was er haben kann," rief Blume lachend, „man muß Euch nur erst satt werden lassen. Und so denken die andern auch. Gebt Acht, es kommt noch einmal zwischen Thorn und Danzig zu einem harten Strauß. Wehe dem, der dann unterliegt, wenn nicht der Obrigkeit starke Hand das Gleichgewicht erhält."

Tileman trank sein Glas aus und stellte es umgekehrt auf den Tisch. „Wer mag so weit in die Zukunft sehen," sagte er. „Für jetzt haben wir Beide genug zu thun, daß der Obrigkeit Hand nicht zu stark werde. Sie könnte uns sonst leicht einen solchen Frieden auflegen, der keinem Theile gefiele. Aber das ist kein Gespräch für die Frauen. Laßt uns aufstehen und noch ein Stündlein unten in eurem Stübchen verbringen. Es wäre auch sonst noch dies und das zu erörtern, worüber wir nicht einerlei Meinung sind."

„Wollt Ihr wirklich heut' ſchon wieder fort, Herr Bürgermeiſter?" fragte Frau Chriſtine. „Oben im Giebel ſteht allezeit ein aufgemachtes Bett für einen lieben Gaſt bereit."

„Ich muß Euch diesmal ſchon danken, werthe Frau," antwortete er, ihr die Hand ſchüttelnd, „meine Reiſe hat Eile. Aber ich hoffe, es war nicht das letzte Mal, daß ich an eurem Tiſch ſaß, ſo eifrig auch der Alte hier darauf bedacht iſt, das Tuch zwiſchen uns durchzuſchneiden. Sorgt freundlich dafür, daß er nicht allzu hartköpfig werde."

So liebenswürdig hatte er ſich noch nie um ſie bemüht. Sie knixte ganz verſchämt und ſchielte dabei zu Magdalene hinüber, die den einen ihrer langen Zöpfe über die Schulter genommen hatte und mit den in Verlegenheit ſpielenden Fingerchen breit auszupfte. Gleich darauf ſagte ſie ihrem Vater etwas in's Ohr. „Gewiß, gewiß," antwortete er, „der Schlitten ſoll nach einer Stunde wieder angeſpannt werden, den Herrn Bürgermeiſter nach Dirſchau zu bringen. Gewiß."

Tileman klopfte ihr die Backe. „Ich nehm's an," ſagte er, „weil Ihr mir's zugedacht habt, liebe Jungfer. Wer weiß . . .? Aber ich will nicht plauderhaft ſein. Ade und Gott behüt' Euch. Noch eins, habt Ihr etwas an meinen Joſt zu beſtellen? Er muß in nächſter Zeit von Warſchau zurückkehren."

„Einen herzlichen Gruß," antwortete ſie raſch, über und über erröthend. Sich nach ihren Eltern umſchauend, ſetzte ſie dann ſchüchtern hinzu: „Das wird wohl erlaubt ſein — — durch den Vater!"

Die beiden Männer gingen hinab. Frau Chriſtine ſchickte ihnen durch die Jungmagd einen Nachtrunk dorthin. Mutter und Tochter hatten dann noch lange mit einander zu ziſcheln. Es konnte ja gar nicht anders ſein: Herr Tileman vom Wege wußte von ſeines Sohnes Heimlichkeit und wollte ihm nicht entgegen ſtehen.

Der Thorner Bürgermeiſter aber, nachdem er im Lehnſeſſel Platz genommen und ſich behaglich ausgeſtreckt hatte, knurrte, als ob er um eine Einleitung des weiteren Geſprächs verlegen wäre, ein „hm — hm“ und „ja — ja“ vor ſich hin, zupfte ſeinen Bart und begann endlich, die Hand feſt auf die Tiſchplatte legend: „Warum ſoll ich länger krumm herum gehen, da ich zuletzt doch mit der Sprache heraus muß? Lieber Gevatter, es hat Euch ſcheinen müſſen, daß ich in letzter Zeit ſehr erzürnt auf Euch war. Und ich bin's auch wirklich geweſen und bin's im Grunde noch jetzt, da Ihr Euch von der gemeinſamen Sache ſo garſtig abgekehrt habt. So mag es Euch nun mit Recht verwundern, daß ich Euch gleichſam nachlaufe und wie einen lieben Freund anſpreche. Aber . . . ich will's Euch nicht vorenthalten: es geſchieht meines Sohnes wegen, der mir ſchon vor Monaten mit einem ganz abſonderlichen Anliegen gekommen iſt, von deſſen Erfüllung doch, wie er behauptet, ſeine ganze Seligkeit abhängt. Seine ganze Seligkeit! Das iſt ein Bischen viel, und wie ich ihn kenne. . . Aber mag ſein. Ich bin noch nicht zu alt, um begreifen zu können, daß das ſo einem jungen Fant im Augenblick volle Wahrheit iſt. Als ich in ſeinen Jahren war . . .“ Er ſtrich mit der Hand an den

Augen vorüber, wie wenn er etwas fortſcheuchen wollte. „Mag ſein. Man kommt auch über das hinweg. Aber die ganze Seligkeit war's wirklich.“

„Ich merke wohl, Ihr wißt von dem, was mein Kind angeht,“ ſagte Blume ernſt. „Dann wißt Ihr auch, wie wir damals euren Sohn beſchieden haben: nur mit eurer Genehmigung dürfte das Verlöbniß eingegangen werden. Das war freilich für mich ſo gewiß als nie, aber ich wollt' ihn nicht ohne alle Hoffnung laſſen, da er ſich's ſelbſt doch zutraute, den Vater zu bewegen. Iſt das nun geſchehen?“

Tileman ziſchte durch die Zähne. „Ja und nein,“ antwortete er nach einer Weile. „Ihr mögt Euch vorſtellen, Herr Gevatter, daß ich von ſolcher Eröffnung wenig erbaut war. Denn ohn' Euch zu nahe treten zu wollen — mein Sohn und eure Tochter geben in der Welt Augen ein ungleiches Paar. Bin ich gleich ein Bürger wie Ihr, ſo hab' ich doch aus meiner Heimath ein adlich Wappen mitgebracht, das ſo alt iſt, als irgend eines anderen Geſchlechts Wappen in dieſem Lande, und die im Rath der alten Stadt Thorn ſitzen, haben Grund auf dieſen Vorzug ſtolz zu ſein und ihre Familien in vornehmer Abgeſchloſſenheit zu halten. Wollt Ihr's ein Vorurtheil nennen, ſo giebt's doch keinen Stand, der davon frei bliebe. Käm's an Euch, Ihr dächtet wie ich. Darum gerieth ich anfangs auch in großen Zorn und ſagt' ihm auf den Kopf, daraus könne nichts werden und er ſolle ſich's ein für alle Mal aus dem Sinn ſchlagen. Bald aber ſollt' ich erfahren, daß er ſich's ſchwerer zu

Gemüth genommen, als ich meinte. So mit einem streng abweisenden Wort macht' ich ihn nicht still. Er kam wieder und wieder; es gab lauten Streit zwischen uns, und am Ende hat er mir gedroht . . . Das will ich nicht wiederholen. Der Trotzkopf! Ich mußt' ihm doch so viel zugestehen, daß ich mir's zu überlegen versprach. Es ist schon so viel Unglück in meinem Hause — das mocht' ich nicht mehren durch halsstarriges Versagen. Und wenn ich nun eure Magdalene sehe, so begreif' ich's wohl, daß mein Junge ganz toll verliebt und zu allerhand Thorheit fähig ist. Deshalb möcht' ich nun doch das letzte Wort noch nicht gesprochen haben."

„Das lohn' Euch Gott," sagte Blume, die Hand auf die seine legend, „daß Ihr so gütig der Kinder Herzensglück bedenkt. Freilich sind wir nur schlichte Leute und haben auch an Gütern nicht viel zu bieten. Aber an Bravheit steht unser Mädel wahrlich hinter keinem hochgeborenen Fräulein zurück, und so bescheiden bin ich nicht, daß ich's zu gering erachtete für irgend eines braven Mannes Weib. Es mag Euch hart ankommen, lieber Herr, euren Stolz zu demüthigen, aber glaubt mir, nicht weniger bedenklich bin auch ich, für mein liebes Kind eine Gnade anzunehmen. Was Ihr gern thut, das soll Euch gern gedankt werden."

„Ich will thun, was ich kann," entgegnete Tileman, „und wenn ich's thue, weil ich's thun kann, soll es auch gern gethan sein. So viel und nicht mehr verlang' ich auch von der anderen Seite. Hört mich an, Herr Barthel, und nehmt meine Worte für so ernst, als sie gesprochen

ſind. Eure Magdalene gefällt mir wohl und es ſoll mir genügen, daß ſie ſehr ehrſamer Bürgersleute Kind iſt und an Ausſtattung mitbringt, was in ſolchem Fall üblich; es ſoll Jedermann wiſſen, daß ſie meine Schwiegertochter iſt und ſich danach richten. In dem alſo, was mich allein angeht, findet Ihr mich nachgiebig und billig, wie Ihr's wünſchen möget. Aber es giebt etwas darüber, damit kann ich nicht paktiren. Sondern das muß mir voll gewährt werden." Er hielt in der Rede ein und ſah ſeinem Gegenüber ſcharf in die Augen. „Ich kann mich nicht einem Manne verſchwägern, der bundbrüchig und aller meiner Streitgenoſſen erklärter Gegner iſt."

Die Stirn Blume's verfinſterte ſich. „Dann hebt Ihr alles wieder auf, was Ihr großmüthig zugeſtanden habt, Herr Tileman — alles."

„Nein, Barthel, es bleibt beſtehen. Ich will's Euch nicht zurechnen, was Ihr gethan habt, Euch in ſolche Gegnerſchaft zu ſetzen. Das einzige, das ich von Euch fordere und fordern muß, iſt dies: das Ihr auf nächſter Tagfahrt ſo öffentlich, als auf der letzten euer Proteſt lautete, vor dem Herrn Hochmeiſter, ſeinen Prälaten und Gebietigern und vor Landen und Städten erklärt, euer Austritt aus dem Bunde ſei Euch und eurer Stadt leid geworden —"

Blume erhob ſich haſtig und ſtützte die Hand auf den Tiſch.

„Hättet Euch auch überzeugt," fuhr Tileman vom Wege, ihm abwinkend, fort, „daß ſolcher Austritt und Rückforderung der Siegel nach den Satzungen des Bundes

unzuläſſig und daß ſie in Wahrheit nichts enthielten, was gegen des Herrn Hochmeiſters Perſon, gegen ſeinen Orden und gegen die heilige Kirche gemünzt ſei.“

„So war's gemeint!“ rief Blume mit bebender Stimme. „Erkaufen wollt Ihr mich —“

„Ruhig, Barthel, ruhig!“ mahnte der Thorner. „Was Ihr erklären ſollt, dürft Ihr als ein ehrlicher Mann erklären, denn es iſt nach dem Rechten. Seid Ihr vorhin im Irrthum geweſen, das mag Euch Niemand vorwerfen, denn ſchwache Menſchen ſind wir alle, und es iſt wohl verſtändlich, daß ihr Marienburger hier vom Hauptſchloß großen Druck erfahren habt und ängſtlich geworden ſeid, die gute Sache ferner zu vertreten. Nun ſehet Ihr aber ein, wie viel ungerechten Schaden Ihr dadurch ihr zufügt, daß Ihr die Einigkeit ſtört und auch andere zum Abfall verleitet. So wird größere Freude ſein im Bunde über eure Rückkehr, als wenn Ihr nie wankend geworden wäret.“

Blume ſchüttelte das lange Haar, das Haupt hoch aufgerichtet. „Nie wird das geſchehen, Herr Tileman vom Wege,“ ſagte er feſt, „nie — nie! Und wenn ich mein liebes Kind —“

„Verſchwört Euch nicht,“ fiel der andere ein. „Das iſt eine Sache, die reifliches Bedenken fordert, nicht ſo im Eifer abgemacht werden darf.“ Lächelnd fügte er hinzu: „Ich meine, ſie geht auch nicht nur den Rath eurer Stadt an, von dem Ihr wenig Widerſpruch zu erwarten habt, ſondern vielleicht mehr noch euren Haus-Rath, in dem die kluge Frau Chriſtine eine wichtige Stimme hat. Deshalb entſcheidet Euch nicht, bevor Ihr dort angefragt

und eine Antwort erhalten habt. Ich will Euch nicht übereilen, Gevatter. Ihr habt Zeit bis zur nächsten Tagfahrt."

„Ich fordere sie nicht," antwortete Blume. „Ihr kennt meine Art schlecht. In allem, was das Haus angeht, laß' ich mir gern von meinem Weibe rathen, wie das eines christlichen Ehemannes Pflicht ist. Wenn aber die Stadt oder das Land . . . Nein, nein! Ihr kennt auch Christine schlecht. Nie würde sie sich solcher Dinge vermessen."

„Es geht das Haus an," sagte Tileman scharf betonend. „Ihr mögt Euch sperren, wie Ihr wollt, das werdet Ihr müssen gelten lassen. Zur Beruhigung eures Gewissens will ich Euch aber in gutem Vertrauen noch eins mittheilen. Man wirft unserm Bunde vor, daß er ein Bund gegen Gewalt sei, also Gewalt mit Gewalt abzutreiben bereit stehe. Weil es nun aber gegen göttliches und weltliches Gesetz sei, daß die Unterthanen gegen ihre Herrschaft Gewalt gebrauchen, so wäre der Bund verwerflich und nicht zu leiden. Nun seid Ihr selbst zwar zehn Jahre lang der Meinung gewesen, es sei nichts Unrechtes in unsern Brief gesetzt —"

„Weil ich diesen Punkt so nicht auslegte. Gott mag mich strafen, wenn ich jemals an Gewalt gegen meine verordnete Obrigkeit gedacht habe!"

„Und dazu zwang Euch des Briefes Fassung auch nicht. Weil aber doch jetzt ein groß Geschrei erhoben ist und leicht noch mehr Schwachmüthige dahin neigen können, wir hätten uns allerhand Hinterthüren offen lassen wollen

ſo hab' ich in Elbing ganz ſtill mit einigen Führern des Bundes berathen, wie wir ſolchen Verdacht mundtodt machen können, und ſind einig geworden, den Brief dahin zu deklariren, daß wir gegen Gewalt der Herrſchaft nicht wider ſie mit Gewalt vorzugehen gemeint ſind, ſondern, wenn dem einen und andern ſein Recht im Lande nicht würde, alle für einen Klage führen wollen an der Stelle, die der Herr Hochmeiſter nebſt ſeinem Orden und die Herren Prälaten als einen Richter erkennen müſſen: bei Kaiſer und Papſt. Ich hoffe, darauf werden wir einig im Bunde, und deshalb geſchieht's auch, daß ich jetzt nach Danzig reiſe, dieſes wichtigen Gliedes Vollwort zu erbitten. Für Thorn glaub' ich mich verbürgen zu können. Nach ſolcher Deklaration aber weiß ich nicht, was Euch hindern kann, euer Verbleiben im Bunde zu melden. Nicht Ihr, dürft Ihr ſagen, ſeid zu unſerer Meinung bekehrt, ſondern wir ſind's zu der euren."

„Doch ſchwerlich in meinem Sinn," entgegnete Blume. „Was heute ſo deklarirt wird, kann morgen anders deklarirt werden. Ich verſtehe eure Klugheit: Ihr wollt den Herrn Legaten los werden und deshalb den Orden in Sicherheit wiegen, daß er Euch dazu helfe. Um Kaiſer und Papſt iſt es Euch nicht zu thun, ſondern um den Richttag im Lande, der das letzte Wort haben ſoll über Herrſchaft und Unterſaſſen. Das mag dem Lande vortheilig ſein oder nicht, ich laß' es dahingeſtellt. Der Bund aber will's durchſetzen auch gegen des andern Theils Bewilligung, Ihr täuſcht Euch nicht: das kann ſchließlich nur mit Gewalt geſchehen. Und weil ich das weiß und

meinen gelobten Eid auf alle Fälle halten will, darum hab' ich dem Bunde abgesagt, nun es noch im Frieden hat geschehen können. Daran halt' ich fest und müßt' auch in euren Augen ein Elender sein, wenn ich um Weib und Kind, Hab und Gut meinem Herrn die Treue bräche, wie ich sie verstehe. Darauf leb' und sterb' ich."

Nun stand auch der Thorner Bürgermeister auf, ging um ihn herum bis zur Wand, dann nochmals die Diele hinab und zurück bis in die Gegend der Thür. Er horchte hinaus. „Mir ist's so, als ob ich die Schellen des Schlittens vernehme," sagte er. „Helft mir zu Pelz und Kogel. Nach Dirschau komme ich doch schon in der Dunkelheit."

Der Wirth ging hinaus und kam nach einer kurzen Weile mit der Meldung wieder, es sei alles zur Abfahrt bereit. Tileman vom Wege trat in den Flur. Frau Christine kam die Treppe hinunter, blieb auf dem Absatz stehen und winkte einen freundlichen Gruß zu. „Ich will nicht in Sorgen scheiden," rief er hinauf, „da ich mir hier zwei gute Sachwalter weiß. Lasset Euch berichten, werthe Frau, was wir verhandelt haben, und sorgt dafür, daß ich recht bald wieder froh bei Euch einkehren darf."

Unter der Hausthür nahm er Blume's Hand und sagte: „Gesteht es selbst, ich kann nicht anders. Der Preis, den ich setze, ist nicht zu hoch. Zahlt ihn, und Ihr werdet nicht nur ein guter Vater, sondern auch ein guter Bürger sein. Damit Gott befohlen und auf Wiedersehen in Elbing!"

Eine Minute ſpäter hatte ſich der Schlitten ſchon in Bewegung geſetzt.

Bartholomäus Blume aber kehrte ſorgenſchwer in's Haus zurück. Mann und Frau hatten mit einander ein langes Geſpräch, und am Abend nach der gewohnten Zeit ging Magdalene mit verweinten Augen zu Bett.

Drittes Kapitel.

Marcus Blume und Urſula.

Es war in den letzten Tagen des Dezember, als ſich in Elbing die Abgeſandten der Lände und Städte wieder einſtellten, dem Herrn Legaten die geforderte Antwort auf Ja oder Nein zu geben. Sie waren weit entfernt davon, jetzt zu Kreuz zu kriechen. Nur wollten ſie den offenen Bruch vermeiden, ſo gut es geſchehen könnte.

Hans von Baiſen, immer der Rührigſten einer, ſo ſehr ihn auch ſein Fußleiden hinderte, ſuchte die Hitzköpfe zurückzuziehen, und es gelang ihm diesmal über Erwarten leicht, da Tileman vom Wege auf ſeine Seite trat. Den tieferen Grund kannte er nicht, aber was obenauf lag, ſchien ſein mäßiges Verhalten genügend zu erklären. Wer nicht blind ſein wollte, mußte ſehen, daß ſich im Bunde zwei Parteien gebildet hatten, von denen die eine die Hauptforderung des Legaten ſchroff abweiſen, die andere eine Unterſuchung zulaſſen wollte. Es kam nun darauf an, die Sache ſo ſchlau zu wenden, daß wo möglich die eigentliche Frage gar nicht zum Austrag gebracht zu

werden brauchte. Gelang es den Hochmeister und seine Gebietiger zu versöhnen, so gab es keinen Streit mehr, den der Legat zu schlichten gehabt hätte. Sicher war's dann beider Theile Wunsch, „ihm heim zu leuchten". Darauf gründete sich der geheime Plan der Wortführer.

Die drei Städte, die vom Bunde geschieden waren, blieben diesmal unvertreten. Tileman vom Wege wartete den einen Tag und den andern, daß der Marienburger Bürgermeister bei ihm anklopfen solle, aber der erschien nicht. Zu seinem Kumpan Johann von Los, dem's ebenfalls leid war, wie vielen andern, sagte er: „wir wollen ihm eine Brücke bauen, auf die er mit gutem Gewissen treten mag, thäte er das nicht, so mag er sich selbst zuschreiben, was daraus für ihn und seine unklugen Genossen folgt, und wollen es nicht vergessen."

Nachdem nun auf dem Rathhause zwei Tage lang eifrig verhandelt und eine gute Einigkeit erzielt war, schickten Lande und Städte am Neujahrstage zwölf von den ihren, voran den Bannerführer des Kulmischen Gebietes Ritter Hans von Czegenberg zum Herrn Hochmeister auf's Haus und ließen sich eine gerade Erklärung erbitten, ob Seine Gnade mit ihren Prälaten und Gebietigern dem Herrn Legaten Hilfe, Rath und Beistand zu gewähren gedenke gegen der Lande und Städte Antwort. Er wich ihnen aus und entgegnete: „Lieben Ritter und Knechte und lieben Getreuen, ihr seid unsere gehuldigten und geschworenen Mannen und wir sind euer Herr. Was wir mit Recht euch zu euer Wohlfahrt und Besten können rathen, das sind wir pflichtig und wollen es gerne thun,

aber auf die Frage, die ihr an uns gerichtet habt, iſt uns und unſern Herrn Prälaten ſchwer zu antworten, da wir nicht wiſſen noch vernehmen, was eure Antwort ſein wird.“ Er könne nicht wider des Papſtes Macht und rathe zur Gefügigkeit. Das geſchah aber mit gar freundlichen Worten, ſo daß ſie wohl merkten, er wünſche den Frieden.

Darauf ſchickten nun Lande und Städte vier von den ihren zum Herren Legaten, eine Vorbeſprechung mit ihm zu halten. Sie ſeien bereit, ihm eine gütliche Antwort zu geben. Darüber war er ſehr erfreut, lobte ſie und verſprach, daß er ihnen Alles halten wollte, wie er es ihnen zugeſagt hätte. Er ſchickte auch ſogleich zum Hochmeiſter und zu den Prälaten und ließ ſie zu einer Verſammlung mit den Landen und Städten geſammt entbieten.

Hier im Remter nahm für Alle Hans von Czegenberg das Wort, alſo ſprechend: „Ehrwürdiger Vater, wenn wir nach der Bulle, die wir gehört, bei unſerm heiligen Vater dem Papſte wegen der Verminderung und Verkürzung der Dienſte Gottes im Lande zu Preußen ſchwer gerügt ſind, ſo hoffen und bezeugen wir mit der Wahrheit, daß uns darin großes Unrecht geſchehen iſt, wiewohl wir bekennen, daß Gottes Dienſt ſehr gekränkt und geſchwächt iſt im Lande. Das iſt geſchehen, vor allerlei großer Gewalt unſerer Feinde, der Krone zu Polen, der Littauer, Tartaren, Ruſſen, Samaiten, Walachen und Ketzer, die dieſes arme Land viel und oft überzogen, verheert und verbrannt und großen Mord begangen haben, Kirchen

und Klöſter beraubt und zerſtört, viel Volk aus dem Lande getrieben haben. Daraus mag eure Väterlichkeit erkennen, daß wir keine Schuld hieran haben, ſondern wir wohl beweiſen wollen, daß wir nach dieſem großen Schaden Gottes Dienſt nach unſerm Vermögen gemehrt haben und noch täglich mehren mit Stiftung ewiger Meſſen, Erbauung von Kirchen und Klöſtern, Almoſenſpenden aller Art. Auch iſt in dieſem gnadenreichen Jahr eine große Menge Volkes aus dieſen Landen gen Rom gezogen, die manch' Tauſend Gulden dorthin getragen haben. Nun nennt uns ſeine Heiligkeit in ſeiner Bulle Frevler wegen unſerer Verſchreibung, da wir doch allezeit der Hoffnung geweſen und auch heute noch ſind, große Gnade von der heiligen römiſchen Kirche zu verdienen für die von unſern Aeltervätern, Eltern und uns ſelbſt dem Chriſtenglauben geleiſteten fleißigen und getreuen Dienſte, die da unverzweifelt ihr Blut vergoſſen haben im Dienſte Gottes und unſerer Herrſchaft, damit dieſes Land bezwungen, gewonnen und beſetzt werde, und an hundert Meilen Land von Littauen, Samaiten und Rußland zum Chriſtenglauben gebracht haben. Hoffen deshalb, die heilige Kirche von Rom werde uns eine Belohnung thun an Seele und Leib um unſerer chriſtlichen Werke willen."

Darauf winkte ihm Herr Ludwig de Silves, dem ſein Kaplan Bruno Wort für Wort übertragen hatte, mit der Hand zu ſchweigen, verzog ſpöttiſch den Mund und ſagte: „Dies kann ich für eine genügende Entſchuldigung nicht annehmen. Wie wollet ihr euch loben für das, was ihr aus Gehorſam für die heilige Kirche gethan und

gelitten. Andere Könige und Herren haben viel größere Dinge gethan. Aus anderen Landen und Königreichen ſind im letzten Jubeljahr viel mehrere nach Rom gepilgert: wo hier einer ausgezogen iſt, dort wohl zehn und mehr. Deshalb rühmt ihr euch zur Ungebühr."

„Zum andern," fuhr Czegenberg fort, ohne ſich beirren zu laſſen, „ſollen wir uns verantworten unſeres Bundes wegen. In dem Brief ſteht voran geſchrieben, daß wir unſerem Herrn Hochmeiſter und ſeinem Orden, und ein jeder den Herren Prälaten, unter denen er geſeſſen, alles thun ſollen, was wir ihnen von Ehren und Rechts wegen zu thun pflichtig ſind. Und weiter: wenn einer mit Gewalt überfallen und an ſeinem Leibe gelediget oder unſchuldig zum Tode gebracht würde, daß wir das unſerm Herrn klagen wollen; ließe er's aber ungerichtet, daß wir es an ihm und ſeinen Helfern nicht ungerochen laſſen werden. Was wir doch alſo verſtehen und erklären, daß wir nicht Gewalt zu vertreiben gedenken in Befleckung der Rache, ſondern daß wir den Vergewaltiger, er ſei geiſtlich oder weltlich, ergreifen und zu Recht ſeinem rechten Richter ſtellen wollen, einen Prieſter ſeinem Biſchof, einen Biſchof ſeinem Erzbiſchof oder dem heiligen Vater, einen Laien unſerm Herrn Hochmeiſter oder dem Kaiſer. Nicht anders iſt dieſer Artikel gemeint."

Der Legat aber antwortete darauf hochfahrend: „Ihr ſeid übel gelehrt von dem, der euch alſo gelehrt hat. Euer Fundament iſt böſe; wie kann die Gloſſe gut ſein? Denn das Recht ſagt, daß man eine geiſtliche Perſon nicht ſolle halten über drei Stunden im Gefängniß; thäte das

ein Laie, so wäre er im Banne. Wie könnte das nun geschehen, daß ein Bischof in so kurzer Zeit seinem Erzbischof könnte ausgeantwortet werden, der über hundert Meilen weit gesessen ist? Darin sind' ich eure Sache unrecht, denn der Prophet spricht: Nolite tangere christos meos! Ihr wollt die richten, die Macht haben, den Sohn des einigen Gottes mit fünf Worten aus seiner Majestät hernieder zu bringen!"

Dazu nickte der Bischof Franziskus von Ermland recht sichtlich zwei oder drei Mal, wendete sich zum Legaten und flüsterte ihm in's Ohr. Das merkte Herr Hans von Czegenberg mit Verdruß, trat vor und sprach: „Herr Bischof von Heilsberg, diese Mühe haben wir von Euch, denn das ganze Land schreit über Euch und ist darüber erbittet."

Da sprang Franziskus feuerroth auf und rief: „Das vergebe Euch Gott, daß Ihr mir dies zuleget."

Der Ritter aber entgegnete: „Was ich sage, ist mir befohlen zu sagen," wendete sich um zu Landen und Städten und fragte: „Ist das euer Wille?"

Da sprachen sie gesammt: „Ja!"

Nun legte sich Herr Ludwig de Silves in's Mittel, gebot Ruhe und sagte: „Ihr irret, er hat es nicht gethan. Wenn es aber geschehen wäre, so hätte er Recht gethan, denn der Prälat handelt sträflich, der solche Dinge dem heiligen Vater vorenthält."

„Ehrwürdiger Vater," schloß Czegenberg, die Hände über der Brust kreuzend, „wir bitten demüthiglich eure Väterlichkeit, daß Ihr diese unsere Antwort geruhet gütlich

aufzunehmen und uns zu verantworten bei unſerm heiligen Vater dem Papſte, da wir uns nimmer anders wollen finden laſſen denn als gehorſame Söhne der heiligen Kirche und getreue Mannen unſeres Herrn."

„Wie ſoll ich euch entſchuldigen?" rief der Legat. „Ich finde eure Dinge nicht recht und ich finde euch im Irrthum und nicht als Söhne des Gehorſams. Ich habe euch drei Wege angezeigt, zu denen ich vollkommen Macht habe — ihr habt keinen aufnehmen wollen. Wie ziemt mir, unſerm heiligen Vater anders zu ſagen als die Wahrheit? Wenn er mich fragte: haſt Du auch der Bulle genug gethan? und ich müßte ſprechen: Nein! wie beſtände ich dann?"

Da trat Hans von Baiſen vor und ſagte: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr verhören und richten und vielleicht Interdikte legen in dieſen Landen, ſo werdet Ihr dem heiligen Vater und der Kirche keinen großen Dienſt damit thun. Eure Väterlichkeit mag wohl ſelbſt erkennen, wie viel Arges daraus entſtehen möchte. Darum dünkt mich gerathen, den Weg der Freundſchaft aufzunehmen."

Der Legat meinte freundlich, damit wolle er gern einverſtanden ſein. Es gefiel ihm aber augenſcheinlich recht wenig, daß der Hochmeiſter gleich das Wort nahm und Landen und Städten für ihre gütliche Antwort dankte, die ihm doch gar nicht ſo gütlich ſchien, und Hans von Baiſen, daran anknüpfend, ſagte: „Gnädiger Herr, haben wir irgendwelche Schelung mit Ew. Gnaden, wir wollen uns darum wohl lieblich und freundlich vertragen." Der Legat vervollſtändigte deshalb ſeine Meinung dahin: „das

ist mein Begehr und Wille auch wohl, daß ihr euch gütlich einigt und unter einander vertragt und solche Einigung vor mich bringt, damit ich dem heiligen Vater, der mich ausgesandt hat, eine vollkommene und gute Antwort einbringen möge."

Da hierauf alles stille war, verneigte sich der Legat nach allen Seiten und sagte: „Wir erbieten uns gegen euch alle: wer älter ist, als wir, den wollen wir halten für unseren Vater; wer uns gleich alt ist, den wollen wir halten für unseren Bruder; die aber jünger sind, als wir, die wollen wir halten für unsere Söhne. So nahe seid ihr unserm Herzen." Dann schlug er dreimal das Kreuz.

Damit sind Lande und Städte vom Legaten geschieden.

Tileman vom Wege, obgleich die Seele aller geheimen Berathungen, hatte sich bei dieser öffentlichen Verhandlung durchaus zurückgehalten. Auch jetzt wünschte er nicht vortreten zu dürfen. Aber er sagte: „Wir wissen nun klärlich, wie uns der Herr Legat gesinnt ist und wie er uns in Rom zu verantworten gedenkt. Von da her darf uns keine Entscheidung kommen. Besser ist's, daß die Sache einen Aufschub leide: kommen wir jetzt nicht zum Recht, so lassen wir doch auch das Recht nicht kränken. Es bleibe stehen, wie es steht."

So wurden nun am heiligen Dreikönigsabend die zwölf wieder zum Herrn Hochmeister auf's Schloß geschickt, ihm zu sagen, daß Lande und Städte auf Anrathen des Herrn Legaten den Weg der Freundlichkeit gewählt hätten.

„Gnädiger lieber Herre," sagte der Sprecher, „wir wissen von keiner Ungnade und Unfreundschaft. Wir wollen uns allezeit erfinden lassen gegen Euer Gnaden als eure getreue Leute und Untersassen. Dergleichen die Mannschaft und Untersassen der Herren Prälaten sich auch erbieten. Bitten Euch also demüthiglich als unsern rechten Herrn und hoffen Eure Gnade thue es mit Rechte, daß Ihr diese unsere rechtliche Erbietung geruhet aufzunehmen und eure armen Untersassen von Landen und Städten von diesen Beschwerungen des Herrn Legaten wollet befreien und entledigen, auf daß Eure Gnade und wir alle zu Ruhe und Frieden kommen."

Herr Ludwig von Erlichshausen hieß sie für eine Weile abtreten, da er mit seinen Prälaten und Gebietigern eine kurze Berathung nehmen wolle. Die verstanden wohl der Bündischen Meinung, daß alles in der Schwebe bleiben solle, versprachen sich aber von des Legaten Spruch zu ihren Gunsten keinen Gewinn und nahmen deshalb den Waffenstillstand an. Als die Deputation wieder hereingerufen war, antwortete daher der Hochmeister sehr gütig: „Liebe Getreue, euer Vorgeben deucht uns gar eine aufrichtige Antwort zu sein, die wir mit ganzer Dankbarkeit mit unsern Herrn Prälaten und Gebietigern und für unsern ganzen Orden aufnehmen. Wir sagen euch in guter Treue: läge es an uns, wie es an uns mit nichten liegt, ihr solltet jetzund gefreiet sein." Er versprach sofort eine „treffliche Botschaft" an den Herrn Legaten zu senden und so getreulich für sie zu arbeiten, „gleich als ob die Sache unser eigen wäre".

Als er sich voll frohen Muthes in sein Zimmer zurückgezogen hatte, wurde ihm vom Hauskomthur ein Brief abgegeben, den eben ein Junge vom Lande gebracht hätte. Woher er sei, wolle er nicht sagen, auch sonst keinen anderen Auftrag haben, als zu warten. Es stehe alles in dem Briefe. Man habe ihn in die Küche genommen und auf den warmen Herd gesetzt, da er nach seiner Erzählung im tiefen Waldschnee stecken geblieben und jämmerlich erfroren sei. „Der Brief sieht beschmutzt und auch sonst nicht sonderlich vertrauſam aus, gnädiger Herr," schloß der Komthur, „aber er ist, wie mir scheinen will, mit einem Ringe gesiegelt, den ich einmal an Ew. Gnaden Finger gesehen zu haben meine. Darum hab' ich nicht gezögert, ihn Euch zu überbringen."

„Gebt, gebt!" sagte der Hochmeister, der einen Blick auf das Siegel geworfen hatte. Er winkte dem Komthur sich zu entfernen. Der Brief bestand aus einem kleinen, zweimal gefalteten Pergamentblatt, um das über Kreuz ein Garnfaden gelegt war, der aus einem alten Kleidungsstück ausgezogen sein mochte. Ueber den Knoten war ein Stück Wachs geklebt, das den Siegelabdruck enthielt. Die Aufschrift: „An den ehrwürdigsten Herrn Hochmeister deutschen Ordens, wo er getroffen wird" zeigte eine röthliche, sehr blasse Farbe. Ludwig von Erlichshausen wiegte nachdenklich den Kopf und murmelte: „Von Ursula —? Wie käme mir das?" Er durchschnitt den Faden auf der Seite mit seinem Dolch und zog das Blatt heraus. Dann trat er an's Fenster und las:

„Hochwürdigster Herr Hochmeister, gnädigster Herr!

Dieſes ſchreibe ich in großer Sorge auf das letzte Blatt eines alten Gebetbuchs, ſtatt der Tinte mit meinem Blut, und mit des treuen Raben Feder, der ſein Leben unter den Händen eines ſchlechten Wichtes hat laſſen müſſen. Nur allzu knappen Raum hab' ich, Ew. Gnaden zu berichten, wie wir nach preußiſch Holland gekommen und Abends beim Krüger an der Mühle abgeſtiegen ſind, die Nacht zu bleiben. Allda ſich noch ſpät, dieweil wir ſpeiſten, ein Mann eingefunden hat, den wir ſchon vorher auf der Straße unfern der Ordensmühle geſehen, und ſchien uns vom Hauſe zu ſein. Der hat ſich zu uns geſetzt, ganz in einen Mantel eingeſchlagen und das Geſicht halb verdeckt, einen Krug Bier verlangt und mit dem Fräulein ein Geſpräch angefangen, auf das ſie doch wenig geachtet, ſondern ſich alsbald mit der alten Frau nach ihrer Kammer zurückgezogen. Der Wirth hat ihn gar höflich und demüthig behandelt, auch auf mein Fragen heimlich angezeigt, daß er ein Ritter vom Schloſſe oben ſei und mit Namen Boppo von Oſtra heiße, auch gern einmal bei ihm einen Trunk thue. Dieſer ſelbige Mann, als wir am andern Morgen früh ausfuhren und ſchon eine halbe Stunde unterwegs waren, iſt uns im Walde nachgeritten gekommen, ganz in Harniſch, und hat uns unter ſchrecklichen Drohungen gezwungen, ſeitab zu lenken, und in das einſame Haus eines Waldwarts gebracht, wo er uns nun gefangen hält. Denn er ſchwört, daß das Fräulein ihm angehören müſſe mit Gutem oder Böſem und hätte ſich wohl ſchon mehr erdreiſtet, wenn ihm der Rabe nicht das eine Auge ausgehackt hätte, wofür er ihn dann er-

würgt. Auch meines Lebens bin ich nicht sicher, das ich doch zur Vertheidigung des Fräuleins gern hingeben würde. Schreibe also Ew. Gnaden in höchster Noth mit Bitte zu helfen und hoffend, den Buben des Waldwarts als Boten zu gewinnen. Er kann den Weg anzeigen. Marcus Blume."

Dies war mit ganz kleiner Schrift und engen Zeilen kaum leserlich geschrieben. Der Hochmeister hatte Mühe den Inhalt zu enträthseln. Dann sank ihm die Hand nieder. „Ist's so weit gekommen im Orden," rief er schmerzlich, „Wegelagerei — Jungfrauenraub! Hilf, Maria, Du reine Gottesmagd!"

Er schlug mit dem Klöppel an die runde Metallscheibe, die an einem auf dem Tische stehenden Gestell hing. Gleich darauf erschien der Hauskomthur wieder und fragte nach seinem Befehl. Er hieß ihn die Groß-Gebietiger eiligst in sein Gemach berufen.

Sie ließen nicht auf sich warten, da sie an eine wichtige Nachricht in Betreff der Verhandlungen mit dem Legaten dachten.

Die Enttäuschung war deshalb von allen Gesichtern abzulesen, als Ludwig von Erlichshausen den Inhalt des Briefes vorgetragen hatte und nun mit ganz ungewohnter Lebhaftigkeit die strengsten Maßregeln gegen den pflichtvergessenen Bruder forderte. Nur Plauen bewahrte seine Haltung. „Der Fall scheint schwer zu liegen," sagte er. „Wie konnte Ostra auch nur wagen, tagelang ohne Urlaub seines Komthurs auszubleiben? Alle Zucht in den Häusern des Ordens ist vergessen: ein jeder thut, was er mag,

und die Ehrbarkeit schwindet mehr und mehr. Weh uns, wenn wir mit solchen Streitern in einen ernstlichen Kampf ziehen müssen!"

„Hier ist nicht nur die Ordensregel verletzt, sondern ein schweres Verbrechen begangen," rief der Hochmeister. „Ich will den Wicht, der die Landstraßen unsicher macht, in die Ketten legen."

„Eure Gnade wolle sich vorsehen," bemerkte Richtenberg, „und bedächtig Maß halten. Es ist Euch sicher erinnerlich, gnädiger Herr, daß Ihr vor der Wahl zugesichert habt, keinen von den Brüdern mit den Eisen zu beschweren oder ohne Gericht gefangen zu halten, sondern dem Generalkapitel die Bestrafung zu überlassen."

Der Hochmeister senkte die Augenlider und biß die Lippe. Es war ihm sehr ärgerlich, das zu hören, aber er konnte nicht widersprechen, denn der Großkomthur sagte die Wahrheit. „Seine Buße soll ihm vom Kapitel gesetzt werden," murmelte er in den Bart, „darum handelt es sich jetzt nicht, sondern daß wir ihn auf frischer That betreffen und festnehmen. Wahrlich die Klagen über Gewalt sind schon groß genug im Lande. Erhebt sich ein neues Geschrei über diese That, so möchten wir vor dem Herrn Legaten schlecht bestehen und das Friedenswerk schwerlich zum guten Ende bringen."

„Wir dürfen deshalb nicht selbst Lärm schlagen," meinte Erdorf. „Der von Ostra ist mein Neffe und auch sonst einigen im Orden verwandt. Ich kenn' ihn, er hat heißes Blut und eine rasche Hand. Sein Vater ist ein mährischer Edelmann aus altem eingeborenem Geschlecht;

man fragt dort nicht ſo ängſtlich nach dem, was erlaubt oder verboten iſt, und greift zu, wenn's der Mühe lohnt. Ich will Boppo nicht vertheidigen, bevor er ſich ſelbſt verantwortet hat. Aber daß irgend einer von der Straße ihn ſoll anklagen dürfen, geht mir noch weniger in den Sinn."

„Es iſt nicht irgend einer von der Straße," antwortete der Hochmeiſter ſehr ernſt, „ſondern Marcus Blume, wie ich Euch geleſen habe, des Bürgermeiſters Bartholomäus Sohn. Er wird uns ſicher nichts Unrechtes zu berichten wagen."

„Aber wer weiß, wie garſtig er übertreibt," wendete Erdorf lächelnd ein. „Kann ſich der Ritter nicht einen Spaß mit dem Burſchen gemacht haben, den er mit einer hübſchen Dirne über Land fahren und im Wirthshauſe nächtigen ſah? Und wenn es wirklich ſeine Abſicht war, ſie ihm abzujagen —"

„Ihr ſprecht für eure Jahre ſehr leichtfertig, Herr Marſchall," fiel ihm Erlichshauſen in's Wort. „Daß der Wegelagerer und Räuber euer Neffe iſt, thut mir wahrlich leid, aber ſolche Rückſicht darf ich nicht kennen. Das Fräulein, von dem der Brief ſpricht, iſt keine leichte Dirne, wie Ihr meint, ſondern . . ."

Er ſtockte und ſchaute im Kreiſe um, ob ihm einer zu Hülfe kommen wolle. Statt deſſen ſagte Helfenſtein, der den Brief aufgenommen und das Siegel betrachtet hatte, ein wenig ſpöttiſch: „Ew. Gnaden ſcheint die Reiſe des jungen Mannes nicht unbekannt geweſen zu ſein. Jedenfalls habt Ihr ihn — oder das Fräulein in den

Stand gesetzt, ein gar vornehmes Siegel benutzen zu dürfen."

„Die Zeit drängt," fiel der Hochmeister in großer Unruhe ein. „Während wir hier her- und hinsprechen über Dinge, die seitab liegen, kann eine schwere Gewaltthat geschehen sein. Auch ich will über Niemand Urtheil sprechen, bevor ich ihn gehört habe. Verhält sich's aber in Wahrheit so, daß einer von den Brüdern den Raub vollführt hat — wer der auch sei, man soll sein Verbrechen nicht bemänteln und ihn der Verantwortung entziehen. Herr Spittler, ich bin in eurem Hause, und an Euch zunächst richt' ich meinen Befehl. Rüstet sofort eine ausreichende Mannschaft aus, den Uebelthäter zu überwinden und dingfest zu machen. Ihr selbst begleitet sie."

Plauen stand auf und verneigte sich. „Es soll auf der Stelle geschehen, gnädiger Herr," sagte er. „Ich segne euren mannhaften Entschluß."

Die andern steckten die Köpfe zusammen und zischelten mit einander. „Unser Rath gilt wenig," bemerkte der Großkomthur unzufrieden und so laut, daß der Hochmeister ihn verstehen mußte.

„Ich hab' ihn angehört," antwortete derselbe. „Wie soll er mir gefallen? Es ist des Meisters gelobte Pflicht, die Zuchtlosen in der Brüderschaft zu züchtigen, und eure üble Nachsicht soll mich nicht hindern, fortan meines Amtes mit aller Strenge zu walten."

„Seht zu, wie weit Ihr damit kommt," bemerkte Richtenberg trotzig. „Allzu scharf macht schartig. Es ist

noch nicht so lange her, daß drei Konvente sich mit den Landen und Städten verbündeten und ihnen Beistand zusagten. Was Ew. Gnaden üble Nachsicht nennt, scheint uns kluge Vorsicht. Man darf den Mißmuth im Orden nicht nähren. Schlagt einen von den Brüdern und jeder empfindet es am eigenen Leibe"

„So wünscht' ich, es wäre so," entgegnete Erlichshausen, „denn wahrlich, die Verderbniß ist allgemein. Es soll nach der Gerechtigkeit verfahren werden."

„Wir sind auch einmal jung gewesen," knurrte Erdorf mit einem anzüglichen Blick von unten her.

Der Hochmeister sah ihn darauf scharf an, schien dann aber doch nicht den Muth zu haben, eine deutlichere Erklärung zu fordern. Seufzend wendete er sich an den Spittler: „Thut, wie ich Euch geheißen habe und bringt mir schnellen Bericht." Den andern winkte er mit der Hand abzutreten. Das geschah.

Plauen traf sofort seine Anordnungen. Vier Knechte sollten aufsitzen, einer von ihnen den Jungen als Wegweiser vor sich nehmen. Für ihn selbst sollte ein Pferd gesattelt werden. Indessen ging er in sein Gemach, Waffen anzulegen und einen Mantel von dichtem Tuch umzuhängen.

Als ihm nach einer halben Stunde gemeldet wurde, daß die Mannschaft bereit sei, schickte er nach der Küche, den Jungen herbeizurufen. Zu seiner nicht geringen Verwunderung wurde ihm angezeigt, der sei bereits abgeholt worden. Es habe geheißen: auf des Herrn Hochmeisters

Befehl. „Das ist Exdorf's Vorkehr," knirschte der Spittler, „er ist uns zuvorgekommen."

Der Thorwart bestätigte, daß vor einer guten Weile ein Mann auf kräftigem Ritterpferde hinausgeritten sei; der Junge wäre nebenher getrabt, draußen aber auf's Pferd genommen. Auf der Landstraße ließen sich denn auch die frischen Schneespuren eines galoppirenden Pferdes erkennen. Der Reiter kam nicht mehr in Sicht; er hatte einen zu weiten Vorsprung und war offenbar angewiesen, lieber den Gaul zu Schanden zu reiten als zu verspäten. So kam es nun darauf an, wenigstens nicht an der Stelle vorüberzueilen, wo er links ab in den Wald eingebogen sein mußte. Plauen fand sie glücklich auf. Auch das Schlittengeleise von der andern Seite her war noch nicht ganz verweht. Auf dem Waldwege konnte man nur im Schritt weiter. „Hier holen wir ihn vielleicht doch noch ein," meinte Plauen, seinen Leuten Muth zu machen, „er hat die halbe Last mehr als wir." Aber der Reiter war klug gewesen und hatte sie abgeworfen, sobald er des Weges sicher sein konnte; dort schaufelte ja der Junge durch den Schnee! Er wurde bald eingeholt und zeigte ein sehr verwundertes Gesicht, als er erfuhr, daß er an den Unrechten gekommen sei. Der müsse jetzt die Waldhütte schon erreicht haben.

Die Pferde keuchten, aber Plauen trieb zur Eile. Schon wurde auf einer Waldblöße der hohe Strauchzaun sichtbar, der das Blockhaus umschloß. In wenigen Minuten mußte es zu erreichen sein. Da aber sprengten durch das offene Gatter zwei Reiter, wendeten seitab und

verschwanden hinter den Tannen in entgegengesetzter Richtung. Einen Augenblick dachte Plauen an Verfolgung; die Knechte hielten doch ihre Gäule selbst für zu müde. So ritt er denn in die Umzäunung ein.

In der Thür des Hauses stand die alte Frau, rang die Hände und wehklagte laut. Sie schien eine neue Anfechtung zu befürchten. „Ach, gnädige Herren, erbarmt euch unser," bat sie, „wir haben schon so viel gelitten."

„Wo ist euer Fräulein?" fragte der Spittler. „Habt keine Furcht; wir kommen zu eurer Befreiung."

„Ursula ist drinnen bei meinem armen jungen Herrn," berichtete sie nun ein wenig beruhigt, „den der Unmensch halb todt geschlagen hat. Heilige Mutter Gottes, hilf ihm, daß er's überwindet! Der Waldwart ist fortgelaufen, als es herauskam, daß sein Junge sich zum Botendienst hat bestechen lassen. Da ist es zum Kampf gekommen mit so schlimmem Ende für Marcus. Aber das Fräulein ist unversehrt."

Plauen trat ein. Auf der niedrigen Bettlade des Waldwarts lag Marcus Blume lang hingestreckt. Ursula kniete an seiner Seite. Sie hatte ihren Rock zerrissen und aus den langen Fetzen einen Verband für seine Stirn hergestellt. Unter demselben rieselte aber das Blut vor. Sie tupfte es mit einem in Wasser getauchten Tuch fort. Er hatte die Augen nur halb geschlossen und sah sie unverwandt an. Ihre Hände waren voll Blut. „Ach, nur wenige Tropfen von Deinem Wundbalsam, Mutter!" jammerte sie.

Marcus erkannte den Spittler. „Laßt mich hier

liegen, gnädiger Herr," bat er mit ſchwacher Stimme, „und bringt Urſula in Sicherheit. Ich hoffe, dazu ſchickt Euch der Herr Hochmeiſter."

„Das Fräulein hat nichts mehr zu befürchten," verſicherte Plauen, nahe herantretend. „Leider kam ich zu ſpät, den frechen Buben abzufangen. Er war gewarnt worden und entfloh. Aber ich werde ihn zu finden wiſſen. Hier iſt zur Zeit nur noch Gefahr für Euch."

Urſula ſtreichelte die Hand des Verwundeten. „Ich verlaß Euch nicht," ſagte ſie zuverſichtlich.

„Marcus muß ſogleich nach Elbing geſchafft werden," fuhr Plauen fort, „er bedarf ärztlicher Pflege. Wo iſt der Schlitten, der Euch hergebracht hat?"

„Hinter dem Hauſe," ſagte die alte Frau, „und die Pferde ſtehen halb verhungert unter dem Vordach. Ich will ſogleich ein möglichſt bequemes Lager zurechtmachen."

„Thut das," mahnte der Spittler. Den Knechten befahl er, das Anſchirren der Pferde zu beſorgen und den Verwundeten ſodann auf den Schlitten zu tragen. Er zog den Verband feſter zuſammen, um das Blut zu ſtillen, erkundigte ſich bei Urſula nach dem Geſchehenen und forderte eine Beſchreibung des räuberiſchen Geſellen. Sie wurde ihm gegeben; röthlich-blondes, tief in die Stirn gewachſenes Haar, ſtechende graue Augen, Schnauzbart mit gekräuſelten Spitzen, Narbe über dem Kinn. „Die Verletzung am Auge, die ihm der Rabe mit ſeinem ſcharfen Schnabel beigebracht, wird er nicht verleugnen können," meinte Marcus.

Der Spittler ließ zwei Knechte zur Begleitung des

Schlittens zurück; dem einen trug er auf, dem Herrn Hochmeister zu melden, wie sie's gefunden hätten, und daß er selbst nach dem Hause Preußisch-Holland geritten sei, eine ernstliche Untersuchung in die Wege zu leiten. Er ritt dann auch ab, während noch der Schlitten gerüstet wurde; nicht hinter den Flüchtigen her, sondern seitab, um sie von der Landstraße abzuschneiden. Den Jungen des Waldwarts mußte der eine von seinen Knechten auf's Pferd nehmen. Er hatte gesagt: „sie müssen weit um den Sumpf herum."

Marcus wurde auf den Schlitten gelegt. Ursula setzte sich neben ihn und nahm seinen Kopf in den Arm. Die alte Frau kutschirte, immer bemüht den Stubben und Steinen auszuweichen. So gelangten sie noch bei guter Tageszeit nach Elbing. Die Knechte ließen gleich beim Spittel vorfahren und sorgten für Aufnahme des Kranken. Der städtische Spittelherr, ein Mitglied des Rathes, war bald zur Stelle und erwies dem Sohne des Marienburger Bürgermeisters alle Freundlichkeit. Der Stadtchirurgus untersuchte und verband kunstgerecht seine Stirnwunde.

Nach einer Stunde kam unangemeldet kein geringerer, als der Hochmeister selbst, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er hatte sich nur von einem Diener des Hauskomthurs begleiten lassen und trug nur das einfache Kleid des Deutschordensritters ohne jedes Abzeichen seiner Würde. Man erkannte ihn deshalb im Spittel auch nicht. Ursula aber kniete vor ihm nieder und dankte ihm mit bewegten Worten für die Hülfe, die er ihnen gesendet.

Er hob sie auf und küßte sie auf die Stirn. „Ich glaubte Euch schon längst in Marienburg," sagte er. „Wie ist es gekommen, daß Ihr Euch erst jetzt auf die Reise machtet?"

„Die Mutter wollte mich anfangs nicht fortlassen, gnädigster Herr," antwortete sie, „trotz eures Briefes, den sie mit Thränen in den Augen wohl zehnmal las und wieder in ihrer Tasche verbarg. Marcus sollte nur gleich zurückkehren. Er blieb aber bei dem Kaplan und kam am andern und nächsten Tage wieder, seine Bitte zu wiederholen. Da gab sie denn endlich nach, da es doch zu meinem Glück sei, wie sie meinen müßte — und sie könnte auch nicht gegen Ew. Gnaden Befehl, sagte sie. Ich sollte aber noch das Weihnachtsfest mit ihr verleben, wie alle die Jahre. Und dann erbat sie sich von Marcus wieder einen Tag und noch einen. Es ist ihr schwer mich zu missen, und auch mir ward die Trennung nicht leicht. Endlich, nachdem schon mehr als eine Woche bei so zögerndem Abschiednehmen vergangen war, fürchtete Marcus doch mit Recht, die Eltern könnten in Sorge um ihn sein. So beeilten wir dann die Reise, bis uns gestern begegnete, was Ew. Gnaden weiß."

„Ich will sogleich einen Eilboten nach Marienburg schicken," sagte der Hochmeister zu Marcus, „euren Vater zu benachrichtigen. In der Nacht oder spätestens morgen in der Frühe kann er dann selbst hier sein."

„Thut das nicht, gnädigster Herr," bat Ursula. „Es ist gerathener, wir schaffen Marcus, sobald die Pferde nothdürftig ausgeruht sind, noch heut' zu Schlitten nach

Marienburg. Ich weiß von meiner Mutter, daß dies für den Wundkranken am ersten Tage keine sonderliche Gefahr hat. Am zweiten aber stellt sich das Fieber ein, und dann ist ihm die bessere Pflege im Elternhause zu gönnen. Sehen die Seinigen ihn lebend, so wird auch nicht der Schreck so groß sein."

„Das Spittel wär' auch kein rechter Aufenthalt für Ursula," setzte Marcus hinzu, „und sie hat versprochen, mich nicht zu verlassen."

„Ihr habt Recht," sagte der Hochmeister nach kurzem Bedenken. „Ich will vom Schloß noch einige Pelze schicken, den Kranken und seine barmherzige Begleiterin warm einzuhüllen." Er drückte Marcus die Hand. „Lebt wohl und empfanget meinen herzlichen Dank, daß Ihr Ursula so mannhaft vertheidigt und ihre Ehre über euer Leben gesetzt habt. Das soll Euch auch von meiner Seite unvergessen sein."

„O, gnädiger Herr," rief Marcus, „dessen bedarf es wahrlich keines Dankes. Hab' ich doch im ganzen Leben keine größere Freude gehabt, als da ich mit meiner geringen Kraft für das Fräulein einstehen durfte. Gott aber hat das Schlimmste abgewendet durch eure Hand. Denn wahrlich, kaum eine Minute später hätte die Hilfe eintreffen dürfen."

„Wir sehen einander in Marienburg wieder," versicherte der Hochmeister, sich verabschiedend. Mit einem Blick auf Ursula setzte er hinzu: „In besserer Pflege könnt' ich Euch nicht wissen." Dann ging er nach dem Schloß zurück.

Bald langten die verſprochenen Pelze und Decken an. Die Fahrt auf der wie ein Tiſch ebenen Landſtraße legte Marcus keine beſondere Anſtrengung auf. Oefter nur äußerte er die Beſorgniß, daß ſeine Mutter erſchrecken werde, wenn ſie ihn ganz unvorbereitet in ſolchem Zuſtande ſehe. Deshalb wurde unter dem Thor ein wenig Halt gemacht und die alte Frau vorausgeſchickt. Als dann langſam der Schlitten vorfuhr, ſtanden unter der Laube ſchon Bartholomäus Blume und Chriſtine. Magdalene aber war bis auf die Straße hinausgelaufen und auf die Schlittenkufe geſtiegen, den ſo lange ſchmerzlich Vermißten zuerſt zu begrüßen und Urſula die Hand zu drücken.

Kurze Zeit darauf lag Marcus in ſeinem gut durchwärmten Stübchen auf weichem Lager. Er war in tiefen Schlaf verfallen. Die beiden Mädchen wollten ſich die Nachtwache nicht nehmen laſſen. Aber Frau Chriſtine behauptete ihr Mutterrecht.

Viertes Kapitel.

Die Beichte.

Der Spittler hatte die Flüchtigen trotz aller Eile nicht eingeholt. Er setzte aber den Weg bis Preußisch Holland fort, ritt gleich zum Schloß hinauf und verlangte, daß die Ritter im Kapitelsaal zusammentreten sollten, damit er Musterung halten könne. Ostra fehlte. Er sei mit einem Auftrag fortgeschickt, hieß es. Aber auch sonst war der Konvent nicht vollzählig; Plauen fand überall im Schloß die größte Unordnung. Im Speisesaal standen auf den Tischen die Würfelbecher und Weinkannen. Ungarische Musikanten hatten dort soeben ihre lustigen Stücklein aufgespielt und nicht schnell genug versteckt werden können. Zwei von den braunen Gesellen waren auffallend bartlos und erregten des Spittlers Verdacht, Wams und Hosen nicht mit Fug und Recht zu tragen. Das Volk wurde sofort ausgewiesen. In ihren Zellen hatten die Brüder sich's ganz gegen die Ordensregel bequem gemacht. Kaum in einer Bettlade fehlten die verbotenen Federkissen. Die Meisten hatten Geld und aller-

hand Kostbarkeiten im Besitz, auch ein eigenes Pferd im Stall stehen. Aus einem Kellerloch hervor heulten die Hunde, die offenbar zur Jagd gehalten wurden, obschon sie den Rittern strenge untersagt war. In der Waffenkammer hing kein Harnisch an der rechten Stelle, Schwerter und Lanzenspitzen zeigten sich vom Rost angefressen, die Lederschilde verpilzt; lange schon konnten sie zu keiner Uebung benutzt sein. Plauen benutzte die Gelegenheit, einmal von Grund aus Umschau zu halten, und strafte mit strengen Worten. „Ihr werdet es auf anderen Häusern nicht besser finden," entschuldigte der Komthur, „wenn Ihr so unvermuthet hineinschneit."

„Eures Amtes ist es, solcher Zuchtlosigkeit zu wehren," schalt Plauen, „es fehlt Euch aber am guten Willen."

„So gebt mir auch die Macht dazu," antwortete der Gebietiger unwillig. „Soll ich mich den Brüdern durch Klagen verhaßt machen, da ich doch oben nicht Recht gegen sie bekomme? Man will's in des Herrn Hochmeisters Rath mit Niemand verderben. Mich wundert's, daß Ihr jetzt so scharf eingreift. Der von Ostra, den Ihr sucht, muß etwas besonders Schweres auf dem Gewissen haben. Nun — ich halt' ihn nicht versteckt. Wollt Ihr ihn mir abnehmen, so weiß ich Euch Dank dafür; denn er ist der unbändigsten einer."

Der Spittler ritt mit seinen Leuten wieder ab, legte sich aber unten am Berge in einen Hinterhalt. Als es bereits ganz dunkel geworden war, wurde auf dem gepflasterten Aufwege Hufschlag vernehmbar. Plauen ließ den Reiter ein Stück voraus und sperrte dann die Straße

ab. Nun folgte er dem Manne, dessen müdes Pferd häufig über die Steine stolperte, und erreichte ihn vor der Brücke über den trockenen Graben. „Halt!“ rief er ihm zu. „Wer seid Ihr und was thut Ihr hier vor dem Schlosse bei nächtlicher Weile?“

Der Reiter kehrte sich auf dem Sattel halb zurück und entgegnete in frechem Ton: „Das frag' ich Euch.“

„Und ich geb' Euch ohne Zögern Antwort. Ich bin Reuß von Plauen, des Ordens oberster Spittler und warte hier auf den Ritter Boppo von Ostra, den ich im Hause nicht angetroffen habe. Ich irre wohl nicht, daß Ihr's seid.“

„Ihr irrt nicht. Was steht zu eurem Begehr?“

„Von wo her kommt Ihr?“

„Das mag mein Komthur fragen, in dessen Auftrag ich ausgeritten bin.“

„Ihr lügt. Er hat Euch keinen Auftrag gegeben.“

„Die Lüge in euren Hals. Was erforscht Ihr mich hier auf der Straße?“

„Weil Ihr schwerster Gewaltthat bezüchtigt werdet und Euch verantworten sollt vor dem Herrn Hochmeister.“

„So straf' Gott den Buben, der mich verleumdet hat. Laßt mich in's Haus. Ich fordere Rittergericht.“

„Es soll Euch werden, aber im Hause zu Elbing. Folgt mir!“

„Das kann jetzt nicht geschehen. Ich bin verwundet am Auge und muß mich verbinden lassen.“

„Woher habt Ihr die Wunde?“

„Ich bin in der Finſterniß durch den Wald geritten, da hat mir ein ſpitzer Aſt das Auge verletzt.“

„Ei! Saß nicht auf dem Aſt ein Rabe, der Euch mit ſeinem Schnabel ſo zugerichtet? Bedenkt wohl, was Ihr ſprecht. Man nimmt Euch beim Wort.“

Oſtra murmelte einen Fluch in den Bart. Er mochte einſehen, daß jeder Widerſpruch vergeblich ſein würde, und ergab ſich, indem er den Gaul wendete. „Auf eure Verantwortung, Herr Spittler,“ ſagte er. „Ich behalte mir die Klage wegen Wegelagerei vor und rufe dieſe Leute zu Zeugen an, daß ich friedlich im Schritt nach dem Hauſe geritten bin und niemand von einer Gewaltthat weiß. Wer mich deſſen beſchuldigt, den nenn' ich einen Lügner und falſchen Wicht auf Ritterwort.“

Die Knechte nahmen ihn auf des Spittlers Geheiß in die Mitte. Dann ging es in ſcharfem Trabe auf Elbing zu. Geſprochen wurde unterwegs nichts weiter. Im Hauſe ließ der Gebietiger Oſtra in ein feſtes Thurmgemach werfen und die Thür mit Eiſen verlegen. Niemand ſollte zu dem Gefangenen gelaſſen werden. Er ſelbſt wartete ab, bis der Meiſter zum Nachtgebet in die Kapelle ging, wie er des guten Beiſpiels wegen ſolchen Dienſt nach der Ordensregel nicht zu verſäumen pflegte. Er erſtattete ihm Bericht. Erlichshauſen belobte ihn wegen ſeines Eifers. „Man muß den frechen Geſellen nach der Marienburg ſchaffen,“ ſagte er, „wo er denen vor Augen geſtellt werden kann, die ihn der Frevelthat bezüchtigen. Ich hoffe, auch unſeres Bleibens iſt hier nicht mehr lange.“

„So bitt' ich Ew. Gnaden nur, Ihr wollet der Gerechtigkeit den strengen Lauf lassen," antwortete Plauen. „Nichts könnt' uns mehr Schaden bringen, als scharf anfassen und hinterher gelinde nachgeben."

„Sorgt deshalb nicht," versicherte der Meister, „wir wollen mit ganzem Ernst unseres Amtes walten."

Am anderen Tage wurde viel verhandelt zwischen dem portugiesischen Prälaten und den Abgeordneten des Hochmeisters. Herr Ludwig de Silves war nicht wenig erstaunt, daß die Angelegenheit diese Wendung nahm. „Es muß mich billig groß Wunder nehmen," sagte er spitz, „daß Ihr jetzt plötzlich so guten Muthes seid, es solle sich alles zum Guten auch ohne mich wenden, da doch in Wahrheit Lande und Städte zwar im Gedrang freundliche Worte gegeben haben, in der Hauptsache aber nicht minder störrig sind, denn vorher. Hab' ich doch nicht gehört, daß der Bund abgeschafft worden, um den der ganze Streit ging. Als Ihr eure Meinung zuerst anhubet, hatt' ich nicht gedacht, daß Ihr ein solches von mir begehrt haben solltet, sondern mehr, daß ich unseres heiligen Vaters Befehl und meiner Legation genug thäte. Jetzt seid Ihr Euch selbst weise. Mag Euch das nicht gereuen."

„Gnädigster Herr," antwortete Hans von Baisen, „wollet nicht vergessen, daß eure Väterlichkeit selbst uns den Weg der Freundschaft gewiesen hat. Den sind wir nun gegangen von beiden Seiten und einander darauf begegnet mit Handreichung und guten Worten, daraus beide Theile erkennen mochten, es sei ihnen mit ihren

Verſprechungen ernſt und wollten gern ihrerſeits allen Streit meiden, daß der Bund mit der Zeit von ſelbſt unnützlich würde. Lande und Städte ſtehen zum Orden als zu ihrer Herrſchaft, und der Orden will ihnen den Richttag bewilligen, um den ſie eifrig gebeten haben. Fänden ſie da gerechten Spruch, wie ſie wohl hoffen, ſo könnten ſie ſich des Bundes willig begeben."

Dazu wiegte der Legat bedenklich den Kopf. „Gott wolle das ſo fügen," antwortete er. „Aber es iſt vielleicht morgen nicht ſo in unſere eigene Hand gelegt, wie heute, für alle Zukunft vorzuſorgen. Ihr wiſſet wohl, daß ich den Weg der Freundſchaft nicht anders verſtanden habe, als daß ihr übereinkommen wolltet, den Bund zu beſeitigen, der wider weltlich und göttlich Recht iſt. Geht ihr nun darüber hinweg, ſo iſt er doch nicht todt und mag hinter euch aufſtehen, da ihr's am wenigſten erwartet."

„Ehrwürdigſter Herr," nahm der Marſchall das Wort, der ſich dem Hochmeiſter gerade jetzt gern gefällig zeigen wollte, „wir vertrauen der Zuſage unſerer Unterſaſſen, daß ſie uns halten werden, was ſie von Ehre und Rechtes wegen pflichtig ſind zu thun. Gäben wir ihnen darin nicht nach, ſo möchten ſie uns künftig wohl mit Grund beſchuldigen, daß wir des Zwanges gegen ſie froh geweſen ſeien. Wir bitten alſo Eure Väterlichkeit, wollet ſolche ziemliche, redliche und ehrbare Erbietung ſo anſehen, daß daraus viel Liebe und Freundſchaft zwiſchen dem Herrn Hochmeiſter, den Prälaten und ihren Unterſaſſen kommen werde."

Auch der Biſchof von Rieſenburg ſchloß ſich ſeinen

Bitten an und fügte hinzu: „Will der ehrwürdige Orden sich vergleichen, so brächte es den Bisthümern großen Schaden, wenn sie sich ausschlössen. Wir vertrauen, unser heiliger Vater der Papst werde darum keinen Unwillen haben, sondern mehr Wohlgefallen, und gern die Beschwerung abthun wollen."

Darauf winkte der Legat, der sehr verdrießlich war und doch meinte, vorsichtig auf alle Fälle bedacht sein zu müssen, dem Bischof von Ermland, der schweigend dabei stand, mit ihm in das kleine Gemach zu treten, und schloß hinter ihnen die Thür. „Was hat das nun zu bedeuten, lieber Bruder," fragte er hitzig, „daß man sich also einig zeigt, mich bei Seite zu schieben? Steh' ich hier nicht an des heiligen Vaters Stelle, und ist es nicht meine Pflicht die Dinge zu einem sicheren Ende zu bringen?"

„Mir selbst geht's über den Kopf," entgegnete Franziskus achselzuckend. „Ich fürchte, der Herr Hochmeister und seine Gebietiger begehen einen dummen Streich, dessen sie noch lange gedenken werden. Das wäre unter Konrad von Erlichshausen nicht geschehen: hätt' er's so weit kommen lassen, so hätt' er auch durchgegriffen. Aber sein Vetter Ludwig will's mit dem Pflaster versuchen, das die Wunde verklebt und sie doch nicht heilt. Wir müssen abwarten, was daraus entsteht."

„Das solltet Ihr billig nicht rathen," rief de Silves. „Hab' ich doch Vollmacht, auch ohne eines Theiles Anrufen gegen die Ungehorsamen vorzugehen, und wahrlich

auch die Zuchtmittel in der Hand, Sr. Heiligkeit Willen durchzusetzen."

„So ist's," gab Franziskus geschmeidig zu. „Aber Bann und Interdikt sind ein zweischneidig Schwert und mag leicht noch mehr den verletzen, der es braucht, als den, gegen den es sich wendet. Wie nun, wenn der Orden und das Land einträchtiglich über Euch hinweg den heiligen Vater anrufen, daß er sie von dieser durch Euch verhängten Beschwerung befreien möge? Seid Ihr seiner und seiner Herren Kardinäle so sicher? Ich will mich nicht vermessen, Euch besseren Rath zu geben; stünd' ich aber an eurem Platz, wollt' ich's lieber zehnmal bedenken, ob ich nicht vorerst in Rom Bericht abstattete. Dann kann noch immer geschehen, was jetzt unterbleibt und aufgeschoben wird, und anders klingt dann das entscheidende Wort: Roma locuta est!"

De Silves hatte mit halbgeschlossenen Augen zugehört; um seine schmalen Lippen spielte ein bittersüßes Lächeln. Nun ergriff er die Hand des Ermländers und sagte: „Ich versteh' Euch und muß eure Vorsicht loben. Ich will ihnen die kurze Freude gönnen, mich so klug hinausgedrängt zu haben, indem sie von zwei Seiten zugleich schoben; sie sollen bald genug erkennen, weshalb ich gegangen bin. Ich bitt' Euch, decket mir hier den Rücken; vorn werd' ich keinen Schild brauchen."

Er drückte ihm nochmals die Hand und trat wieder zu den andern ein. Auf seinem Gesicht war nichts mehr von Verdruß zu sehen. Sehr gnädig sagte er: „Der hochwürdigste Herr Bischof von Ermland hat eine freund-

liche Bitte für das Land eingelegt. Ihr sprechet, daß dieser Vergleich viel Freundschaft und Liebe einbringen werde. Wir wollen das für eine Antwort annehmen und unserem heiligen Vater dem Papst vorbringen, auch um Bitte des Herrn Hochmeisters willen die Beschwerung lösen und wieder wegziehen. Wollet das euren Machtgebern melden."

So entfernten sich nun die Deputirten mit großen Dankworten. Lande und Städte, da sie hörten, daß sie dieser schweren Last entledigt worden, jubelten laut und waren ihres Sieges froh. Vom Hochmeister verabschiedet, zogen die Abgesandten eiligst in ihre Heimath, die frohe Kunde, daß der Legat abreisen werde, überall verbreitend. Tileman vom Wege sagte zu seinem Kumpan, da sie abritten: „Nun ist über uns der ganze Himmel blau, und mag man sich dessen freuen. Da unten steht aber ein klein Wölkchen; das kann der Wind schnell hinaufblasen und ausbreiten. Darauf wollen wir uns alleweile bereit halten."

Auch der Legat rüstete nun zur Abreise. Jeder Tag brachte zu seinen Ehren kirchliche Festlichkeiten. Die Bischöfe ordneten an, daß er in jedem Ort, durch den er zöge, bis zur Grenze hin mit Glockengeläut empfangen und entlassen würde. Der Hochmeister hatte noch etwas Besonderes auf dem Herzen. Als er ihm in Begleitung seiner Gebietiger im Kloster, wo er wohnte, seinen feierlichen Besuch abstattete, deutete er den Wunsch an, bei ihm als des heiligen Vaters Abgesandten zur Beichte gehen zu dürfen. Der Legat erachtete dies als eine besondere, seiner Würde bewiesene Aufmerksamkeit und erbot

ſich gern zu dieſem Dienſt. So erſchien denn an demſelben Abend Ludwig von Erlichshauſen nochmals allein und im einfachen Kleide des Deutſchordensritters in der Kloſterkirche, ließ ſich durch Gebet vorbereiten und kniete dann an dem Beichtſtuhl nieder, in den der Prälat ſich geſetzt hatte.

Ihm war es um eine Beichte zu thun, deren ſich ſein Herz vor dem Prieſterbruder des Ordens nicht hatte entledigen mögen. Das ſagte er de Silves, und daß die alte, noch ungeſühnte Schuld ſein Gewiſſen ſchwer bedrücke. Er beichtete ihm alles; wie er in jugendlichem Leichtſinn und von leidenſchaftlicher Begier verführt geſündigt habe gegen das Gebot: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib, wie er auch geſündigt habe durch Bruch des Gelübdes, das er bei Aufnahme in den Orden abgelegt. Es ſei ſein heißer Wunſch geweſen, nach Rom zu pilgern und ſich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen, um ſich Verzeihung zu erbitten. Nun aber habe er das Gnadenjahr vorübergehen laſſen müſſen, da das Amt ihn in Preußen zurückgehalten. „Ihr aber, hochwürdigſter Herr, ſtehet hier an des heiligen Vaters Stelle,“ ſchloß er demüthig, „und ſeid ausgerüſtet mit allen Gnadenmitteln der heiligen Kirche. Sehet gnädig an einen armen Sünder, der vor Gott im Staube liegt und ſich unwürdig bekennt aller ſeiner großen Huld und Nachſicht. Wahrlich, mit großer Angſt hat mein Gemüth der Brüder Wahl erfüllt, da ſie mich eher hätten verachten und aus ihrer frommen Gemeinſchaft ausſtoßen, als zu ihrem Oberhaupt mit fürſtlichen Ehren küren

müſſen. Nicht länger ertrag' ich ſolches Gefühl der Unwürdigkeit und will mit meinem Gott verſöhnt ſein, müßt' ich auch die ſchwerſte Strafe dulden. Legt ſie mir auf nicht nach dem Maß eurer Milde, ſondern nach der Gerechtigkeit."

Der Biſchof beſann ſich lange auf eine Antwort, während er halblaut Gebete murmelte. Endlich neigte er ſich zu dem Knieenden und ſagte: „Schwer haſt Du Dich vergangen, mein Sohn, denn in einer Sünde ſind gleichſam viele zuſammengeſtrömt und allzu lange haſt Du gezögert, den reinen Quell der Buße darüber hinzuleiten, daß er den Unrath aus deiner Seele fortſpüle und dem Verderben wehre. Aber deine tiefe Reue hat Gott angeſehen und mit Dir nicht ſtrenge in's Gericht gehen wollen. Seine Gnade hat Dich zu einem Werkzeug erkoren, die Werke der Welt zu ſeinem ewigen Ruhm zu mehren. Denn ſeine Zulaſſung iſt's allein, daß die Augen der Brüder in des Ordens Noth ſich auf Dich richteten und ihre Stimmen ſich zu deiner Wahl vereinten. Der Allwiſſende hat auch dies gewußt, daß ſolche fürſtliche Erhöhung Dich nicht mit Hoffahrt und Uebermuth erfüllen, ſondern erſt recht zur Erkenntniß deiner Sündhaftigkeit und Schwäche hinleiten werde. Wie käme ich nun dazu, deine Reue zu verwerfen, die Gott angenommen hat? Darum will ich nicht ſtrafen, ſondern mahnen, nicht eine Buße auflegen, ſonder all' dein irdiſches Thun, wie es dein hohes Amt fordert, Gott weihen. Großes muß der Herr mit Dir im Sinn gehabt haben. Und ſchon iſt's auch unſern blöden Augen erkennbar. Es ward

Dir aufgetragen ein Land zu regieren, in dem die Bürger, hoch und gering, eine neue Ordnung der Dinge anſtreben, die ebenſo der weltlichen Herrſchaft Recht, als der heiligen Kirche Freiheit zu ſchädigen droht. Sie haben einen Bund geſtiftet wider Gewalt, ſind aber ſelbſt die Vergewaltiger. Sie wollen die Herren ſein im Lande und ſelbſt an die Diener der Kirche Hand anlegen. So biſt Du berufen, ſolchem Frevel zu ſteuern und dadurch Gott deine Schuld abzutragen. Ich ſitze hier als ein Prieſter, nicht als der Abgeſandte des Königs der Könige. Deshalb will ich nicht als Legat fragen, ob etwas verſehen iſt, ſondern als Prieſter Dir an's Herz legen, Dich bei dieſem ſchwächlichen Ausgleich nicht zu beruhigen, vielmehr nach beſter Erkenntniß deine Pflicht zu thun, daß dieſes Teufelswerk für alle Zeit vernichtet werde. Das iſt die Buße, die ich fordere, daß Du deine Schwäche überwindeſt und nicht nachgiebſt den Schlechten, müßteſt Du auch das Schwert gegen ſie ziehen. An dem Tage, der den Bund endigt, wird dein Gewiſſen rein ſein von aller Schuld. Willſt Du verſprechen, mit allen Sinnen danach zu trachten, alſo Gott wohlgefällig zu werden? Gieb Antwort!"

„Ich will's," ſprach der Hochmeiſter leiſe. „Das ſei meines Lebens Aufgabe. Mag Gott mir helfen, ſie zu vollbringen."

Aus dem Beichtſtuhle tönte das feierliche: „Absolvo te" an ſein Ohr. Freudig erhob er ſich. Die Laſt war von ſeinen Schultern genommen, an der er ſo lange ohne Hoffnung der Erleichterung getragen: mit der Kirche fühlte

er ſich wieder verſöhnt. Auf dem Heimwege nach dem Schloß freilich fing es ihn an zu verdrießen, daß der Prieſter ihm nicht eine kirchliche Buße aufgelegt, ſondern dem Regenten ſein Verhalten vorzuſchreiben gewagt hatte. Er ſtreifte in ſeinen Gedanken die Frage, ob es nicht eine Demüthigung des Ordens ſei, daß ſein Oberhaupt ſich an die Weiſung der Kirche band, um menſchlichen Fehl zu ſühnen. Aber auch darüber half ihm die Betrachtung hinweg, daß ihm ja nichts zugemuthet werde, was er nicht ſchon freiwillig als ſeine Herrſcherpflicht erkannt hatte. Den Umſtänden billig Rechnung zu tragen, konnte ihm auch ſo nicht verwehrt ſein.

Zu Marienburg, wohin er gleich nach Erledigung der Geſchäfte zurückkehrte, empfing er den Legaten mit allem Pomp, den die hochmeiſterliche Reſidenz ihren hohen Gäſten zu entfalten vermochte. Man ſollte im ganzen Lande wiſſen, wie geehrt ſich der Orden durch dieſen Beſuch gefühlt hatte und wie großen Werth er darauf legte, mit Rom in gutem Einvernehmen zu ſtehen. Er erhielt für die ganze Brüderſchaft den Segen des heiligen Vaters.

Fünftes Capitel.

Gnade für Recht.

In der nächſten Zeit ſchon berief Erlichshauſen den Bürgermeiſter auf's Schloß und erkundigte ſich, wie es Marcus gehe. Er liege an ſeiner Kopfwunde ſchwer krank darnieder, berichtete Blume, und der Medicus könne des Fiebers noch nicht Herr werden. „Die Wunde iſt für ſich ſelbſt nicht ſo gar gefährlich," fuhr er fort. „Manchem Kriegsknecht mag ſie ſchon breiter geklafft haben. Wie Marcus ſich's aber zu Gemüth genommen hat, daß dem Fräulein Gewalt angethan werden könnte und er vermöchte nicht zu helfen, die furchtbare Angſt Tag und Nacht und zuletzt die Ueberanſtrengung im Kampf — das hat ihn ſo tief erſchüttert, daß er nun nicht die rechte Kraft zum Widerſtand hat und im Fieber immer wieder davon geplagt wird, als hätt' er das Schreckliche noch einmal und noch zehnmal durchzumachen. Doch hoff' ich auf gute Beſſerung, da Marcus ja von Grund aus ein geſunder Menſch iſt. Auch fehlt es ihm an Wartung und Pflege nicht. Ich muß nur immer

vorſorgen, daß die Weibsleute nicht alle drei zugleich ihre Kraft verſchwenden.“

Der Hochmeiſter verſprach ſelbſt zu kommen und nach dem Kranken zu ſehen, ſobald deſſen Zuſtand es erlaube, und hielt auch Wort. Erſt nach Wochen freilich konnte er zu Marcus eingelaſſen werden, aber inzwiſchen hörte er doch von der Mutter, wie es ſtehe, und ſah auch Urſula. Sie war immer voll Dank für die Wohlthat, die man ihr in dieſem Hauſe erweiſe. Magdalene ſei ihr recht wie eine Schweſter, und ſie hätten ſchon gar keine Geheimniſſe mehr vor einander. An Frau Chriſtine habe ſie eine zweite Mutter. „Deshalb vergeß' ich die erſte doch nicht,“ ſetzte ſie raſch hinzu, „und gäb' ihr gern Nachricht von mir, daß ſie ſich um mich nicht zu bekümmern brauchte. Wie ſoll ich's aber anfangen? Der Weg iſt weit und ein Bote allzu koſtbar.“

Herr Ludwig ſtreichelte ihr das Haar und meinte, für ihn ſei's nicht ſo ſchwer mit des Ordens Brieſſchaften einen Zettel befördern zu laſſen. Urſula küßte ſeine Hand. „Ach lieber gnädigſter Herr Hochmeiſter,“ ſagte ſie freudig, „bedenket das in eurer Güte, es ſoll Euch herzlich gedankt werden.“

Der Ritter von Oſtra war vom Spittler nach der Marienburg gebracht worden und dort in die Eiſen gelegt, da er frech leugnete. Weil es nun aber zur Zeit unmöglich war, ihn Marcus Blume gegenüber zu ſtellen, darüber auch noch geraume Zeit vergehen konnte, mußte Plauen wieder nach ſeiner Komthurei Elbing zurück-

reiſen. Von dem Gerichtstage ſollte er benachrichtigt werden. Nun aber gewann mit leichter Mühe der Marſchall von Erdorf wiederholt Zutritt zu dem Gefangenen und unterredete ſich mit ihm unter vier Augen. Als dann Wochen vergingen, ohne daß die Unterſuchung einen Schritt weiter kam, trat Erdorf eines Tages vor den Hochmeiſter und ſagte: „Gnädigſter Herr, es ſcheint Euch ganz und gar in Vergeſſenheit zu kommen, daß Ihr den Bruder Boppo in den Thurm habt ſperren laſſen, darin jetzt im kalten Winter wahrlich kein vergnüglicher Aufenthalt iſt. Ob ich nun ſchon wünſche, daß kein Schuldiger der gerechten Strafe entgehe, ſo iſt's diesmal doch nicht ſo ſicher, daß und wie etwa der Ritter von Oſtra ſchuldig iſt. Wollet mir's deshalb nicht verdenken, wenn ich für meinen Verwandten das Wort nehme mit der Bitte, ihn ſeinen Richtern zu ſtellen oder freizugeben."

Erlichshauſen krauſte die Stirn. „Es ziemt Euch wenig, Herr Marſchall," entgegnete er, „dies für ihn zu betreiben. Es war doch wohl eure Veranſtaltung, daß er am Ort der That nicht betroffen wurde. Zwingt mich nicht, dem näher nachzugehen; Ihr könntet viel Verdruß davon haben."

Der Marſchall warf den Kopf auf. „Dem ſei, wie ihm wolle, gnädigſter Herr," ſagte er, „ſo werd' ich doch nicht der einzige ſein, der von der Sache Verdruß hat, wenn darüber geredet werden muß. Denn daß ich meines Vetters Partei nehme, mag ſich Vielen von ſelbſt erklären; daß man ihn aber aus perſönlicher

Feindschaft unterdrückt, wird Niemand lobenswerth oder auch nur entschuldbar erscheinen."

„Ich weiß von solcher persönlichen Feindschaft nichts," entgegnete der Hochmeister in scharfem Ton. „Es sollt' Euch wohl bekannt sein, daß eine Konfrontation mit Marcus Blume erforderlich ist, der doch an seiner Wunde noch krank liegt und das Haus nicht verlassen kann. Gerad' aus Rücksicht für den Ritter geschieht's, daß er nicht als ein Gefangener durch die Stadt geführt und in des Bürgermeisters Hause verhört wird. Dafür solltet Ihr mir danken."

Exdorf lächelte boshaft. „Wie hätt' ich zu fürchten, gnädigster Herr, daß solche Schmach jemals unserm Orden angethan werden könnte? Es ist schon bedenklich genug, daß ein Bürger gegen einen Kreuzherrn soll zeugen dürfen, der doch ein Theil seiner Obrigkeit ist. Wie viel ist da noch ab, daß auch ein Bauer seine schmutzige Hand auf's Kruzifix legen und gegen seinen Herrn schwören dürfe, oder gar ein schlechter Preuße, den doch nicht einmal der deutsche Bauer für seinesgleichen hält. Aber dagegen will ich heut' nicht einsprechen. Kann Marcus Blume nicht auf's Schloß geschafft und Ostra vor Augen gestellt werden, so ist er ja wohl nicht der einzige Zeuge. Es geht auch meines Wissens die Anklage am wenigsten dahin, daß Ostra ihn verwundet. Sondern Jungfrauenraub soll er verübt haben, und die Jungfrau selbst ist ja hier zur Stelle. Mag sie ihre Beschuldigung dem Ritter in's Gesicht sagen, wenn sie kann. Befehlt, daß man sie ihm gegenüber-

ſtelle, und ich zweifle nicht, daß er ſich wohl wird verantworten können."

Dieſes Begehren war dem Hochmeiſter das unliebſte. Er hatte gehofft, Urſula mit einem ſolchen Gange nicht beſchweren zu dürfen. Wenn Marcus zeugte, ſo bedurfte es ihrer Ausſage nicht weiter. Nun zweifelte er nicht, daß der Marſchall hier den Hebel anzuſetzen gedachte, ihn wankend zu machen. „Wie ſollte Oſtra ſich verantworten können?" fragte er ausweichend. „Will er wirklich leugnen, die Reiſenden auf der Landſtraße überfallen und wider ihren Willen nach dem Hauſe des Waldwarts gebracht zu haben, da doch alles gegen ihn zuſammenſtimmt? Wahrlich, er iſt ein verlorener Mann und wird zeitlebens im Kerker büßen müſſen. Wie mag ihn da der Sache nothwendiger Aufenthalt um wenige Wochen oder Monate ſonderlich beſchweren?"

„Und wenn er das nun nicht leugnete, gnädigſter Herr, was Ihr ihm vorwerft," bemerkte Exdorf mit einem liſtigen Blick, „wär' damit ſeine Schuld ſchon erwieſen? Ich will ſeiner Vertheidigung nicht vorgreifen, aber Euch doch zum eigenen Beſten nicht vorenthalten, was meine gut geſtützte Vermuthung iſt. Oſtra hat beim Krüger unter ſeinem Hauſe Leute angetroffen, die er für Landſtreicher hielt — einen jungen Burſchen und ein fahrendes Frauenzimmer und ein altes Weib. Sie ſind ihm verdächtig erſchienen und er hat ſie beobachten, vielleicht auch mit ihnen Kurzweil treiben wollen. Es mag ſo ſein oder anders. Kurz, er hat ſich in der Schenke zu ihnen geſetzt und geſehen, wie

das fahrende Fräulein — verzeiht, wenn ich's so nach seiner Schätzung nenne — mit einem kostbaren Ring gespielt —"

„Einem Ring . . .?"

„Demselben, mit dem ja auch das Schreiben gesiegelt war, das Ew. Gnaden empfing. Der Ring hat ihm auffallen müssen; er meinte ihn an Ew. Gnaden kleinem Finger gesehen zu haben, als Ihr zur Huldigung kamt. Da hat er gefragt und keine Auskunft erhalten, und ist nun bei ihm kein Zweifel gewesen, daß Euch das Kleinod sträflich entwendet sei."

„Mir — entwendet?"

„Er konnte ja nicht wissen, daß Ihr das Fräulein im Schloß zu Heilsberg gesehen und gesprochen und vielleicht beschenkt hattet, trotzdem die Mutter unter schwerer Beschuldigung stand, teuflische Künste getrieben zu haben."

„Weiter, weiter! Kommt zur Sache."

„Ich sage, Ostra konnte von alledem unmöglich eine Ahnung haben. Er beschloß, aus Dienstwilligkeit gegen Euch den Leuten nachzureiten und ihnen den Ring abzunehmen. Da sie ihn aber nicht herausgeben wollten, sondern jetzt gänzlich verleugneten, hob er sie auf und brachte sie nach dem Waldhause und mag dort nicht gerade fein säuberlich mit ihnen verfahren sein, zumal der garstige Vogel, den das Fräulein bei sich hatte, auf ihr Geheiß gegen ihn ansprang und ihm das Auge verletzte. Daraus wird man ihm kein groß Verbrechen machen können."

Der Hochmeister hatte die Augenlider sinken lassen und die Unterlippe eingezogen. Er verstand Exdorf wohl. Aus allerhand Gliedern, die nicht zusammen gehörten, war da für ihn eine Kette geschmiedet, die ihn fesseln sollte. Wer konnte Ostra verbieten, dies alles vorzubringen? Wie war es zu widerlegen? Und schon, daß man davon sprach, daß des Hochmeisters Person hineingezogen wurde, daß ihm der Mund geschlossen war . . . In der That, er hatte sich vorzusehen. „Bekennt nur," sagte er nach einer Weile spöttisch, „daß Ihr von keiner Vermuthung sprecht, sondern Euch schon mit eurem Vetter verständigt habt. Er wird versuchen, sich so auszureden."

„Er behauptet, so die Wahrheit zu sagen," antwortete der Marschall, den Kopf zwischen die Schultern ziehend. „Seiner Richter Pflicht wird's sein, zu prüfen, ob sie ihm glauben mögen. Und vielleicht wollen sie ihm glauben, ohne allzu ängstlich zu prüfen. Der Bruder sitzt nicht gern über den Bruder zu Gericht, am wenigsten, wenn die Anklage von außen kommt. Die Strafe, die der Einzelne leidet, hat die ganze Gemeinschaft zu büßen. Bedenkt auch, daß ein ritterliches Wort mehr gilt als ein bürgerlicher Eid, und daß Ostra, wenn's darauf ankommt, leicht sieben oder auch mehr Eidhelfer unter den Brüdern finden wird, die mit einem Schwur bekräftigen, daß sie ihn solcher That, wie er bezüchtigt worden, nicht für fähig halten."

Erlichshausen blickte finster zu Boden. Nur zu recht hatte der Marschall: es war schwer, einen aus der fest-

geſchloſſenen Reihe herauszuziehen — vielleicht unmöglich, wenn er ſo hohe Freunde hatte. Er fühlte jetzt, wie tief das Band einſchnitt, das der Hochmeiſter ſich im Voraus um die Hände hatte legen laſſen, da er ſie einmal frei bewegen wollte. „Was wollt Ihr?“ ſagte er mürriſch. „Ich habe gethan, was meines Amtes iſt, und ſcheue die Verantwortung nicht. Iſt euer Vetter weniger ſchuldig, als es den Anſchein hatte, ſo will ich mich deſſen freuen. Leid aber müßte mir's ſein, wenn man die armen Leute verunglimpfte, die durch ihn zu Schaden gekommen. Was uns ſelbſt betrifft, ſo können wir alleweile boshafter Verleumdung nicht die Thür ſchließen.“

Exdorf merkte, daß er das ſchlaue Spiel ſchon gewonnen hatte. „Wollt Ihr ſie deshalb euren Gegnern weit aufſperren? fragte er. „Weshalb rede ich denn, als weil ich Ew. Gnaden in Freundſchaft warnen will? Es greife mich einer offen an, und ich will ihn in's Geſicht einen Buben nennen. Aber gegen das Gerede, das hinter meinem Rücken ziſchelnd von Mund zu Mund geht, hab' ich keine Macht. Je unſinniger es iſt, deſto wehrloſer bin ich dagegen. Doch denkt Ihr vielleicht anders darüber, gnädiger Herr. Mir ſoll's nicht zuwider ſein, wenn Ihr den Dingen ihren Lauf laßt.“

Der Hochmeiſter verzog die Lippe zu einem bitteren Lächeln. „Und was iſt euer Rath, Bruder Exdorf?“

„Gnädigſter Herr,“ antwortete der Marſchall, „nehmt die Entſchuldigung, die Oſtra vorbringt, als glaubhaft an, ſie ſei es oder ſie ſei es in euren Augen nicht.

Könntet Ihr Euch in des Bürgermeisters Hause nicht selbst die Ueberzeugung geholt haben? So erklärt sich nun auch das. Ihr habt Ostra fangen und setzen lassen; so wird man's nicht verwunderlich finden, wenn Ihr ihn losgebt. Auf seinen Dank dürft Ihr rechnen — und nicht nur auf seinen Dank."

Erlichshausen überlegte, indem er wieder mit den Fingerspitzen die Stirne rieb, wie seine Gewohnheit war. Ein so weltkluger Beobachter, wie Exdorf, wußte, daß er sich nur noch nach einer Brücke umschaute, die sich ohne allzu große Gefahr für sein Ansehen betreten ließe. Er meinte, sie ihm selbst schlagen zu sollen. „Es ist wahrlich nicht mein Rath," fuhr er fort, „daß Bruder Ostra ohne Strafe bleiben soll, wenn Eure Gnade es ihm schon für nichts rechnet, daß er ein Auge eingebüßt und Wochen lang im Kerker geschmachtet hat. Legt ihm eine ritterliche Bußübung auf und schickt ihn nach einem unserer Häuser im Reich unter strenge Zucht. Wie ich seinen Ehrgeiz kenne, wird's ihm die schwerste Strafe dünken hier aus Preußen verbannt zu sein, wo er sich des Herrn Hochmeisters Auszeichnung zu gewinnen und rasch von Amt zu Amt aufzusteigen hoffte."

„Ich will's bedenken," sagte der Hochmeister und entließ ihn mit einem Händedruck.

Er bedachte es auch drei Tage lang, immer verdrießlicher, je länger er zögerte zu thun, was doch unerläßlich scheinen mußte — unerläßlich, wenn er nicht jedes Bedenken, das seine Person anging, hinter sich werfen und um der Gerechtigkeit willen muthig der Ver-

leumdung ſtehen wollte. Jetzt konnte er ſich als Herrſcher beweiſen, vor dem ſich auch die Großwürdenträger im Orden zu beugen hätten — ihm ahnte, daß er niemals ſeinen Willen gegen ſie durchſetzen werde, wenn er ſich diesmal einſchüchtern ließe. Aber ſein Muth war ſchwach. Welche Anſtrengungen ſollte er von ſich fordern? Ja, wenn ſein Gewiſſen rein geweſen wäre! Da nutzte doch die Abſolution des Legaten nichts. Er ſchwankte eine Weile, ob er Plauen von Elbing zu ſich berufen ſollte. Was konnte das nützen? Wollte er ſich denn auf ſeine Schulter lehnen? Immer lockender ſchien es ihm, ſich den Marſchall zu verbinden. Endlich gab er ihm Vollmacht, die höchſt verdrießliche Angelegenheit nach ſeinen Wünſchen und Vorſchlägen zu regeln.

Da hatte er nun Ruhe. Aber um welchen Preis?

Erdorf traf ſofort ſeine Maßregeln. Er ließ Oſtra aus dem Thurmgefängniß nach der Firmarie ſchaffen und dort als Kranken behandeln. Der Ritter war wirklich krank; das verletzte Auge eiterte noch immer, und die dumpfe Luft des Kerkers, die Kälte und die mangelhafte Nahrung hatten den Körper geſchwächt. Niemand wußte mit Sicherheit, weshalb er eingekerkert worden war. Er werde ſich gegen die Ordensregel vergangen und dafür gebüßt haben, meinte man. Und wenn ſein Fehl ſchwerer geweſen ſein ſollte — was weiter? Je lockerer die Zucht, um ſo mehr Freiheit durfte ſich auch jeder Andere nehmen.

Als Oſtra dann geneſen war, ließ ihn der Marſchall in ſein Gemach führen und ſagte zu ihm: „Ich hab'

Euch von dem Herrn Hochmeiſter losgebeten, Vetter, aber glaubt deshalb nicht, daß ich eure ganz unſinnige That billige oder auch nur nachſichtiger beurtheile, als er. Was Euch diesmal dient, daß euer Verbrechen nicht nach der Strenge des Geſetzes geahndet wird, möcht' Euch in einem zweiten Fall ſchwerlich wieder dienen. Ihr ſeid diesmal gleichſam mit einem blauen Auge davongekommen, und wenn Ihr's ganz und gar eingebüßt habt, ſo nehmt auch das als eine verdiente Strafe hin. In Preußen dürft Ihr nicht bleiben. Ich will Euch aber nicht als einen Gefangenen auf eins unſerer Häuſer im Reich ſchicken, wie ich wohl müßte, ſondern Euch dem Herrn Deutſchmeiſter zurückſenden mit ſolcher Anzeige eures Fehls, daß er nicht abgeſtoßen wird, Euch in ſeinem Dienſt zu verwenden, wie Ihr Euch dazu tauglich erweiſt. Ich hoffe, Ihr ſeid noch jung und unverdorben genug, Euch wieder zu Ehren zu bringen."

Er gab ihm ein verſiegeltes Schreiben und in einem kleinen Lederbeutel das erforderliche Reiſegeld. Einen größeren Beutel behielt er noch in der Hand. Oſtra dankte mürriſch. „Ich wollte," bemerkte er, „ich hätte mich nie verleiten laſſen, das Ordenskleid anzunehmen. Es iſt nichts für mich. Als ich eintrat, ſchien's ſo, als ob es einen munteren Krieg mit Polen und Littauen geben ſollte, in dem Ruhm und Beute zu holen wäre. Aber wir ſitzen müßig in den Häuſern und unſere Waffen frißt der Roſt; die Federfuchſer ſind überall auf. Da könnt's noch vergnüglicher und gottgefälliger zugleich ſein, gegen den Türken zu ziehen. Ein kräftiger Mann

will Beschäftigung haben. Fehlt sie ihm, so fällt er auf allerhand Tollheit. Schlimm genug, daß ihm hinterher als ein Verbrechen angerechnet wird, was man überall im Reich ritterlicher Freiheit zu gut hält. Wenn so ein Lümmel, der die Hand gegen einen Edelmann und noch dazu seine Herrschaft zu heben wagt, seinen blutigen Lohn empfängt, so kräht da kein Hahn um ihn. Hier in Preußen aber soll man das Volk mit Sammetpfötchen anfassen, und ist alles gleich voll von Angst, daß es ein Geschrei geben könnte. Zum Teufel auch! es will jeder nach seiner angeborenen Art leben. Hier soll ich mehr ein Mönch als ein Ritter sein. Ich könnt's wahrlich dem Herrn Hochmeister Dank wissen, daß er mich fortschickt, behielt ich nur Aussicht, daß er mich wieder ruft, wenn's hier etwas für Leute meines Schlages zu thun giebt. Aber da kann ich lange warten.

„Vielleicht nicht so lange als Ihr fürchtet," entgegnete der Marschall. „Ihr müßt allezeit die Augen offen haben und nach rechts und links schauen, wo es zuzugreifen gilt. Ich hab' Euch dem Herrn Deutschmeister, der längst mit diesen faulen Zuständen unzufrieden ist, als einen Mann empfohlen, der etwas zu wagen entschlossen ist und lieber rauft, als stille sitzt. Ich denke, er wird Euch in Geschäften verwenden, die Euch viel auf der Landstraße halten. Da gebt Acht, ob man Euch irgendwo fordert. Und nehmt auch noch einen besonderen Auftrag von mir mit, Vetter — einen heimlichen, so zu sagen, und deshalb ohne schriftliche Be-

glaubigung. Es ist nicht gerade nöthig, daß Ihr schnell reist. Seht Euch in den Grenzländern um, ob Ihr gute Mannschaft antrefft, die sich für alle Fälle werben lassen möchte. Könnt Ihr im Stillen ein paar hundert Knechte gewinnen, die bereit liegen, so wollt' ich Euch das für eine gute That rechnen und Euch deren künftig beim Herrn Hochmeister gebührlich rühmen."

„Nichts leichter als das!" rief Ostra. „Es ist überall Volks genug vorhanden, das nur auf das Handgeld wartet."

Erdorf legte den Finger auf den Mund. „Versteht mich recht, Vetter: wir sind zur Zeit noch im Frieden mit unseren Nachbarn und gedenken ihn auch nicht zu brechen. Näher liegt die Gefahr, daß wir mit unsern eigenen Untersassen einen Streit auszufechten bekommen. Schwerlich reicht die Mannschaft in unsern Schlössern aus, einen Aufstand rasch niederzuwerfen, die Dienstleute vom Lande aber sind unzuverlässig. Deshalb muß es uns erwünscht sein, für alle Fälle einige Spieße in der Nähe zu haben. Doch auch davon darf nichts verlauten, damit nicht das Mißtrauen genährt wird. Ihr seid auf der Reise und mögt unterwegs dies und das vornehmen, wovon wir nichts wissen. Kommt Euch doch einer auf die Schliche und bringt's aus, so habt Ihr ohne Vollmacht gehandelt."

Er legte den andern Beutel in seine Hand.

„Das heißt, ich soll meinen Rücken hinhalten, wenn man auf Euch losschlägt," rief Ostra lachend. „Sei's darum! Ihr habt's wohl um mich verdient. Verlaßt

525593B

Euch ganz auf mich. Meinetwegen mag's heißen, daß ich mir selbst eine Mannschaft anwerbe, in's Ordensland einzufallen, die frechen Bündischen zu züchtigen oder, wenn Euch das besser zusagt, meine Rache an denen zu nehmen, die mich in den Thurm gebracht haben. Ich will still halten."

Der Marschall drückte ihm die Hand, gab ihm sein Schwert zurück und entließ ihn. Denselben Tag noch begab sich der Ritter auf die Reise.

Als nicht lange danach Reuß von Plauen nach der Marienburg kam und erfuhr, was geschehen, wurde er sehr betrübt und sprach den Hochmeister an: „Gnädigster Herr, das hat Euch nicht euer Freund eingegeben. Wenn solche That ungestraft bleibt, wer von den Brüdern mag da noch zur Rechenschaft gezogen werden? Ich wollte, Ihr hättet mich nicht abgeschickt, den Mann zu fangen. Wie soll ich Euch künftig mit frohem Herzen zu Dienst sein, wenn Ihr mich danach verleugnet?"

„Das war meine Absicht nicht," versicherte Erlichshausen eifrig, „und hat auch so nicht gedeutet werden können. Es sind diesmal gar besondere Gründe, die mich bestimmten, nicht die ganze Strenge walten zu lassen, und sie wiederholen sich nicht so leicht wieder. Vergeßt nicht, daß ich an meiner Stelle auch auf anderer Rathgeber Meinung zu achten habe.

„So sehet zu, wie weit Ihr kommt," sagte der Spittler wenig überzeugt, „wenn Ihr die Pferde hinten und vorn an den Wagen spannt. Unsere Gegner haben ihre Freude daran."

Dem Marſchall ging er aus dem Wege. Es hätte ein böſer Streit ausbrechen müſſen, wenn er ihn wegen der Vetterſchaft zur Rede ſtellte, und der Spittler wußte, daß er den gefährlichen Mann nicht beſeitigen könnte. Des Ordens wegen hielt er Frieden, aber mit ſchwerem Herzen kehrte er nach Elbing zurück.

Sechstes Kapitel.

Die Freundinnen.

In Thorn ließ sich bei der diesjährigen Rathskehr Tileman vom Wege nicht zum Bürgermeister küren. Er wollte freiere Hand haben, für die Sache des Bundes zu wirken, die durch die letzten Ereignisse arg in's Schwanken gekommen war. Aber er blieb im Rath und war nach wie vor die Seele desselben. Auch konnte er seiner Freunde in den leitenden Aemtern sicher sein.

Mit seinem Sohn hatte er, nachdem der Elbinger Tag beendigt, einen schweren Stand gehabt. „Ich bin Barthel Blume weiter entgegen gegangen," sagte er ihm, „als ich vor mir selbst verantworten kann. Vergeblich hab' ich ihn in Elbing erwartet. Er beharrt in seiner Widersetzlichkeit gegen den Bund und hält's mit unsern schlimmsten Feinden, denen von Neustadt Thorn. Wie dürfen wir danach in freundschaftlichen Verkehr mit seinem Hause treten? Er selbst bedenkt mehr des Herrn Hochmeisters Gunst und Gnade, als seines Kindes Glück."

Jost wollte das nicht gelten lassen. „Gilt er Euch

als ein Abtrünniger," antwortete er, „so meint er selbst doch seine Treue zu beweisen und seine Eidespflicht zu bewahren. So ist er auch seinen Gegnern achtbar. Zöge er jetzt sein Wort zurück, so geschäh's um Gunst und Vortheil und Ihr selbst müßtet ihn verachten. Warum verlangt Ihr's so Zug um Zug wie im Handel? Laßt ihm Zeit, sich zu eurer Meinung zu bekehren. Geschieht das nach Jahr und Tag, wenn unsere Familien verschwägert sind, so wird niemand Anstoß daran nehmen."

„Wer sagt Dir aber, daß es überhaupt geschieht?" fragte Tileman, „daß der Spalt nicht noch weiter auseinanderklafft, trotz der Verschwägerung. Willst Du in die Mitte gestellt sein zwischen zwei Hammer, die ihre Kraft erproben? Es ist nicht unser Arm, der sie bewegt, und nicht unser Wille, der sie zum Stillstehen bringt."

„Ihr seht die Dinge allzu schwarz, Vater," wendete Jost ein. „Ich höre Euch, aber ich höre auch andere. Viele wollen den friedlichen Ausgleich. Wenn Ihr Euch auf die Polen verlaßt — wie es mit der Polen Freundschaft steht, weiß ich am besten. Sie schüren das Feuer, weil sie hoffen, bei dem großen Brande für sich selbst etwas in Sicherheit zu bringen. Helft ihnen den Orden erniedrigen und seht zu, wie Ihr Euch ihrer noch erwehrt. Das bedenkt mancher mit Sorge. Gebt ein großherziges Beispiel der Versöhnlichkeit, und beide Theile werden's Euch danken."

Tileman lächelte mitleidig. „Es giebt Schwächlinge genug," entgegnete er, „die ihresgleichen einbilden, sie halten tapfer Stand, wenn sie nur so weit zurückweichen,

als der Gegner sie drängt. Da sie meinen, das Ganze nicht haben zu können, lassen sie sich mit einem Theil abfinden und theilen wieder den Theil und so fort, bis am Ende nichts übrig bleibt. Es sind immer nur wenige, die den Zügel fest in der Hand und den Blick sicher auf's Ziel gerichtet haben. Die sollen sich aber auch durch kein Blendwerk beirren lassen, und wär's noch so hold. Man mag wohl eine Wand zwischen uns aufrichten für kurze Zeit, aber was uns entzweit, liegt tiefer, als ihre Stützen, und wühlt unwiderstehlich von unten her, bis sie einstürzt. Tritt fort davon, daß sie Dich nicht erschlägt!"

Jost mußte schweigen, aber er that's mit verbittertem Gemüth und mit dem stillen Vorbehalt, nicht nachzulassen, bis er sein Stück durchgesetzt hätte. Mit Gründen war dem Alten freilich nicht beizukommen und mit Schmeicheln und Bitten ließ sich ihm nichts abringen. Die Besorgniß mußte einwirken, daß er bei zähem Beharren auf seiner Weigerung den Sohn verlieren möchte — den einzigen Sohn, vielleicht den einzigen Menschen, an dem sein Herz hing. Deshalb scheute Jost sich nicht, ein bedenkliches Spiel zu wagen: er hielt sich mehr und mehr von seinem Vater fern, trat in Verkehr mit dessen stadtbekannten Gegnern von den alten Geschlechtern und trank im Bürgergarten mit den Handwerkern auf des Herrn Hochmeisters Wohl. Mit den jungen polnischen Edelleuten, die nach Thorn kamen, um sich zu vergnügen, fing er Händel an, die mit Raufereien endeten, zechte mit den lockersten Gesellen und liederlichen Frauenzimmern die Nächte hindurch, so daß er andern Tages zur Arbeit in der Geschäftsstube

untauglich war, und ließ auf der Straße die angesehensten Rathstöchter, deren Väter das sehr übel nahmen, ungegrüßt. Der Jost vom Wege ist ganz toll geworden, hieß es allgemein, an dem erzieht sein Vater auch etwas Rechtes! Der Alte sah wohl, in wie verzweifelter Stimmung Jost war und daß er's auf ein Widerspiel abgesehen hätte. Er meinte abwarten zu sollen, bis sich von selbst die Vernunft wieder zurückfände; es mußte ja doch bald zu Tage kommen, wie begründet seine Bedenken gewesen seien.

Und darin hatte er jedenfalls Recht. Nur wenige Monate brauchten zu vergehen, bis sich des Legaten wahre Gesinnung offenbarte. Auf seiner Reise durch's Reich hatte er überall an den Fürstenhöfen großes Geschrei erhoben, wie übel ihm in Preußen mitgespielt worden, so daß er des Papstes Auftrag sehr zum Schaden aller Obrigkeit und der heiligen Kirche nicht habe ausführen können. Es herrsche da in dem Ordenslande ein böser, sehr verderblicher Geist, der bald ansteckend auf die andern Länder wirken müßte, so daß kein weltlicher oder geistlicher Fürst seines Regimentes mehr sicher sei. Sollte es gelitten werden, daß die Unterthanen irgendwo einen Bund machten gegen ihren Herrn, so habe auch bald Kaiser und Reich nichts mehr zu bedeuten. Mit dem Deutschmeister, der nur auf die Gelegenheit zur Einmischung lauerte, verabredete er weitere Schritte beim Römischen König. So kamen denn im Frühjahr Briefe von vielen deutschen Fürsten, weltlich und geistlich, in's Land, voll ernster Mahnungen, von dem Widerstand gegen

die Obrigkeit abzulaſſen und den gebotenen Frieden anzunehmen. So ſchrieb der Markgraf Hans von Brandenburg, ſo der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg, ſo der Erzbiſchof von Köln, ebenfalls Kurfürſt des Reichs. Er bot ſich ſelbſt zum Vermittler an, wenn ſie „Zwang und Gedrang leiden“ ſollten, rieth ihnen aber ernſtlich, ihre Sache nicht ſelbſt zu führen, ſondern ſie vor den Papſt oder den Römiſchen König und die Kürfürſten zu bringen.

Endlich gar gelangte nach Thorn die heimliche Nachricht, daß der Orden Söldner werbe. Es ſtünden ſchon dreihundert Glevenien zu Schlochau und vierhundert würden aus der Mark erwartet. Des Hochmeiſters feierlichſte Verſicherung, daß er von nichts wüßte, hatte keinen Erfolg: man glaubte, was man glauben wollte. Das Mißtrauen gegen ihn war auch ſchon deshalb von Neuem wach gerufen, weil er zwar den verſprochenen Richttag angeſetzt, aber nicht Richter beſtellt hatte, wie ſie Lande und Städte zur Sicherung gerechter Sprüche begehrten. So wuchs täglich die Verwirrung, und die Danziger gingen gar ſo weit, ihre Mauern beſſer zu befeſtigen und Proviant in die Stadt zu ſchaffen, als ob der Feind ſchon im Anrücken wäre.

Tileman benutzte alle dieſe ſehr verfänglichen Thatſachen, um ſeinem Sohn vorzuſtellen, wie unabwendbar ein Kampf ſcheine, in dem jeder werde Partei nehmen müſſen. „Wir ſind nicht die Friedensſtörer,“ ſagte er. „Scheinheilig hat der Legat uns gute Worte gegeben, ſo lange er im Lande war; nun fällt er uns aus dem Hinterhalt an mit unehrlichen Waffen und möchte am liebſten

die ganze Christenheit gegen uns in Harnisch bringen. Die Fürsten und Pfaffen wissen auch, daß sie uns nicht bei unserm Recht lassen dürfen, wenn sie selbst ihr Unrecht behaupten wollen. Stehen wir hier im Norden fest, wie die Schweizer im Süden, so wird bald überall die Freiheit mächtiger sein, als die Knechtschaft. Aber groß ist die Gefahr! Deshalb müssen wir die Widerstrebenden niederwerfen, daß sie uns nicht in den Rücken fallen, wenn wir uns schon kaum der Angreifer von vorn erwehren. Ihr Haupt aber ist Bartholomäus Blume. Du wirst einsehen, daß wir nie in Freundschaft zu ihm stehen können, er unterwerfe sich denn dem Bunde, dem er die Fehde angesagt hat."

Er fürchtete schon selbst, auf die Dauer nicht standhaft bleiben zu können, da Jost in seinem Trotz verharrte, und fing an, bei den Parteigenossen vorzubauen, daß man ihn hinterher nicht des falschen Spiels bezüchtige. Er müsse den Sohn nach seinem Wunsch verheirathen, wenn er ihm nicht ganz liederlich werden solle. Er deutete an, daß er mit dessen Wahl nicht einverstanden sei, ohne vorläufig einen Namen zu nennen. Jost hätte eher über sich als unter sich sehen sollen, doch lasse sich darüber mit ihm nicht rechten. „Was will man thun? Ehen werden im Himmel geschlossen." Dann wieder warf er die Frage in's Gespräch, ob die Bündischen die Pflicht hätten, sich des Verkehrs mit den Gegnern gänzlich zu enthalten, oder ob's nicht in besonderen Fällen nützlicher sei, alte Freundschaften zu bewahren und Familienbande anzuknüpfen. „Es kommt dann darauf an, wer der stärkere Theil ist," meinte

er, „der zieht den andern zu sich herüber, wenn's heißt Hier oder dort. Ich, wie ich einmal beschaffen bin, hätt' keine Furcht, mich mit dem Teufel selbst zu verschwägern. Er sollt' eher ein Stück von meinem Herzen abreißen, als mich vom Bunde abbringen. Ob ich ihn zwänge, mir zu dienen, weiß ich nicht; aber es könnte wohl geschehen, daß er vorsichtig um mich herumginge und mich gewähren ließe, da er mich sonst mit Haut und Haar zu verschlingen trachtete." Dazu lachte er und fuhr fort: „Es ist nur ein Exempel. Man spricht wohl von des Teufels Großmutter, aber daß er eine Schwester oder Tochter hätte, hat noch Niemand behaupten mögen. Will auch nicht den Pfaffen nachsprechen, die da predigen, in allen schönen Weibsen stecke der Teufel, also daß man sich vor ihrer Verführung in Acht zu nehmen habe. Viel Unheil mögen sie wohl in der Welt anstiften können, und die mit den frömmsten Gesichtern sind manchmal die unheiligsten." Nun seufzte er schwer und zog die Stirn in Falten, als käme ihm etwas sehr Verdrießliches in die Gedanken. Zum ersten Mal zeigte er sich unsicher und unschlüssig. Das hatte den Grund, weil Kopf und Herz nicht zusammen gehen wollten, wie sonst. Er liebte seinen Sohn und hätt' ihm gern etwas zu Liebe gethan, wenn's auch nur halbwegs mit seiner Pflicht zu vereinen gewesen wäre.

So war nun das Jahr in den Mai gekommen, und er brachte so warme Tage und laue Nächte, daß wie, durch Zauber alles Grau sich in hellstes Grün verwandelte und nie der Welt Herrlichkeit so herzerfreulich schien offenbart zu sein. Wo ein Lindenbaum am Hause stand

da öffneten sich die Fensterladen und die Stadtkinder guckten neugierig hinaus, ob sie die Blättchen könnten wachsen sehen und den Singvögeln, die ihre alten Nester suchten, das Geheimniß ablauschen, wie sie den Frühling in's Land gebracht hätten. Auf den Aeckern sproßte die Wintersaat, das junge Gras der Wiesen schoß üppig auf, die Landstraßen entlang schimmerten die Birken und Pappeln grün, die Steinblöcke auf den Haiden überzogen sich mit einem Sammetteppich von Moos und von der Föhrenwälder dunkler Wand in der Ferne zeichneten sich überall in scharfer Umgrenzung die eingestreuten Laubhölzer ab. Vor wenigen Wochen noch hatte Schnee auf der Schattenseite der Raine, Eis in den tiefen Gräben gelegen, ein kalter Nordostwind von der See her die Felder bestrichen und die kahlen Aeste der Bäume durchschauert. Später, viel später als am Rhein oder selbst an der Elbe und Oder zog der Frühling an der Weichsel hinab, aber um so eiliger hatte er's auch hier die Erde zu schmücken und die Menschen zu erfreuen. Er liebte es nicht, sich lange vorher anmelden und dann wie ein vornehmer Herr auf sich warten zu lassen. Da bin ich endlich, aber da bin ich auch mit ganzer Macht. Ich muß mich sputen, daß ich fertig werde, denn wenn hoch im Norden das Eis zum Schmelzen kommt und die Luft weithin erkältet, treibt mich doch der Sturm noch einmal zum Lande hinaus. Blatt und Halm müssen kräftig in's Wachsthum schießen, damit sie dem tückischen Nachtfrost Widerstand leisten.

Nirgends in Preußen war's um diese Zeit schöner, als um das alte Schloß und die Stadt Marienburg herum.

Garten reihte ſich hier an Garten weit in die fruchtbare Niederung des kleinen Werders hinein. Vom hohen Nogatufer ſchweifte der Blick ſüdweſtlich an dem ſich weit ausbuchtenden jenſeitigen Damm entlang über das weite Flußthal hin und drüben in die grüne Ebene bis zu den Dirſchauer Höhen an der Weichſel. Vor einem Monat noch hatte Urſula, wenn ſie mit Erlaubniß des Bürgermeiſters den Rathhausthurm beſtieg und durch eine Luke ausſchaute, ein ganz anderes Bild vor Augen gehabt, ſo fremdartig, wie ſie ſich nie eins geträumt. Da ſetzten ſich, durch das anſchwellende Waſſer gedrängt, die Eismaſſen der Nogat in Bewegung, barſten mit ſchrecklichem Krachen, ſchoben ſich in mächtigen Schollen übereinander, jagten auf dem zeitweiſe offenen Strom vorüber oder warfen ſich drüben gegen den Damm, das Schutzwerk menſchlicher Hände zu zerſtören und den Fluthen einen Durchbruch zu erzwingen. Das Eis im friſchen Haff lag anfangs noch feſt; dort verſtopfte ſich der Fluß bald gänzlich und nun ſchwoll das Waſſer von Stunde zu Stunde an. Plötzlich aber rückten die Maſſen vor, erſt langſam und ſtoßweiſe, dann in gleichmäßiger Eile. Der Waſſerſpiegel ſenkte ſich wieder, die Schollen legten ſich ſchräge auf die Böſchung des Dammes, bröckelten ab, wurden fortgeſchoben. Schon tauchten die Weidenkampe auf. Nur noch ſelten einmal rannte ein Eisberg ſich auf dem Grunde feſt, drehte ſich ſchwerfällig um ſich ſelbſt, neigte ſich zur Seite, wenn er von der Strömung unterſpült war und polterte endlich in ſich zuſammen. Schon wagten ſich auch Böte hinaus, bemannt mit Marienburger Fiſchern, die ihre Häuschen

am Ufer ſchützen wollten. Mit langen Stangen ſchoben ſie die Eisblöcke und Schollen weiter, manchmal eine Strecke mit fortgeriſſen, ſo daß es ängſtlich anzuſehen war. Urſula konnte ſich gar nicht von ihrem Auslug trennen, mochte ihr auch der ſcharfe Wind da oben das unter der Pelzkappe vorquellende Haar zerzauſen und die Thränen in die Augen treiben. Nie im Leben war ihr ein ſolches Schauſpiel geboten worden.

Jetzt aber war's Frühling und der Strom ſpiegelglatt. Sobald die ländlichen Arbeiten beginnen konnten, ſiedelte Marcus Blume, deſſen Wunde längſt geheilt war, nach dem Gutshof über, und als nun das Wetter ſchön und beſtändig wurde, fühlten ſich auch die Mädchen beklommen in der engen Stadt und drangen in Frau Chriſtine, mit ihnen hinaus zu ziehen. Sie warnte vor den kalten Tagen, die nicht ausbleiben würden, aber der Zug in's Freie überwand ihre Vorſorglichkeit. Man könne ja jederzeit wieder zurück an den warmen Ofen, meinte auch Marcus; er konnte den Aufenthalt draußen gar nicht verlockend genug ſchildern, denn er wünſchte möglichſt wenig von Urſula getrennt zu ſein und rechnete im Stillen darauf, in Feld und Garten leichter Gelegenheit zu finden, ſie für ſich allein zu haben, als in dem Stadthauſe.

Die beiden Mädchen hatten die innigſte Freundſchaft geſchloſſen. Es war Urſula nicht leicht geworden, ſich in die ſtreng bürgerliche Hausordnung zu finden. So lange ſich alle Aufmerkſamkeit dem Kranken zuwandte, hatte Frau Chriſtine, die mit gerührtem Herzen ihre Sorge erkannte, ſie thun und treiben laſſen, was ſie wollte.

Allmälig aber konnte der geregelte Gang der häuslichen Geschäfte zurückkehren, und sie war ganz die Frau, sich darin wohl zu fühlen und jedem in ihrer Umgebung seine bestimmte Thätigkeit anzuweisen. Ursula übernahm jede Arbeit gern und betrieb sie zuerst auch mit Eifer; doch mußte sie wo möglich gleich beim ersten Angriff beendet werden können; blieb sie liegen, so war sie ihr leicht überhaupt verleidet. Am liebsten ließ sie sich mit häuslichen Verrichtungen beschäftigen, die Bewegung erforderten; stundenlang stillzusitzen war ihr eine Qual. Magdalene war für sie doppelt fleißig, damit nur die Mutter keinen Grund zum Tadel hätte. Das bemerkte Ursula hinterher wohl und vergalt es ihr mit Zärtlichkeiten. Erstaunliche Geduld und Ausdauer bewies sie aber im Umgang mit Thieren. Da lernte der Hund, der im Hause als dumm verschrieen war, die possirlichsten Kunststücke. Die Katze folgte ihr auf Schritt und Tritt und gewöhnte sich alle Tücken ab; mit dem Hunde mußte sie sich wie mit dem besten Freunde vertragen. Der Fink im Bauer hüpfte ihr, wenn sie ihm das Thürchen öffnete, auf die Hand, pickte ihr die Brodkrumen von den Lippen fort und stellte sich auf ihren Befehl todt. Er verlor auch alle Furcht vor der Katze, flog auf den Rand ihres Milchschälchens und hüpfte auf dem Rücken des Hundes herum. Für Marcus konnte es keine reizendere Beschäftigung geben, als ihrem Spiel zuzuschauen. „Kommt nur erst auf den Hof hinaus, Ursula," sagte er, „da sollt Ihr an allerhand Lebendigem eure Freude haben, gerade wie zu Hause."

Und so war's nun auch. Da gackelten die

Hühner, da watſchelten die Enten, da gurrten die Tauben. Urſula konnte ſich bald nicht mehr im Freien zeigen, ohne von allen Seiten umflattert zu werden. Aber auch der Ziege mit ihren zwei Zicklein, einem munteren Füllen und den jungen Lämmern wendete ſie ihre Gunſt zu. Im Garten kannte ſie jedes Vogelneſt auf den Bäumen und in den Hecken. Ihr fehlte nur der Wald, und nach ihm freilich war jetzt im Frühling ihre Sehnſucht manchmal groß. Und dann gedachte ſie auch ihrer Mutter und konnte ein Weilchen ganz ſchwermüthig darüber werden, daß ſie ihr ſo fern.

Magdalene hatte kein Geheimniß vor ihr. Urſula wußte auch von ihren Herzensangelegenheiten und brachte gern das Geſpräch auf dieſelben, kurz vor dem Schlafengehen, wenn die Mädchen in ihrer Kammer allein waren und ſchon das Licht ausgelöſcht hatten, jetzt auch Abends in der Dämmerſtunde, wenn ſie Arm in Arm und Hand in Hand durch den Garten gingen oder ſich am Ufer abwärts unter den wilden Roſen ein verſtecktes Plätzchen ſuchten. So wenig Hoffnung Magdalene zu hegen verſicherte, ſo war es ihr doch allemal ein recht erquicklicher Troſt, wenn Urſula ſie wegen ihrer Verzagtheit auslachte und zu muthigem Ausharren ermunterte. „Glaube nur," ſagte ſie, „wenn er Dich von Herzen liebt, ſo iſt ihm keine Mauer zu hoch und kein Graben zu tief — er ſetzt darüber hinweg und findet ſich zu Dir. So einen Mann könnt' ich mir gar nicht vorſtellen, der nicht ſein Leben daran wagte, mich zu gewinnen, wenn er wüßte, ich ſei ihm gut. Und mir ſelbſt ſollt' auch kein Hinderniß zu

groß ſein, ihm die Hand zu reichen, wenn er mich zu ſich ziehen wollte. Warte nur ab! Noch iſt das Jahr nicht um. Müßt aber auch noch ein zweites und drittes vergehen, deshalb wollt' ich doch den Muth nicht ſinken laſſen. Denen, die ausharren, lohnt's Gott mit ſeiner Hilfe."

Magdalene umarmte ſie und küßte ſie ſtürmiſch. „Ich werde ihn ja nie vergeſſen," antwortete ſie, „noch in meinem Herzen von mir laſſen. Aber gegen der Eltern Willen könnt' ich ihm doch nicht gehören. Das weiß er und deshalb verſucht er mich nicht. Wollteſt Du dem Liebſten zu Gefallen etwas thun gegen deiner Mutter Rath?"

Urſula glänzten die Augen. „Danach frage mich nicht," bat ſie. „Ich bin von anderer Art, als Du, und würde mir in ſolchen Dingen ſchwerlich bei ihr Raths erholen, was ich zu thun und zu laſſen hätte, ſondern allein nach meines Herzens Befehl handeln. Es iſt aber keine Gefahr, daß ich ihr ungehorſam werde. Denn um der Waldfrau Kind wird Niemand freien. Ich weiß jetzt, wie es in der Welt zugeht."

Das wollte Magdalene nicht gelten laſſen. „Ich weiß einen," ſagte ſie, „der in den Himmel ſpringt, wenn Du ihn nur freundlich anlachſt."

„Den kenn' ich auch," antwortete Urſula neckiſch, „und er iſt des Herrn Bürgermeiſters von Marienburg einziger Sohn. Da ich aber nicht eines Rathsverwandten Tochter bin und überhaupt nicht einmal meinen Vater nennen kann . . ."

„So iſt Marcus wohl auch!“ ſchmollte Magdalene.

„So iſt er nicht — nein!“ beſtätigte Urſula eifrig. „Aber ſo ſoll er doch ſein nach ſeiner Eltern Wunſch und aller verſtändigen Leute Meinung, und wenn er ſo iſt, wird es ihm wohl gehen auf Erden. Meinſt Du, ich hätt's nicht längſt bemerkt, wie deine Mutter ihm aufpaßt? Sie iſt eine ſo liebe und gute Frau, und ich wollte nicht, daß ſie ihres Sohnes wegen einen Kummer hätte.“

Magdalene ſchwieg darauf; ſie konnte nicht bei der Wahrheit bleiben, wenn ſie widerſprach. Sicher war's ſo, daß ihre Mutter in ſteter Furcht lebte, Marcus könne aus ſeiner Verliebtheit Ernſt machen wollen. Sie hob daher nur ein wenig das Kinn und blickte in die Ferne hinaus.

Unter dem großen Stein, auf dem ſie ſaßen, ſchlüpfte eine kleine Eidechſe vor und züngelte behende durch das Gras. Urſula bückte ſich raſch, griff zu, und fing ſie in der Hand. Magdalene rückte fort. „Wie magſt Du nur ſolches Gethier anfaſſen?“ rief ſie.

„Und wie magſt Du Dich nur davor fürchten?“ entgegnete die Freundin. „Es iſt ein ſo unſchuldiges Geſchöpfchen. Sieh nur, wie kluge Aeuglein es hat.“ Sie hielt ihr die geſchloſſene Hand hin, aus der nur der kleine Kopf vorſchaute und lachte, als Magdalene das Geſicht abwendete. „Du biſt ein Haſenfuß,“ ſchalt ſie und ließ das Thierchen laufen.

Siebentes Capitel.

Liebeswerben.

An den Nachmittagen machte der Herr Hochmeister gewöhnlich einen Spazierritt, manchmal in Begleitung von einigen Brüdern, manchmal auch allein, nur von einem Stallknecht gefolgt. Er schien mit Vorliebe den Weg zu wählen, der an dem Hofe vorbeiführte, und hielt stets an, wenn er einen der Hausgenossen bemerkte, plauderte mit Frau Christine oder den Mädchen eine kleine Weile und ließ sich wohl auch, wenn es heiß war, einen Krug Wasser oder frische Milch auf's Pferd reichen. Ursula paßte schon die Zeit ab, wenn er vorüberzukommen pflegte, und begrüßte ihn mit einem freudigen Zuruf. Meist brachte er ihr auch einen Leckerbissen vom hochmeisterlichen Nachtisch mit, den sie dann gleich mit Magdalene theilte. Einmal traf er sie, wie sie auf einem der Ackerpferde saß, das Marcus am Zügel herumführte. Sie war sehr verschämt, da sie nicht gleich abspringen konnte, gestand aber, daß es ihr das größte Vergnügen sein würde, ordentlich reiten zu lernen. „Dazu könnt' ich Euch wohl die Gelegenheit

bieten," ſagte der Hochmeiſter lachend. „Man hat mir ein kleines gotländiſches Pferdchen geſchenkt, das unbenutzt in meinem Stall ſteht. Ich will's für Euch hieher bringen laſſen und auch für das Futter ſorgen, damit es Blume nicht beſchwerlich fällt." Am andern Tage ſchickte er's wirklich hinaus. Es war ihm eine Decke von rothem Tuch und Goldfranſen und ein Querſattel aufgelegt; auch fehlte ein zierliches Zaumzeug mit blanken Schnallen und kleinen Schellen nicht. Urſula war überglücklich, ſtieg ſofort auf, und trabte um den Teich herum. Als der Hochmeiſter wieder anſprach, ſchalt Frau Chriſtine: „Ew. Gnaden haben da etwas Schönes angerichtet! Urſula möchte nur den ganzen Tag auf dem Sattel ſitzen." Sie mußte ſich zu Pferde zeigen, und der hohe Herr lobte ihre gute Haltung und geſchickte Zügelführung. „Wer hat Euch denn ſo gut unterwieſen?" fragte er. „Marcus," antwortete ſie, „aber er hat wenig Mühe mit mir gehabt. Es iſt gar keine Kunſt, auf einem ſo willigen und gehorſamen Pferdchen zu reiten." „Wenn's Euch gefällt, ſoll's Euch gehören," ſagte Erlichshauſen, „mir iſt's ja doch unnütz." Nun war die Freude groß; ſie konnte nicht genug herzliche Worte finden, dem gnädigen Herrn zu danken, der ſich heut' ungewöhnlich lange verweilte und kein Auge von der anmuthigen Geſtalt ließ.

Seitdem war Urſula auf ihrem grauen Gotländer viel unterwegs. In allen Bauernhöfen des Werders kannte man ſie. Doch kehrte ſie nirgends ein, ſondern ritt immer nur flüchtig vorüber; die raſche Bewegung war ihr eine Luſt. Im Winter hatte ſie ſich ſchon daran ge-

wöhnt, ihr krauſes rothblondes Haar zu flechten; jetzt trug ſie es meiſt wieder offen unter einem Männerhut mit breiter Krämpe, den Marcus hatte herleihen müſſen. Darauf ſteckte ſie ein grünes Birkenreis. Um die Schulter band ſie ein weißes Laken, den Staub von den Kleidern abzuhalten; doch achtete ſie wenig darauf, daß es ihr als Mantel diente, und ließ es beim ſchnellen Reiten hinter ſich im Winde flattern. Auch liebte ſie bunte Röcke, roth und blau, und puffte ihre weiten Aermel mit farbigen Bändern. Frau Chriſtine meinte, ſie wolle es damit den Ritterfräulein nachthun, die ſie bei feſtlichen Gelegenheiten in der Stadt geſehen, und ſchalt ihr eitles Weſen. Aber Urſula ſchien kaum zu begreifen, was ſie verdroß. „Es iſt ja für Niemand als für mich,“ ſagte ſie entſchuldigend, „und es gehört ſo zur Reiterin.“ Es haftete ihr noch immer von dem langen Waldaufenthalt etwas Ungewöhnliches an, das die kurze ſtädtiſche Erziehung nicht hatte unterdrücken können. Magdalene meinte, man müſſe ihr eine Weile die Freiheit laſſen; beruſe man ſie zu viel, ſo werde ſie ſcheu werden. Der Hund war übrigens ihr ſteter Begleiter, bei ſeiner Anhänglichkeit ſicher auch der treueſte Beſchützer, wenn ihr einmal auf der Landſtraße Jemand unfreundlich begegnen ſollte, was doch in dieſer Gegend nicht zu befürchten war. Der Hochmeiſter, der ſie ſo getroffen hatte, ſchickte ihr ein ſchönes Reitkleid mit Spitzen und goldenen Borten. Das trug ſie nun aber nicht. Sie entſchuldigte ſich bei ihm, daß ſich's für ſie nicht ſchicke; ſie müßte ſich ſelbſt darin hoffärtig vorkommen.

Wenn ſie Marcus auf dem Felde bei der Arbeit wußte, verſäumte ſie nicht zu ihm heranzureiten und ſich eine Weile mit ihm zu unterhalten. Er hatte das Pflügen und Eggen zu beaufſichtigen; die Saat ſtreute er ſelbſt aus. Mit beſonderer Sorgfalt wurde das Flachsfeld bearbeitet. Mitunter ſtieg Urſula auch ab, legte den Arm um den Hals des kleinen Pferdes und ſtreichelte mit der andern Hand deſſen Kopf, während Marcus neben ihr ſtand, und verliebt zuſchaute, oder ſie ſetzte ſich zu ihm auf den Rain in den Schatten der Buchenhecke, wenn er ſein Frühſtück oder Veſperbrod verzehrte. War er ſelbſt zu Pferde, ſo begleitete er ſie wohl auch ein Stück Weges. Mit ihm konnte ſie von ihrer Mutter und von dem großen Walde und von der Waldhütte mit allen ihren Inſaſſen ſprechen, und das that ſie gern. Es wäre hier ſehr ſchön, meinte ſie, man ſehe überall ſo weit und der mächtige Strom biete viel wechſelnde Bilder; aber den Wald vermiſſe ſie doch ſchmerzlich — ſo einen Wald, in dem ein Rieſenbaum am andern ſtehe und die liebe Sonne Noth habe, mit einem Strahl das dichte Blätterdach zu durchdringen und den Thau vom Moosteppich aufzutrinken. „Giebt's hier keine ſolche Wälder, die man an einem Tage erreiten könnte?“ Er verſprach ihr, am nächſten Sonntag, wenn das Wetter ſchön bleibe, ſeine Begleitung zu einem weiteren Ausritt. Dann wolle er ſie auch durch Wald führen. „Freilich iſt's kein Wald, wie Ihr ihn im Sinne habt,“ ſetzte er doch vorſorglich hinzu, „aber auch ſo wird er euer Herz erfreuen können.“

Er hielt ihr auch Wort. Magdalene mußte ihm, bevor sie mit der Mutter nach der Stadt zur Kirche fuhr, die Liſchke mit allerhand Eßmitteln vollpacken. Die hing er mit dem Strick vorn an den Sattelknopf. Sie kämen wahrſcheinlich vor Abend nicht wieder, ſagte er. Dann ging's eine Strecke an der Uferhöhe entlang und darauf ſeitab in der Richtung auf Schloß Stuhm, wo vor vierzig Jahren der Polenkönig Jagiel, als er Marienburg belagerte, ſein Hauptquartier gehabt hatte. Aber nicht bis dorthin verfolgte Marcus den Weg, ſondern bog ab nach dem Damerau-See, deſſen ſüdliche Ufer und kleine Inſeln bewaldet waren, umritt ihn auf der einen Seite und lenkte wieder über Feld und Bruch, bis ſie aus verſtreutem Gebüſch heraus einen dichten Waldſaum vor ſich hatten, der ſich unabſehlich gegen die Nogat hinauszog. Urſula jauchzte auf. Nun ganz ohne Weg und Steg ritten ſie hinein, jede enge Lichtung benutzend oder auch die Zweige fortbiegend, deren junges Grün noch überall den Durchblick geſtattete. Sie ſcheuchten allerhand Wild auf; über ihnen in den hellen Laubkronen ſangen die Waldvögel, und Urſula nannte jeden mit Namen und ahmte geſchickt ſeinen Lockruf nach. Sie war froh wie ein Kind, dem einmal voll nach Wunſch der Wille geſchieht, und rief einmal über das andere: „Wie dank' ich Euch, Lieber, Guter! So einen Tag hab' ich lang' nicht erlebt!"

Um Mittag hielten ſie Raſt unter einer Buche am Rand der Wieſe, die ein kleiner Bach durchrieſelte. Sie zäumten die Pferde ab und ließen ſie graſen. Marcus

packte die Liſchke aus und ſchöpfte in einen Becher von dem klaren, kühlen Waſſer. Wie erquicklich war das nach dem heißen Ritt, und wie ſchmeckte die einfache Mahlzeit von Brod, Käſe und geröſtetem Fleiſch. Nachdem ſie ſich an Speiſe und Trank geſättigt hatten, lehnten ſie ſich, neben einander ſitzend, gegen den Stamm, noch ein Stündchen zu ruhen. Aber die Augen wollten ihnen nicht zufallen, wie ſie gemeint hatten. Urſula pflückte neben ſich Grashalme von verſchiedener Länge ab, faßte ſie in die Hand und ließ ihn ziehen, ob er den längſten oder kürzeſten träfe. Sie ſuchte im Mooſe, ob ſchon die Kräuter aufkämen, die ihre Mutter ſie unterſcheiden gelehrt hatte, und freute ſich ein paar kleine Blättchen zu finden, die ſelten anzutreffen ſein ſollten. „Nehmt einmal eins auf die Zunge," ſagte ſie, es ihm mit den zarten Fingerchen hinhaltend, „es ſchmeckt wie feines Gewürz und erfriſcht den Athem." Marcus merkte wenig davon, gab ihr aber Recht. „Reißt von der Buche ein Blatt und reicht es mir, Urſula, ſo ſoll ſeine Bitterkeit mir ſüß ſein," verſicherte er. Er hatte ſeine Schulter an die ihrige gelehnt, und ihr Haar ſtreifte ſeine Wange, wenn ſie den Kopf wandte. Nun ergriff er ihre Hand, zog ſie an ſeinen Mund und drückte einen langen und heißen Kuß darauf. Sie ließ es geſchehen, ſah ihn aber wie verwundert an und lächelte dann vor ſich hin.

Er gab ihre Hand nicht mehr frei. Die ſeine zitterte merklich; die breite Narbe auf ſeiner Stirn wurde feuerroth, während über die bleiche Stirn Schweißtropfen perlten. Er hatte die Augen halb geſchloſſen und ſchien

vor sich hin zu träumen. Er sprach kein Wort, und auch Ursula verhielt sich eine lange Weile schweigend, als gälte es einen Zauber nicht zu stören. Sie fühlte, daß etwas Wundersames in ihm vorging, dem er keine Sprache zu geben vermochte, und auch ihr war so eigen beklommen zu Muth, wie noch nie zuvor. Daß sie ihm von Herzen gut sei, hatte sie immer gewußt, aber es war nichts Aufregendes darin gewesen: es verstand sich so von selbst, daß er sie lieb gewonnen habe von dem ersten Augenblick, da er sie gesehen. Aber jetzt hatte das andere Bedeutung. Es kam ihr plötzlich so sonderbar vor, daß sie mit ihm allein sei — allein in einem großen unbekannten Walde, aus dem sie vielleicht ohne ihn gar nicht wieder herausfände. Ihr Arm lag wie gelähmt; sie hätte die Hand mit aller Kraft nicht fortziehen können. Warum auch? Und doch . . . Warum hatte er sie geküßt?

Endlich wurde ihr dieses Schweigen ganz ängstlich. Sie meinte es brechen zu müssen und sagte leise: „Nun ist der Sommer nahe. Bedenkt Ihr wohl, daß Ihr meiner Mutter versprochen habt, ich solle dann wieder nach Hause?“

Marcus zuckte. „Wie kommt Euch das in den Sinn, Ursula?“

„Ich meine, das giebt mir der Wald so ein,“ antwortete sie, ohne die Schulter zu rühren, oder den Kopf zu wenden.

„So müßt' ich's beklagen, Euch hierher geführt zu haben, Ursula. Ich hoffte gerade, eure Sehnsucht sollte gestillt sein.“

„Es ist auch so. Aber der Wald mahnt nun doch, daß ich nicht vergesse, wie ich hier nur eine Fremde bin, und den lieben Menschen, die mich gütig aufgenommen haben, vielleicht längst schon zur Last falle. Es ist Zeit, an die Heimkehr zu denken."

„Wie mögt Ihr nur so sprechen, Ursula? Beweist Euch nicht der Herr Hochmeister, daß er Euch gern in seiner Nähe sieht? Ehrt nicht meine Mutter den lieben Gast und ist Euch nicht Magalene eine treue Freundin? Und ich selbst . . . Ich hatte gehofft, Ursula . . ."

Er stockte, aber drückte wiederholt ihre Hand, als könnte er ihr damit besser als mit Worten zu verstehen geben, was er empfinde.

Und sie verstand ihn auch und ließ daß Köpfchen zur Seite sinken, bis es sich an ihn stützte. Ihre Brust athmete in langen Zügen und ihr stummer Mund war wie zum Sprechen halb geöffnet.

„Ich hatte gehofft, Ursula," fuhr er leise fort, „Ihr würdet nun immer bei uns bleiben wollen, und ich weiß auch nicht, wie ich's ertragen könnte, wenn ich mich von Euch trennen müßte. Nein, nein! Das ist unmöglich — das ist so unmöglich, als daß ich mich von mir selbst trenne. Und ginget Ihr auch von uns fort, meine Seele würde Euch folgen und immer bei Euch sein. Aber mein armer Leib müßte hinsiechen in Kümmerniß, daß meine Augen Euch nicht mehr sehen und mein Ohr eurer Sprache holden Laut nicht mehr vernimmt und meine Hand . . . Ach, Ursula, warum wollt Ihr mir das anthun? War's denn nur eitel Täuschung, daß ich

glaubte, auch Ihr liebtet mich, wie ich Euch liebe, und könntet nimmermehr von mir lassen? Wohl weiß ich, daß ich für Euch zu gering bin, aber wenn mein ganzes Herz —"

Plötzlich fühlte er sich von ihrem Arm umschlungen, ihre Lippen an seinen Lippen. Sie küßte ihn mit leidenschaftlichem Eifer und rief: „Ach —! nun ist mir's endlich gewiß, Marcus. Du liebst mich und willst von mir geliebt sein. Ich träume nicht — ich halte Dich in meinem Arm, Du lieber, lieber Mann. Ja, Dir will ich angehören mit Leib und Seele, und von Dir darf meine Mutter mich nicht fordern. Marcus — lieber Marcus!"

Sie sank wie erschöpft zurück und bedeckte die Augen mit der Hand. Er aber richtete sich jetzt auf den Knien auf, wendete sich zu ihr, zog sie an sich heran und schloß sie fest in seine Arme. „Du willst mein sein, Ursula —?" fragte er überselig und wiederholte die Frage immer wieder. Sie nickte lachend und erwiderte seine Küsse.

Dann aber, wieder wie mit plötzlichem Entschluß, machte sie sich von ihm los, stand auf, trat einen Schritt zurück und sagte ernst: „Was haben wir gethan? Darfst Du Dich binden, Marcus? An ein Mädchen binden, das im Walde aufgewachsen ist und nichts von seiner Herkunft weiß? Dein Vater — Deine Mutter . . ."

„O, fürchte nichts," beruhigte er, ihre Hand ergreifend, „sie sind gut, und sie lieben ihren Sohn. Ich werde ihnen sagen, daß ich nicht mehr leben kann ohne Dich, und sie werden mir glauben. Sie müßten ja

blind ſein, wenn ſie nicht ſchon längſt gemerkt haben ſollten, wie's mit meinem Herzen ſtand. Und ſie haben ſich nicht zwiſchen uns geſtellt. Was könnten ſie auch gegen eine ſolche Tochter einzuwenden haben? Keine Königin —"

„Nein, nein," fiel ſie ihm in's Wort, „ich weiß jetzt, wie es in der Welt zugeht. Denke an deine Schweſter! Damals im Walde wär' mir's unfaßbar geweſen, daß zwei Menſchen, die ſich ſo lieb hätten, nicht zu einander ſollten. Aber jetzt weiß ich, daß es ſolche Macht giebt, die ſie trennt. Du nennſt Dich zu gering für mich, und daraus erkenne ich, wie Du mich liebſt und ehrſt. Aber mit deinen Augen ſieht mich kein Anderer." Sie warf ſich wieder an ſeine Bruſt. „Ach, Marcus —! wenn auch ich das erfahren müßte . . . Und doch! nein, nein — um Alles in der Welt wollt' ich nicht, daß Du lieber geſchwiegen hätteſt."

Er ſprach ihr freundlich zu, ſelbſt ganz überzeugt, daß ſie ohne Grund ein Hinderniß ihrer Vereinigung fürchtete. Er wollte mit ſeinen Eltern ſprechen und ſie dann von ihrer Mutter erbitten. „Laß mich erſt zu ihr zurückkehren," ſagte ſie; „jetzt iſt's ja nicht ſo arg betrüblich, wenn ich für kurze Zeit Abſchied nehme. Und wär's auch für ein Jahr und länger, das dürft' uns nicht grämen, wenn ich hinterher doch als deine Frau in Marienburg einziehe. Wir wollen's heimlich halten, bis ich abgereiſt bin."

Das wollte ihm anfangs nicht gefallen, aber er fügte ſich ihren Gründen und Wünſchen. „Beſtimme denn den

Tag," sagte er, „und ich will zur Reise bereit sein. Aber eile damit nicht zu sehr, Liebste."

„So ist's nicht gemeint," antwortete sie, seine Wange streichelnd. „Diesmal darfst Du mich nicht begleiten."

Er sah sie ganz erschreckt an. „Nicht begleiten? Aber wie willst Du . . ."

„Ich werde beim Herrn Hochmeister anfragen, ob er vielleicht nächstens nach Heilsberg schickt, und ihn um Erlaubniß bitten, mich seinen Boten anzuschließen. So bin ich in gutem Schutz."

„In besserem bei mir."

Sie küßte die Narbe auf seiner Stirn. „Es kann doch so nicht sein. Wenn's nur meinetwegen wäre, da macht' ich mir aus der Leute Gerede wenig. Soll ich aber des Marcus Blume Eheweib werden, der des Herrn Bürgermeisters von Marienburg ältester und einziger Sohn ist, so muß es gar ehrbar unter uns zugehen nach der ehrbaren Leute Meinung." Sie sagte das mit schalkhaftem Ausdruck und fuhr ebenso fort: „Hätt' ich gewußt, daß es so kommen sollt', so hätt' ich auch nicht eingewilligt, mit Dir allein über Land und in den Wald zu reiten. Das ist nun geschehen. Aber um so mehr müssen wir uns beeilen, bei hoher Sonne nach Hause zu kommen. Laß' uns also gleich wieder zu Pferde."

Er wollte sie noch ein Weilchen zurückhalten. Aber sie blickte ihn bittend an und sagte in munterem Ton: „Ich fürchte, wir haben ohnedies schon zu viel von unseren Geheimnissen ausgeplaudert. Da über uns im Baum ist die ganze Zeit ein Rothkehlchen von Ast zu

Aſt gehüpft, uns neugierig zu beobachten; und jetzt ſchmettert es laut durch den Wald, was es gehört hat. Horch nur, horch! Ich wollte nicht, daß es ein alter Uhu erführe oder eine Spottdroſſel. Dann ging' es uns ſchlecht."

Marcus lachte und fügte ſich. Er zäumte die Pferde auf und hob ſie in den Sattel. „Warte noch ein wenig," bat er, trat an den Buchenſtamm und ſchnitt mit ſeinem Meſſer ein Kreuz in die Rinde. Dann ſtieg er gleichfalls auf und nahm nach dem Sonnenſtande die Richtung.

Er ritt an ihrer rechten Seite und lenkte oft ſeinen Gaul ſo dicht an ihren Grauſchimmel heran, daß er ſie um die Schulter faſſen, ihren Kopf zurückbiegen und ſie küſſen konnte. Das geſchah zuletzt am Damerau-See. Als ſie auf die Landſtraße gelangt waren, litt ſie's nicht mehr. „Reiten wir einmal um die Wette," rief ſie, „damit wir auf andere Gedanken kommen."

„Warum ſollen wir das?" fragte er.

Sie antwortete aber nicht, ſondern trieb den Gotländer an, daß er in wilden Sprüngen voranſauſte.

Nun mußte er wohl folgen.

Achtes Capitel.

Die Verlobung.

Am nächsten Vormittag brachte der Junge des Kämmerers, der mit Milch und Butter nach der Stadt geschickt wor, einen Zettel für Frau Christine mit. Der Bürgermeister schrieb ihr, sie solle nach dem Essen den Wagen anspannen lassen und mit Magdalene hineinkommen, sich auch darauf einrichten, die Nacht und den andern Tag in der Stadtwohnung zuzubringen — „wovon Du die Ursache alsobald erkennen sollst, wäre aber zu weitläufig hierherzusetzen, auch sonst nicht schicklich, bitte Dich aber, an nichts Beschwerliches zu denken, sondern sammt dem Kinde guten Muthes zu sein."

Frau Christine zerbrach sich nicht sonderlich den Kopf darüber. Sie meinte, es könnten wohl Gäste angelangt sein, die ihr Mann zu beherbergen habe, wie das öfters vorkam, da Niemand gern beim Krüger einkehrte, der unter den Bürgern Freunde hatte. „Wir werden ja sehen, was der Vater will," sagte sie zu Magdalene, die sich auffallend beunruhigte. Warum sollte es nicht schick-

lich sein, der Gäste zu erwähnen, und warum sollten sie guten Muthes sein? Wenn die Mutter richtig vorausſah, hätte er gewiß anders geſchrieben. Und weshalb ſollte Urſula ſie nicht begleiten? Sicher war mit Vorbedacht von ihr nicht geſprochen. Sie konnte ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft geben, aus welchem Grunde ihr Herz ſo unruhig ſchlagen mochte. Aber um etwas Ungewöhnliches mußte es ſich diesmal handeln.

Sie ſuchte Urſula auf, mit ihr die Sache zu beſprechen — in der ſtillen Hoffnung vielleicht, daß die Freundin eine Vermuthung wagte, die ſie beglücken könnte. Aber ſie fand Urſula merkwürdig zerſtreut und theilnahmlos. Es ſchien ihr gar nicht unlieb, daß ſie ein paar Tage mit der alten Wirthin auf dem Hofe allein ſein ſollte und fragte nur: „Iſt auch Marcus in die Stadt berufen?“ Sie verſicherte, die Weile ſolle ihr nicht lang werden, fiel ihr um den Hals, wirbelte ſie im Kreiſe herum und ſang ein neckiſches Lied dazu. Es fiel ihr gar nicht ein, Magdalene mitzutheilen, was geſtern geſchehen war; nur ihre glückliche Stimmung konnte ſie ihr nicht verbergen.

Herr Barthel Blume aber hatte mit gutem Bedacht gehandelt. Was in Frage ſtand, ging zunächſt nur Frau und Tochter an — zu allernächſt nach ſeiner Schätzung die Frau und Mutter, aber Magdalene durfte doch auch nicht fehlen. Es war nämlich in der Morgenſtunde der Junker Joſt vom Wege zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief ſeines Vaters überbracht, deſſen Inhalt ihn in einige Aufregung verſetzte, obſchon er's den jungen

Freund nicht merken zu lassen bemüht war. Tileman vom Wege schrieb ihm: „Lieber Gevatter! Wiewohl ich damals in Elbing vergeblich auf Euch gewartet habe und indessen von eurer Seite nichts geschehen ist, das Unrecht wieder aufzuheben, daß Ihr dem Bunde durch Verkleinerung seiner Sache und Rückforderung des Siegels zugefügt, so will ich doch des Vertrauens sein, daß solches nur im Gedrang der Umstände und auf Antrieb unserer Gegner geschehen, deren sich eure Stadt schwerer als eine andere erwehren mag, und mich in Geduld fügen, daß Euch zu rechter Zeit die Einsicht zurückkehren wird, was Ihr durch euer Beispiel dem Lande schuldig. Lasse daher diese Dinge für jetzt unberührt und thue Euch zu wissen, daß mein Sohn Justus mit vielen beweglichen Bitten in mich gedrungen ist, bei Euch für ihn um eurer Tochter Magdalene Hand anzuhalten, was denn hiermit auch alter Freundschaft unserer Häuser zu Liebe und aus Wohlmeinung für euer Kind, wiewohl sonst nicht ohne etliche schwere Bedenken geschieht, deren Aufzählung ich glaube entledigt zu sein. Wollet also diesen meinen ehrlichen Antrag freundlich ansehen und eurer Frau Eheliebsten mit guten Worten empfehlen, auf daß sich unserer Kinder Herzenswunsch erfülle und durch der Eltern Segen ein gottgefälliges Werk geschaffen werde. Amen! Lieber Gevatter, ich hoffe auf rechte Einigkeit und einmüthiges Zusammengehen nach diesem in allen Dingen. Denn ich bin in großer Sorge, daß man uns mit Gewalt zu unterdrücken trachtet. Gott wolle uns durch unsere Standhaftigkeit den Frieden bewahren. Amen! Bestellet auch

dem Jungfräulein meinen Gruß und meldet mir, welchen Tag Ihr zur Hochzeit bestimmen mögt, worinnen ich mich ganz eurem Gebote füge. Lebet wohl! Tileman vom Wege.“ Der Unterschrift war das Siegel beigefügt.

Blume hatte Jost in seine Herberge zurückgeschickt, aber freundlich vertröstet, er wolle sogleich mit denen berathen, die es vornehmlich anginge, wisse auch nicht, daß seiner Tochter Gedanken sich geändert hätten, seitdem der Schnee gefallen und wieder geschmolzen sei. Es nehme ihn Wunder und geschehe wider sein Erwarten, daß Herr Tileman sich so willfährig zeige, aber er wolle deshalb nicht vergessen, was er für solchen Fall zugesagt, und hoffe ihm guten Bescheid geben zu können. Nun hatte er doch Zeit gehabt, den Brief wieder und wieder zu lesen und daraus allerhand Grillen zu fangen. Er nahm deshalb zuerst Frau Christine allein in sein Stübchen und sagte: „Der Jost vom Wege ist hier und hat mir seines Herrn Vaters Einwilligung gebracht — jedoch mit einigen Klauseln versehen, die wohl bedacht sein wollen, Liebste. Rathet mir daher nicht nur nach eurer Neigung, sondern auch nach eurer Klugheit, damit ich in Ehren bleibe.“ Er las ihr den Brief langsam vor und wiederholte die Stellen, die ihm verdächtig schienen, um dann fortzufahren: „Er hütet sich wohl, eine Bedingung zu stellen, da er nachgerade weiß, daß ich darauf nicht zu haben bin. Aber er giebt mich auch nicht frei und meint mich wohl eher mit unzerreißbaren Ketten zu fesseln. Was er von mir erwartet, das spricht er aus. Nehme ich nun, was er bietet ohne Widerspruch, wird er mir nicht mit Grund

vorwerfen, ich hätt' ihn getäuſcht? Das wäre mir ſehr beſchwerlich."

Frau Chriſtine überlegte eine Weile, doch offenbar frohgemuth. „Nehmt's nicht ſo ſcharf," antwortete ſie dann, „als hättet Ihr einen Rechtshandel zu entſcheiden. Ich höre wohl, was da geſchrieben ſteht, und will auch gern oder ungern für wahr halten, daß es mit Bedacht ſo geſchrieben iſt. Aber daß Tileman Euch ein Netz ſtellt, will ich doch nicht glauben. Er kennt Euch gut genug und weiß, daß Ihr von eurer Straße ſo wenig mit Lockung als mit Drohung abzubringen ſeid, ſondern in Allem eurem Gewiſſen folgen werdet. Nun aber will er ſelbſt nicht vor den Freunden als ein Mann erſcheinen, der ſeinem Fleiſch und Blut zu Liebe ſich ohne Vorbehalt gefangen giebt. Deshalb beginnt und endet er nun damit, daß er ſtehe, wo er ſteht, damit ſeine Nachgiebigkeit nicht falſch ausgelegt werde, und ſpricht, da er Euch nicht verpflichten kann, eine Hoffnung aus, als ob er daran glaube, Ihr werdet ſie erfüllen, überläßt Euch aber nach eigenem Rath und der Umſtände Zwang zu handeln. Deshalb fürchte ich nicht, daß er Euch künftig der Falſchheit bezüchtigt, wenn Ihr jetzt nicht widerſprecht, ſondern erwarte eher, daß er Euch Dank dafür ſagen wird, wenn Ihr ihn nicht allzu ſehr in die Enge treibt. Laßt's Euch genügen, daß er ſeine Einwilligung giebt, mag's auch mit ſolchem unſchädlichen Rückhalt geſchehen, und tretet der Kinder Glück nicht in den Weg."

Blume ſtreichelte ihre Schulter, blickte nochmals flüchtig in den Brief, faltete ihn dann zuſammen und ſagte:

„Es läßt sich so auslegen. Will mich einer verdächtigen, daß ich mich an diesem Bande hinüberziehen lasse, so mag mein Wandel für mich zeugen; ich selbst fürchte nicht deshalb schwach zu werden oder dem Herrn Hochmeister Anlaß zum Argwohn zu geben."

Nun wurde Magdalene gerufen und mit dem glücklichen Ereigniß bekannt gemacht. Sie athmete endlich frei auf, küßte des Vaters Hand, fiel der Mutter um den Hals und vergoß an ihrem Busen reichliche Freudenthränen. „Nun mag niemand mehr zweifeln, daß er mich liebt," rief sie, „wie mir's selbst immer gewiß geblieben ist."

Der Bürgermeister ließ darauf Frau und Tochter allein und begab sich zu zwei von den angesehensten, ihm wohlbefreundeten Rathmannen, sie zu einer feierlichen Handlung als Zeugen in sein Haus einzuladen. Dann schickte er den Rathsboten zu Jost vom Wege nach dessen Herberge mit der Meldung, er solle dem Herrn und der Frau willkommen sein. Jost, dem die Zeit des Wartens nicht wenig lang geworden war, hatte doch durch den Stallknecht in Erfahrung gebracht, daß die Bürgermeisterin mit ihrer Tochter durch's Thor in die Stadt gefahren sei, und gute Hoffnungen daran geknüpft. Nun machte er sich eiligst auf den Weg in seinem besten Feiertagskleide und wurde in die große Stube hinaufgewiesen.

Dort waren die Zeugen schon eingetroffen. Frau Christine saß auf der Polsterbank an der langen Wand, und Magdalene stand neben ihr, den Arm um ihre

Schulter gelegt, glühroth im Geſicht. Als Joſt eintrat, blickte ſie auf und legte die Fingerſpitzen an die Lippen. Seine Augen ſuchten und fanden ſie. Er drückte die Hand auf's Herz und verneigte ſich, blieb dann aber nahe der Thür ſtehen, weitere Weiſung abzuwarten. Bartholomäus Blume ging ihm denn auch entgegen, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: „Ihr habt heute in der Frühe bei mir eure Werbung um Magdalene angebracht, lieber Junker. Wollet ſie denn in dieſer achtbaren Zeugen Gegenwart wiederholen, damit ich Euch nach euren Wünſchen Beſcheid gebe.“

Joſt hatte ſich auf ſolche Förmlichkeit nicht vorbereitet, ſondern gehofft, gleich zu Magdalene geführt zu werden und ihr Jawort in Empfang nehmen zu können. Dieſe kleinbürgerliche Umſtändlichkeit verdroß ihn, aber er faßte ſich, trat ein paar Schritte gegen Frau Chriſtine zu und ſagte: „Verzeiht, werthe Frau, wenn meine Rede diesmal nicht wohlgeſetzt iſt. Schlägt mir doch das Herz zu heftig in der lieben Jungfer Gegenwart, die ich gemeint hatte ſchon als meine Braut begrüßen zu dürfen. Was bedarf's aber auch vieler Worte? Kann ich doch nur wiederholen, was ich dem Herrn Bürgermeiſter bereits unter vier Augen zu wiſſen gethan, daß ich, wie ich ſeines ſchönen und holden Töchterleins Bild ſchon als Knabe im Herzen getragen, nun vor ihn hintrete mit der Bitte, mir Magdalene zum Weibe zu geben, wenn ſie mich erhören will, wie ich zuverſichtlich hoffe. Das mögen auch dieſe würdigen Zeugen vernehmen.“

„Ihr werbt mit eures Herrn Vaters Genehmigung,“

ſagte Blume, ihm freundlich zunickend. „Wollet mir auch dies beſtätigen, lieber Junker, und Erlaubniß ertheilen, ſein Schreiben vorzulegen, da er ſelbſt abweſend.“

„Ich mag Euch darin nicht hindern,“ antwortete Joſt, „obſchon ich von dieſen ehrenwerthen Männern die gute Meinung habe, daß ſie Euch auf's Wort glauben werden, es ſei, wie Ihr's ſagt.“

„Gehen wir gleichwohl nach der Ordnung,“ erwiderte der Bürgermeiſter, öffnete das Schreiben, las ſeinen Inhalt langſam vor und hielt es den Zeugen hin, damit ſie das Siegel in nahen Augenſchein nehmen könnten. „Beachtet wohl, liebe Gevattern,“ ſagte er dann, „daß Herr Tileman vom Wege, der alten Stadt Thorn Rathsherr und des Bundes ſtets bereiter Fürſprecher, ſicherlich mit viel Widerſtreben ſeine Einwilligung zu ſolchem Verlöbniß ſeines Sohnes mit der Tochter eines Mannes giebt, den er zu ſeinen und des Bundes eifrigſten Gegnern zu zählen guten Grund hat, wie ſich denn auch in dieſem Schreiben ſattſam ausgedrückt findet, das ich doch nicht ſo deute, als wolle es mir eine Bedingung ſtellen, ſondern ſtrikte nach ſeinem Wortlaut nehme, der mir eher ein Zeugniß treuen und beharrlichen Feſthaltens bei der gefaßten Meinung giebt. Scheint es euch anders, ſo ſagt es mir bei Zeiten. Sehet ihr aber, wie ich ſelbſt, kein Arg darin, ſo wollet euch auch in Zukunft deſſen erinnern und mich gegen Angriffe freundlich vertheidigen. Wir leben in ſchweren Zeiten, die ſolche Vorſorge wohl rechtfertigen.“

„Wir können da nichts Verfängliches herausleſen,“

antwortete Klaus Engelbrecht, der Schmiedemeister, ihm die schwielige Rechte bietend, „kennen unsern Herrn Bürgermeister auch nicht erst seit heute und wissen, daß er allezeit zu der Stadt Fahne steht. Freundschaft wird ihn nicht locken, seiner geschworenen Pflicht untreu zu werden.“

„So ist es,“ bestätigte Kaspar Reincke, der Kahnrheder, „und daran halten wir fest. Die ganze Bürgerschaft wird's hoch erfreuen, daß eurem Hause solche Ehre und Auszeichnung geschieht, wie durch diese Werbung. Es ist uns leid genug, daß wir uns von der Stadt Thorn abwenden mußten, die von Alters der preußischen Städte Haupt ist, und hoffen auch wieder mit ihr zum Frieden zu kommen, wennschon in anderer Weise, als Herr Tileman meint. Aber müßte der Streit des Bundes wegen auch noch heftiger entbrennen, dieses Bündnisses würden wir froh sein und der Stadt nichts Arges davon vermuthen.“

„Ich dank' euch, lieben Freunde,“ sagte Blume. Dann nahm er Jost bei der Hand, der während dieser Erörterungen mit sichtlicher Verlegenheit zur Erde geblickt hatte, führte ihn zu Magdalene und fuhr, zwischen Beiden stehend, fort: „Es geschieht nicht mit leichtem Herzen, daß ich eure Hände in einander lege, so wahr ich euch in solcher Vereinigung alles Glück wünsche, das Erde und Himmel gewähren können. Denn es nützt nicht, die Augen zu schließen, daß man nicht sehe. Es ist viel Feindschaft im Lande und die Hoffnung des Ausgleichs schwindet immer mehr und mehr. Und wenn ihr

nun die Streitenden muſtert, ſo ſtehen eure Väter dort und hier in den erſten Reihen, ihr aber ſeid zwiſchenein in die Mitte geſtellt mit getheilten Herzen. Zumal Du, mein liebes Kind, wirſt oft bekümmert ſein müſſen, wie Du die Pflicht der Frau und der Tochter vereinſt. Iſt's auch Gottes Gebot, daß das Weib dem Manne folge und ihm in alle Wege treu zur Seite ſtehe, ſo erfüllt ſich's gewißlich doch leichter, wenn das Band mit der alten Heimath nicht zerriſſen zu werden braucht. Und auch Ihr lieber Junker, werdet unſerm Kinde doppelt Vertrauen zubringen müſſen, wenn es in eurem Hauſe nicht ſo bald vergeſſen mag, was es im Vaterhauſe gelernt. Prüfet euch alſo Beide, da es noch Zeit iſt, ob ihr euch die Kraft zumuthet, in ſolchem Zwieſpalt einig zu bleiben in Liebe und bei einander geduldig auszuharren in Glück, Noth uud Gefahr."

Frau Chriſtine war aufgeſtanden und trocknete an ihrem Tüchlein die naſſen Augen. „Bedenket," ſagte ſie zu Joſt, „wie reich und vornehm Ihr auch ſeid, daß wir Euch ein theures Gut anvertrauen. Täuſcht unſere Hoffnungen nicht, lieber Sohn."

Joſt ergriff ihre Hand und küßte ſie zu verſchiedenen Malen mit Eifer. „Sag' ich nicht alles in einem Wort," rief er, „wenn ich verſichere, Magdalene zu lieben? Und hab' ich ſeine Feſtheit nicht ſchon bewieſen, da mich meines Vaters Widerſpruch nicht davon abgebracht? Wahrlich, nicht leichten Stand hab' ich gehabt. So ſchenkt mir denn auch in Zukunft gutes Vertrauen."

Magdalene ſtützte den Kopf an des Vaters Schulter.

„Er meint's gewiß treu und gut," flüsterte sie. „Wie könnt' ich je aufhören, Vater und Mutter zu ehren, wenn ich zu ihm stehe?"

„So schließt denn euren Bund," sagte Blume bewegt, ihre Hände vereinend, „und Gott gebe ihm seinen Segen, wie wir ihn segnen."

„Amen," sprachen die Zeugen.

Jost schloß das Mädchen in seine Arme und küßte den heißen Mund, der sich seinen verlangenden Lippen nicht entzog. Dann sank Magdalene wie schauernd an der Mutter Brust. „Ach, Mutter — Mutter — liebe Mutter!" Es war, als ob sie ein Uebermaß von Zärtlichkeit hier erst ausströmen lassen wollte. Die beiden Rathmannen traten heran, ihren Glückwunsch zu sprechen. Nun wurde gelacht und gescherzt. Das Brautpaar ging Arm in Arm durch's Zimmer, leise Worte und scheue Liebkosungen austauschend. Was hätte Jost darum gegeben, jetzt nur wenige Minuten mit Magdalene allein sein zu können! Aber Frau Christine hatte pflichtschuldigst die Rathsverwandten zum Essen gebeten, und sie rührten sich nun nicht von der Stelle.

Erst gegen Abend fand sich ein gemüthlicheres Plauderstündchen. Ließ Frau Christine das junge Paar auch kaum für Augenblicke allein, so war sie doch keine lästige Aufpasserin, saß bei ihrer Arbeit halbabgewendet in der Fensternische und ließ es unbemerkt, wenn die Kinder am entgegengesetzten Ende des langen Zimmers verweilten und leise ihre Liebesbetheuerungen austauschten. Sorgte doch Magdalene selbst schon dafür, daß seine Werbung

nicht zu ſtürmiſch würde, wenn das heiße Blut wieder und wieder zu feurigen Umarmungen und Küſſen trieb. „Du haſt Dich nicht nach mir geſehnt, wie ich nach Dir,“ ſagte er mit zärtlichem Vorwurf. „Doch, doch!“ verſicherte ſie, ſeine Hand drückend und ſich an ihn lehnend, „immer hab' ich deiner in Liebe gedacht, und jetzt iſt mein Herz voll Dankbarkeit, daß mir der liebſte Wunſch erfüllt wurde. Wie oft hat es ängſtlich geklopft! Jetzt iſt es ganz ruhig und befriedigt. Ach! ich vermag's nicht auszudenken, daß uns dieſes Glück hätte verſagt ſein können. Du Lieber, Lieber! Wie froh bin ich deiner Treue.“

Blume kam von einem Ausgang nach Hauſe. Er hatte die große Neuigkeit gleich ſelbſt unter die Leute bringen wollen, um unnützes Hin- und Hergerede nach Möglichkeit abzuſchneiden. Auch auf dem Schloſſe war er geweſen, um dem Herrn Hochmeiſter zu berichten, bei dem er ſelbſt immer Zutritt hatte. Wie er vermuthet hatte, war die Nachricht nicht ohne einiges Kopfſchütteln aufgenommen worden. „Ihr verbündet Euch unſerm verbittertſten Gegner,“ hatte Erlichshauſen gemeint. „Wie wollt Ihr Euch zutrauen, in der Stunde der Noth unbeirrt auf unſerer Seite zu ſtehen?“ — „Gnädigſter Herr,“ war des Bürgermeiſters Antwort geweſen, „das ſoll, ſo Gott will, doch geſchehen. Dieſe Dinge gehören nicht zu einander. Wie hätt' ich deshalb meinem lieben Kinde den Schmerz anthun ſollen, aus Furchtſamkeit des Gemüths ſolche Vereinigung zu verſagen? Erſcheint mir's doch recht als ein Wink des Himmels, dieſe Hände in

einander zu legen zum Troſt der Zukunft, die von unſerm Streit und Hader nichts wiſſen will. Bedenket, gnädigſter Herr, daß es Tileman iſt, der einen Schritt entgegen thut. Dem einen können wohl auch noch mehrere folgen."

Nun mahnte er Joſt zum Aufbruch. Es ſchicke ſich nicht anders, als daß man ihn bei hellem Tage aus dem Hauſe gehen ſehe. Mit Mühe erbat Joſt ſich noch eine kurze Friſt. Mit Schrecken dachte er daran, die langen Stunden bis zur Nachtruhe allein in der Herberge verbringen zu müſſen. Zum Glück fand er dort ein paar muntere Geſellen, die ſchon wußten, was ſich ereignet hatte und das Verlöbniß mit ihm feiern wollten. Er meinte ihnen nicht abſagen zu dürfen, und ſo tranken, ſangen und würfelten ſie bis in die Nacht hinein. Er verlor viel Geld und zahlte überdies die Zeche. Am nächſten Morgen fehlte nicht viel, daß er die Meſſe verſchlief, zu der man in Blume's Hauſe gemeinſam nach der Stadtkirche zu gehen verabredet hatte.

Eine Stunde ſpäter kam Marcus, den der Vater benachrichtigt hatte, nach der Stadt. Er meinte, nun erſt recht ſein eigenes Anliegen an die Eltern noch eine Weile zurückhalten zu müſſen, bis ſie ihn in Ruhe anhören könnten. Der Schweſter wünſchte er herzlichſt Glück, doch nicht ohne das Bedenken zuzufügen, daß ſie gegen die hochmüthigen Thornerinnen einen ſchweren Stand haben werde. Man müſſe ſie nehmen, wie ſie ſei, entgegnete ſie; gefalle ſie Joſt, ſo ſolle ſie das Naſerümpfen ſeiner vornehmen Gevatterſchaft wenig kümmern.

„Das darfſt Du Dir nicht einreden," mahnte er. „Joſt, wie ich ihn kenne, würde jede Zurückſetzung deinetwegen mißmuthig ertragen. Je mehr Du durch dein kluges Verhalten bei denen gewinnſt, die Dich ungern in ihren abgeſchloſſenen Kreis aufnehmen, um ſo ſicherer wirſt Du ihm gefallen."

„Weiß Urſula ſchon?" fragte ſie, dieſes Geſpräch abbrechend, und erröthete plötzlich wie erſchreckt über ihre Frage.

„Ich ſagte ihr, ſo viel ich ſelbſt wußte," antwortete er. „Sie brauchte nur zu hören, daß Joſt gekommen ſei, um alles Weitere ſelbſtverſtändlich zu finden."

„Wie wird Joſt verwundert ſein, wenn er erfährt, daß Urſula bei uns iſt!"

„Haſt Du's ihm noch nicht geſagt?" . . .

„Nein — es war davon nicht die Rede. Und wenn ich Dir's geſtehen ſoll . . ."

„Was denn, Närrchen?"

„Ich habe wohl daran gedacht — gleich in der erſten Stunde — aber mich nicht entſchließen können, ihm von Urſula zu ſprechen."

„Du meinſt, weil er damals . . ."

„Ich weiß nicht, weshalb mir's jetzt wieder in den Sinn gekommen iſt und gar nicht daraus weichen will. Mir iſt's, als dürfte er ſie jetzt nicht wiederſehen." Sie lächelte verſchämt. „Und doch iſt ſicher deshalb gar keine Gefahr für mich."

Das beſtätigte er zuverſichtlich. „Du biſt ſeine Braut, und . . ." Er überlegte einen Augenblick. „Ich

will Dir's nicht vorenthalten, ob es ſchon ſonſt noch ein Geheimniß iſt: Urſula gehört mir."

Sie ſah ihn erſtaunt an. „Marcus —! Und Urſula konnte mir's verſchweigen?"

„Sie durfte nicht ſprechen."

„Aber dem Freunde wirſt Du's ſagen —"

Er ſchüttelte den Kopf. „Das darf nicht ſein. Ehe die Eltern wiſſen, ehe ihre Mutter . . ."

„Dann wär's doch das Beſte, er ſähe ſie jetzt nicht wieder und erführe gar nicht —"

Marcus lachte. „Ei, ei! das ſind eiferſüchtige Grillen."

Sie legte die Hand auf's Herz. „Gewiß nicht. Ich weiß, er liebt mich. Aber es würde doch beide beſchämen . . . Und warum ſoll man daran erinnern, was Joſt längſt vergeſſen hat? Es iſt des Vaters Wunſch, daß er morgen in der Frühe abreiſt und nach Thorn zurückkehrt. Er kommt dann erſt wieder zur Hochzeit, und bis dahin . . . Es wird ſich ja Gelegenheit bieten, ihm zu ſchreiben, und vielleicht kann ich dann ſchon die Meldung anfügen, daß bald eine zweite Hochzeit zu erwarten iſt. Wie mich das freut, Marcus!"

Er legte ſich's nach ihren Wünſchen zurecht und begrüßte den Freund mit um ſo aufrichtigerer Freude, als er an deſſen ernſte Abſicht kaum noch geglaubt hatte, nachdem ihm von jungen Geſellen, die in Geſchäften Thorn beſuchten, erzählt worden, wie er's dort treibe. „So ſoll alſo doch Wirklichkeit werden," ſagte er ihm, „was ſich Deine frühe Jugend träumte. Alle Hinderniſſe haſt Du

mannhaft beſiegt und ehrlich dein Wort eingelöſt. Nun weiß ich, daß Du Magdalene als dein Weib auch ebenſo mannhaft gegen alle Ungebühr vertheidigen wirſt, die ihr etwa deine vornehme und reiche Vetterſchaft nicht erſparen mag."

„Ich hoffe," entgegegnete Joſt, „Magdalene wird ſich in Thorn ſtets ſo zu halten wiſſen, daß ſie meiner Vertheidigung nicht bedarf. Sie iſt ſo ſchön und liebenswerth, daß ich eher Neider als Verkleinerer zu finden erwarte."

Eben trat ſie, von der Mutter geſchmückt, durch die Kammerthür ein. Sie trug ein himmelblaues Untergewand von feiner Wolle mit gepufften Aermeln, über der Bruſt nach dem Halſe hin geſchlitzt und mit Silberband verſchnürt; darüber einen faltigen Rock von durchſcheinendem weißem Zeuge ohne Aermel, um Bruſt und Schultern herum ſilbern gebordet und über den Hüften von einem mit ſilbernen Buckeln und Schnallen verſehenen Gürtel zuſammengehalten, auf dem Hinterkopf, von dem die dicken blonden, mit einer blauen Schleife verbundenen Zöpfe tief über den Rücken hinabfielen, ein kleines Käppchen, mit Perlſchnüren eingefaßt. Frau Chriſtine hatte zur Ehre des Tages den allerneueſten Feiertagsſtaat aus der Truhe gehoben. Waren die Stoffe für Thorner Anſprüche nicht ſonderlich koſtbar, da man dort in den reichen Kaufmannshäuſern Seidenbrokat und geriſſenen Sammet, Gold und glänzende Steine zu verwenden liebte, ſo durfte Magdalene doch darauf rechnen, von ihren Marienburger Freundinnen bewundert zu werden.

Das Hellblau und Weiß mit Silber paßte aber auch trefflich zu ihrer roſigen Geſichtsfarbe und dem blonden Haar. Joſt konnte nicht aufhören ihr Lobeserhebungen zu machen.

„Nun wirſt Du Dich aber auch in gemeſſener Ferne halten müſſen,“ bemerkte ſie, „damit Du die Puffen und Falten nicht drückſt. Viel lieber möcht' ich mit Dir und Marcus, wie damals als wir noch Kinder waren, im loſen Röckchen von ſelbſtgewebtem Linnen durch's Haus tollen und mich von Dir im Treppenwinkel oder oben unter den Dachſparren haſchen laſſen. Ja, ja! Hoffahrt muß Zwang leiden.“

Sie zog auch das Geſichtchen zurück, wenn er ſie auf die Wange küſſen wollte. „Der rothe Fleck von geſtern iſt noch nicht einmal ganz vergangen,“ behauptete ſie ſchalkhaft. „Was ſollen die Gäſte denken, wenn ſie rechts und links ſo ein Feuermal ſehen? Sie ſpitzte aber die Lippen und hielt ſie ihm vorgebeugt hin. „Für ſie will ich's verantworten,“ ſagte ſie, „wenn Du verſprichſt, nachher recht artig zu ſein.“

Es war denn auch noch in der neunten Stunde, als ſchon Beſuch gemeldet wurde. Unter allen Umſtänden wäre eine Verlobung in des Herrn Bürgermeiſters Hauſe ein Ereigniß geweſen, das Alt und Jung zu beachten hatte. Kam nun aber dazu, daß der Bräutigam ein Thorner Patrizierſohn war, der Sohn Tileman's vom Wege, deſſen Name unter den beſten des Landes genannt wurde, ſo verſtand ſich von ſelbſt, daß bei der Beglückwünſchung niemand fehlen durfte, der auch nur in ent-

fernter Beziehung zum Hause stand. Und so sprachen denn in den Stunden bis zum Mittag die Rathmannen mit ihren Frauen und Töchtern, die Schöppen, die Kaufleute und Mälzenbräuer, die Kahnrheder und Aelterleute der Gewerke vor. Auch der Stadtpfarrer erschien und sogar der Ordensschäffer, der im Auftrage des Herrn Hochmeisters der Braut ein goldenes Kettlein mit angehängter Schaumünze überreichte. Und weil die große Stube des Bürgermeisters doch viel zu klein war, auf einmal alle die Gäste zu fassen, jeder, der den Eintritt erlangt hatte, sich auch gern verweilte, so mußten Viele unverrichteter Sache zurückgehen und fanden sich nun am Nachmittage ein, ihre Pflicht nicht zu versäumen und ihre Neugier zu befriedigen. Als endlich die letzten gegangen waren, athmete das Brautpaar auf. Es war eine Kunst gewesen, mit freundlichem Gesicht hundertmal dasselbe anzuhören und denselben Dank zu sprechen.

Dann zog sich Magdalene mit ihrer Mutter zurück, sich umzukleiden, aber auch nach der Rückkehr hatte Jost wenig genug von der Braut, da Blume ihn nun bei Seite nahm, um alles Geschäftliche mit ihm zu bereden, das vor der Hochzeit geordnet werden mußte. „Wie viel lieber wäre mir's gewesen, euer Herr Vater hätte Euch begleitet," sagte er, „so könnt' ich mit ihm verabreden und aufsetzen, was wegen des Vermögens hier und dort in Zukunft gelten soll und wie er seinem Sohne schon jetzt einen angemessenen Haushalt zu sichern gedenkt. Es wundert mich nicht, daß Euch das alles unwichtig und nicht der Rede werth erscheint. Bin ich doch auch jung

gewesen, wie Ihr, und hab's meinem Vater gedankt, daß er mir solche Sorge abnahm. Nun muß ich doch schon mit Euch verhandeln, lieber Sohn. Merkt gut auf, damit Ihr eurem Herrn Vater genau berichten und seine Zustimmung einholen könnt."

Jost mußte wohl stillhalten und sich damit begnügen, von Zeit zu Zeit einmal, verstohlen seufzend, zur Seite zu schielen, wo Magdalene nicht weniger ungeduldig auf dem Polster am Fenster saß. Als Blume endlich aufstand, ließ Frau Christine den Abendtisch decken. Und dann mahnte wieder der Bürgermeister, für den Wunsch der jungen Leute viel zu schnell, zum Abschiednehmen. „Ihr müßt Euch morgen in aller Frühe auf die Reise machen," sagte er, „und sollt ausschlafen. Es ist mir, als könntet Ihr gar nicht eilig genug nach Thorn zurück, die Bestätigung unserer Abreden einzuholen. Ich hoffe, euer Herr Vater überbringt sie mir selbst. Danach will ich sogleich die Gäste zur Hochzeit einladen und gedenke mir vom Rath den Saal im Rathhause zu erbitten. Frau und Tochter nimmt Marcus noch heut' zu Wagen auf den Hof mit. Sie dürfen Ursula dort nicht unnöthigerweise noch eine Nacht allein lassen."

„Wer ist das?" fragte Jost ohne besondere Aufmerksamkeit.

„Ein lieber Gast unseres Hauses," antwortete Blume, „durch den Herrn Hochmeister warm empfohlen."

„So, so." Dabei beruhigte sich Jost. Er bat um die Erlaubniß, Magdalene in den Wagen heben zu dürfen, und so verlängerte sein Aufenthalt sich noch ein wenig.

Als Marcus die Pferde anziehen ließ, mußte er nach einigen begleitenden Schritten ihre Hand wohl freigeben. Dann trat er unter die Laube und sah dem Gefährt nach, bis Magdalene ihm vor der Wendung um die Ecke zum letzten Mal zugenickt hatte.

Er wußte nicht, wie es kam, daß ihm plötzlich einfiel, er habe hier schon einmal unter den Lauben gestanden und dem Fuhrwerk nachgesehen, das Marcus lenkte. Damals hatte auch seine Schwester auf dem Wagen gesessen, aber ihm nicht zärtlichen Abschied zugenickt. Und er hatte auch gar nicht ihr nachgesehen, sondern . . . Das Bild zerfloß ihm wieder. „Magdalene, liebe Magdalene!“

Neuntes Kapitel.

Eine Erscheinung.

Und „Magdalene, liebe Magdalene“ schwebte ihm, auch am nächsten Morgen fortwährend auf den Lippen, als er — später freilich, als der Bürgermeister angenommen hatte — seinen Gaul auf der Landstraße ausschreiten ließ. Er hatte ihn anfangs zu rascherer Gangart angetrieben, als müsse er sich gewaltsam aus dem Bannkreis der Stadt abbringen, in der er die herrlichsten Freuden genossen, bald aber seiner eigenen Führung überlassen, um sich ganz der Einnerung hingeben zu können. Diese Erinnerung war süß — aber sie erschöpfte sich nur allzubald. Ein Händedruck, ein schüchterner Kuß, ein warmes Liebeswort . . . Er war mit großen Erwartungen nach Marienburg gekommen, seine Standhaftigkeit sollte ihm hoch angerechnet und gebührend belohnt werden. Nun hatte man es zwar Seitens der Familie und ihrer Freundschaft wahrlich an Aufmerksamkeiten nicht fehlen lassen, die dem Sohne eines angesehenen Rathsherrn von Thorn galten, aber der kleinbürgerliche Standpunkt, von

dem aus das ganze Ereigniß angesehen und behandelt war, konnte ihm doch nicht behagen. Es war ihm verdrießlich gewesen, daß Blume es so eilig gehabt hatte, ihn wieder nach Thorn zurückzuschicken, und er bedauerte nun, sich so ohne Weiteres gefügt zu haben. Wenn er bei Frau Christine eine Bitte gewagt hätte? Aber warum kam sie ihr nicht zuvor, und warum that Magdalene nichts dazu ihn zurückzuhalten, da sie doch selbst durch dieses karge Beisammensein nicht befriedigt sein konnte? Kaum daß sie ihm selbst ein flüchtiges Bedauern über die so baldige Trennung ausgesprochen hatte! Ganz die fügsame Tochter war sie gewesen, ganz die ehrbare Braut, wie sie den Kleinstädtern gefallen konnte. Hätte sie nur eine Stunde für ihn allein gehabt! Gewiß wäre ihr dann das Herz aufgegangen, und er wüßte jetzt, wie sehr sie ihn liebte.

Er fing an zu bereuen, daß er's selbst so simpel angefangen. Mit der Einwilligung seines Vaters in der Tasche — warum suchte er erst den Bürgermeister auf, dessen Jawort ihm für diesen Fall doch schon gesichert war? Warum ritt er nicht sofort auf den Hof hinaus, band sein Pferd an den Zaun und überraschte Magdalene im Garten? Da konnte sich's sofort erweisen, wie sie ihm gesinnt war. Er malte sich's aus, wie das Mädchen, das ihn liebte, im Wonnegefühl des Wiedersehens jede Frage nach dem Recht seines Kommens hätte vergessen oder gläubig die Bedingung als erfüllt ansehen müssen. Wie selig würde ihn das gemacht haben! Eine solche Prüfung ihres Herzens war versäumt.

Brauchte er ſie denn aber? Er verneinte ſich dieſe Frage immer wieder. Und doch fehlte etwas zu ſeiner Befriedigung, doch vermochte er ſeines allzu ſicheren Glückes nicht vollfroh zu werden. Und war's denn wirklich nothwendig, daß er ſich jetzt dem Gebot ihres Vaters fügte und mit jedem Schritt ſeines Pferdes weiter von ihr entfernte, die er ſo gern nur einmal mit ganzer Leidenſchaft an ſeine Bruſt geſchloſſen hätte? Wie ſchön ſie war! Dieſes lange blonde Haar, dieſe lieben Augen, dieſe Grübchen in den Wangen! Jetzt ſaß ſie wohl auch allein unter dem Flieder im Garten oder an ſonſt einem verſteckten Plätzchen und ſehnte ſich zu ihm. Wenn er . . . Und plötzlich zog er mit einer heftigen Handbewegung den Zügel an, ſo daß der Gaul erſchreckt aus dem Schlaf auffuhr. „Nein!“ rief er laut, „ſo kann's nicht bleiben. Nochmals zurück! Sie ſoll wiſſen, wie ſehr ich ſie liebe. Dieſer Tag noch ſoll unſer ſein.“

Und ſchon hatte er in kurzem Bogen Kehrt gemacht. Hochaufgerichtet ritt er in ſcharfem Trabe denſelben Weg in entgegengeſetzter Richtung. Eine Strecke vor der Stadt wollte er nach dem Hof ablenken, von dem er kaum eine Stunde entfernt ſein konnte, wenn er den Gaul in munterer Gangart erhielt. Das ſollte eine freudige Ueberraſchung geben.

So war er eine Weile fortgetrabt, als ſeitwärts aus einem Buſch, der ſich an den Aeckern hinzog, die Geſtalt eines Reiters auftauchte und ſich auf dem ſchmalen, die Landſtraße in nicht großer Entfernung kreuzenden Feldwege raſch näherte.

Er merkte im ersten Augenblick kaum darauf. Wahrscheinlich ein Bauerjunge, der auf's Feld ritt und sich das Saatlaken umgehängt hatte. Dazu paßte auch das kleine Pferd, wie hier auf dem Lande überall viele im Gebrauch. Als er dann aber eine Minute später den Blick nochmals dorthin richtete, stutzte er merklich und ruckte mit der Hand den Zügel, so daß sein Pferd den Lauf verlangsamte. Das kleine Thier war kein gewöhnliches Bauernpferd, rund gefüttert, von glänzender grauer Farbe, mit langem Schweif und Mähne von welligem Silbergrau. Und der Reiter darauf war eine Reiterin, die einen breitrandigen Filzhut mit grünem Eichenzweig und um die Schultern einen weißen, bei der raschen Bewegung hinter ihr weit aufwallenden Mantel trug. Was aber unter dem Hut so goldig schimmerte, das war ihr dichtes krauslockiges ungeflochtenes Haar. Sie ritt im schärfsten Trabe und mußte ungefähr zu gleicher Zeit mit ihm auf dem Kreuzungspunkt anlangen. Die Erscheinung hatte aber etwas ungewöhnlich Phantastisches; er konnte das Auge nicht mehr davon wenden.

Nun war's, als ob auch die Reiterin auf den Begegnenden aufmerksamer wurde. Sie richtete den Kopf auf, sah ihn mit großen Augen an und stieß einen Zischlaut aus, der sofort von ihrem Pferde verstanden wurde. Es wechselte die Gangart in schnellsten Galopp. Der Hund, der ihr folgte, stürmte Jost mit heftigem Gebell entgegen, schien es aber auf halbem Wege doch rathsamer zu finden, der allzuflüchtigen Herrin nachzueilen. Sie gewann einen Vorsprung und setzte quer über die Land-

straße, als er noch dreißig oder vierzig Schritte zurück war. Im Vorüberfliegen griff sie nach dem Hut, hob ihn und schwenkte ihn über dem flatternden Goldhaar durch die Luft. Dabei fiel der Eichenzweig zur Erde. Auf ihren Wink über die Schulter hin nahm ihn der Hund auf und war nun mit allen Kräften bemüht, sie zu erreichen. Das geschah aber erst eine ziemliche Strecke jenseits, nachdem ein paar Feldgräben genommen waren. Die Reiterin bückte sich so tief vom Pferde, daß sie den Zweig erreichen konnte. Erst nachdem sie ihn angesteckt, setzte sie den Hut wieder auf. Dann ritt sie im Trabe weiter, ohne nur ein einziges Mal zurückzusehen.

Jost hatte sie erkannt. Und plötzlich stand ihm der Vorfall jener ersten Begegnung am Burggraben mit allen Einzelheiten klar im Gedächtniß. Diese Entdeckung überraschte ihn so, daß er gar keine Anstalt machte, ihren Gruß zu erwidern oder gar ihr zu folgen. Er mochte wohl den Zügel seines Pferdes so gespannt haben, daß dasselbe auf dem Kreuzweg Halt machte. Erst nach mehreren Minuten ließ er es wieder antreten, nachdem er der Reiterin mit immer noch erstaunten Blicken nachgeschaut hatte, bis die Einsenkung hinter einer Hecke die Gestalt verschwinden ließ. Aber während er nun langsam seinen Weg fortsetzte, beschäftigten sich seine Gedanken fortwährend mit ihr. Und nun erinnerte er sich auch des Namens Ursula und daß gestern von einer Ursula gesprochen worden war, die auf des Bürgermeisters Hof zurückgeblieben sein sollte. Wenn sie gemeint gewesen wäre —? Aber wie käme sie dorthin?

Und warum hatte Magdalene ihrer gar nicht erwähnt, da sie denn doch wissen mußte, daß er . . . Vielleicht gerade deshalb nicht. Nun freute er sich seines Entschlusses um so mehr: er mußte dahinter kommen, ob ihm etwas verheimlicht wurde, und aus welchem Grunde.

Bald hatte er den Hof vor sich. Er näherte sich ihm von der Gartenseite her und hielt sich nahe dem Zaun, um nicht zu früh bemerkt zu werden. Dann stieg er ab, band sein Pferd an den Stamm einer jungen Birke und suchte das Pförtchen nach dem Flußufer auf. Unter der Linde am Hause sah er Frau Christine und Magdalene bei einer Arbeit sitzen. Sobald Magdalene ihn bemerkte, stieß sie einen Jubellaut aus, sprang auf, eilte ihm entgegen und fiel ihm um den Hals. „Jost," rief sie, „mein lieber Jost! Du kommst noch einmal . . . O, welche freudige Ueberraschung!" Dieser herzliche Empfang that ihm sehr wohl. So hatte er sie sich in diesen Tagen gewünscht. Er konnte nicht aufhören sie an die Brust zu ziehen und den lieblichen Mund zu küssen.

Nun war auch Frau Christine aufgestanden und näher getreten. „Verzeiht, Frau Mutter," sagte er, sie begrüßend, „wenn ich ohne Einladung hier eintrete. Ihr glaubtet mich sicher schon weit entfernt, und ich war auch wirklich ein gut Stück Weges mit dem Rücken gegen die Stadt geritten. Aber mein ganzes Herz war hier und wollte von so eiligem Abschied nichts wissen. Es zog mich übermächtig zurück, so daß ich wohl umkehren und mich nochmals als Gast anbieten mußte. Von eurer mütterlichen Güte hoffe ich, daß Ihr daran kein Arg

finden und uns gern noch ein paar Stündlein ſchenken werdet. Ich konnte ſo nicht fort.“

Sie lächelte gütig und klopfte ſeine Schulter. „Was treibt Ihr für Uebermuth, lieber Junker,“ antwortete ſie; „ich ſollt' Euch wohl ſchelten, daß Ihr aus einem Abſchied zwei macht. War meinem Töchterchen doch ſo ſchon das Herz ſchwer genug, Euch miſſen zu ſollen, ſo daß ich in dieſen kurzen Morgenſtunden wohl ſchon mehr Seufzer von ihren Lippen vernommen habe, als während all' der Jahre ihres Lebens. Wie ſoll das nun gar hinterher werden? Aber ich weiß ja, daß Jugend nicht vorbedenkt; ſie ſoll ſich diesmal über des Alters Gräm-lichkeit nicht zu beklagen haben. Ihr ſeid einmal hier, und ſo will auch ich Euch willkommen heißen.“

Joſt und Magdalene küßten dankbarſt ihre Hände. Er bat, ſein Pferd in den Stall bringen zu dürfen, und ſie gingen beide hinaus, es in den Hof zu führen. Das mußte wohl eine ſchwere und langwierige Bemühung ge-weſen ſein, denn es dauerte geraume Zeit, bis ſie ſich wieder im Garten blicken ließen. Dann gingen ſie, einander umarmt haltend, den langen Gang auf und ab, verſchwanden mitunter auch in der Laube oder nahmen auf dem Bänkchen unter der Linde Platz, die Mutter nicht ganz zu vernachläſſigen.

So waren ein paar Stunden vergangen, ohne daß ſie die Flüchtigkeit der Zeit merkten. Als ſie ſich nun einmal wieder dem Hauſe zuwandten, ſchien es plötzlich, als ob ihre verbundenen Hände von einem unſichtbaren Schlage getroffen aus einander fuhren und der Schritt

gebannt war. Sie mußten beide zugleich etwas gesehen haben, daß sie so jäh erschreckte.

Auf dem Podest nahe der offenen Thür und wie mit lichten Farben in den dunkeln Hintergrund eingezeichnet stand Ursula. Die Sonne, die zwischen Dach und Linde schräge einfiel, streifte ihr Gewand und ihr Haar. Die Augen schauten neugierig auf die Wandelnden, und das ganze Gesicht lachte. Nun schlug sie in die Hände und rief: „So hab' ich's vermuthet, da ich den Junker in verkehrter Richtung reiten sah, und so ist's Recht. Mag Euch denn auch mein Glückwunsch nicht verdrießen."

Sie eilte die Holztreppe hinab, reichte Magdalene beide Hände und küßte sie stürmisch. Dann verneigte sie sich gegen Jost, vor seinen stechenden Blicken verschämt die Augen senkend. „Es mag Euch verwundert haben, mich hier anzutreffen," sagte sie. „Ich kann's wohl verstehen, daß Magdalene in diesen Tagen an mich nicht gedacht hat. Nun wird sie's Euch erklären, so gut sich's erklären läßt."

Magdalene konnte ihre Verwirrung mit aller Mühe nicht bergen. Sie wußte nicht, was ihr geschehen war; nur daß diese Begegnung ihr Unheil bedeuten müßte, fühlte sie dunkel. Und wie Jost da stand, ganz in den Anblick der fremden Erscheinung versunken . . . Ihr fing das Herz wild zu schlagen an, und die Stirn röthete sich. „Ursula —" stotterte sie, „unser lieber Gast seit dem Winter. Du wirst Dich ihrer entsinnen . . ."

„Gewiß, gewiß," versicherte er. „Aber warum war sie gestern nicht in der Stadt — warum sagtest Du mir nicht ein Wort —?"

„Mit gutem Grund, Herr Junker," ſuchte Urſula einzuhelfen. „Der Herr Bürgermeiſter bedachte, daß ich da ganz überflüſſig ſei, wenn er der geſammten Gevatterſchaft ſeiner Tochter Bräutigam vorſtelle, oder wohl gar mich thöricht benehmen könne, da ich im ſtädtiſchen Weſen noch immer wenig geſchult bin. Und weshalb hätte Magdalene von mir erzählen ſollen? Mußte ſie doch glauben, daß ich Euch nicht in der freundlichſten Erinnerung geblieben ſei, wenn Ihr bei meines Namens Nennung überhaupt noch in eurem Gedächtniß ein Bild von mir bewahrtet."

„O!" rief er. „Wer Euch einmal im Leben geſehen, der kann Euch nimmermehr vergeſſen. Ihr ſeht nicht aus wie alle Welt. Und wäret Ihr mir heut' noch flüchtiger vorbeigeritten, ich hätt' Euch doch erkannt."

„Du ſahſt Urſula ſchon —?" fragte Magdalene peinlich überraſcht. „Und ſprachſt gar nicht von dieſer Begegnung? Und biſt wohl gar ihretwegen umgekehrt?"

Das platzte ſo eiferſüchtig heraus. Im nächſten Augenblick wußte ſie ſchon, daß ſie eine Thorheit begangen hatte. Die Thränen ſchoſſen ihr in die Augen und perlten über die heißen Wangen hinunter. Sie kehrte ſich raſch ab. Urſula nahm den Vorwurf ſcherzhaft. „Ich will's mit dem feierlichſten Eide beſchwören," ſagte ſie, die Hand ausſtreckend, „daß ich diesſeits des Junkers Weg kreuzte. Es war muthig genug, daß er ihn Dir zu Liebe trotzdem fortſetzte, denn als ein rechter Hexenſpuk mag ich ihm wohl nach ſeinem verblüfften Ausſchauen erſchienen ſein. Ha, ha, ha!"

„Ich kann Euch nicht Unrecht geben," sagte er, in ihr Lachen etwas gezwungen einstimmend. „Es war wirklich, als wäret Ihr aus dem Boden aufgetaucht und wieder in den Boden versunken. Nur den höllischen Vogel hab' ich vermißt, der mir damals auf euer Gebot arg zusetzte; den Hund konnt' ich für einen so gefährlichen Gesellen nicht halten."

„Ach, das arme Thier," seufzte sie, „es hat seine Treue mit dem Tode gebüßt. Laßt's Euch von Marcus berichten. Aber ich will Euch nun nicht weiter durch meine unnütze Gegenwart das kurze Beisammensein verkümmern, nachdem ich meinen Glückwunsch angebracht. Mutter Christine wird gewiß eine Arbeit für mich haben, die ich ihr nicht verderbe."

„Nein — bleibt nur, bleibt," bat er mit unbedachtem Eifer. „Wir haben uns schon ausgesprochen und werden durch eure Gesellschaft nicht gestört. Ihr müßt mir das Räthsel lösen, wie diese Freundschaft entstanden ist und wer Ihr eigentlich seid. Ein Räthsel muß ich's nennen."

Sie huschte doch fort und setzte sich unter die Linde, das Gesicht dem Hause zugekehrt. Die schöne weiße Katze sprang vom Geländer des Podestes, auf dem sie sich gesonnt hatte, schlich die Treppe hinab und umschlich schmeichelnd ihr langes Gewand. Sie bückte sich und streichelte sie, hob sie auch auf den Schooß, nahm den Kopf in ihre Hände und sah ihr in die grünlichen Augen. Aus dem Arbeiten wurde nicht viel.

Jost wandte sich nun wieder Magdalene zu, legte ihren Arm in den seinen, spielte mit ihrer Hand, indem

er den koſtbaren Ring, den er ihr geſtern geſchenkt, am Finger auf- und abſchob oder drehte, zog ſie in die Laube und ſtand bald wieder auf, um der Linde einen Beſuch abzuſtatten. Er war auffallend unruhig geworden, hielt ſeine Gedanken nicht beim nächſten, ſprach wenig und hörte unaufmerkſam zu. Nur wenn die Rede auf Urſula kam — und er ſuchte ſie immer wieder darauf zu bringen, ſo wenig Magdalene auch Stand hielt — wurde er lebhafter; nicht genug hätte ſie von ihr erzählen können. Was er von der Waldfrau, vom Hochmeiſter, von dem Ritter von Oſtra erfuhr, hatte auch wirklich ſo wenig Zuſammenhang, daß weitere Fragen ſich rechtfertigten. Magdalene hätte ihm aber doch kaum viel beſſere Auskunft geben können, auch wenn es ihr nicht verdrießlich geweſen wäre, daß er ſich und ſie fortwährend mit dieſen Dingen beſchäftigte, die ihn doch ſo gar wenig angehen konnten. Sie wurde immer einſilbiger und in ſich gekehrter, bis ſie ſich zuletzt neben Urſula auf das Bänkchen unter der Linde ſetzte, ihre Arbeit wieder aufnahm und es Joſt überließ, auf einem Schemel gegenüber Platz zu nehmen, um nach Belieben ſeine Aufmerkſamkeit der Freundin zuzuwenden.

Er hatte davon geſprochen, daß er abreiten wolle, ehe die Sonne allzu hoch ſteige. Nun traf er dazu keine Anſtalten, ſondern ſchien es als ſelbſtverſtändlich angeſehen zu wünſchen, daß er zum Mittag bleibe. Marcus kam vom Felde und bemerkte bald die Verſtimmung unter den Brautleuten, auch den Grund davon. Urſula widmete ſich nun ganz ihm, aber nur um ſo mehr wurde

ſie der Gegenſtand geſpannter Theilnahme für Joſt. Es war, als ob er ſich recht abſichtlich bemühte, ſeine Ueberlegenheit über den etwas bäuriſchen Freund jeden Augenblick vor ihr in's rechte Licht zu ſtellen. Bei Tiſch richtete er das Wort faſt nur an ſie. Magdalene ſaß ſtill und ſtumm neben ihm. Daraus machte er ihr nun wieder einen nicht mißzuverſtehenden Vorwurf. Sie verſicherte, daß ſie ſich nicht wohl fühle, aber er beſchleunigte deshalb ſeinen Aufbruch nicht, wie ſie erwartet haben mochte, ſondern rieth ihr nur, ſich eine Weile zurückzuziehen.

Das that ſie nicht. Man machte einen gemeinſamen Spaziergang am Nogatufer. Aber auch hier feſſelte ihn Magdalene kaum zeitweilig. Immer ſuchten ſeine Blicke Urſula, richteten ſich an ſie ſeine Bemerkungen.

Bei den Weiden fanden ſie den Kahn liegen, der dem Bürgermeiſter gehörte. Urſula ſprang hinein und forderte Marcus auf ihr zu folgen. Nun wollte auch Joſt nicht zurückbleiben. Magdalene behauptete, daß das Waſſer ſie blende; ſie habe ſchon Kopfweh. „Aber fahrt nur ohne mich," ſagte ſie, „ich gehe in's Haus." „Das wäre!" rief Urſula. „Nein! wir wollen Dir deinen Schatz nicht entführen." Sie hatte das breitſchaufelige Ruder in die Hand genommen, ſtemmte es gegen den Sand und ſchob das Boot in die Binſen, bevor Joſt hineinſpringen konnte. Sie lachte ihn aus, als er ſich ſehr unwillig darüber gebehrdete und von Marcus verlangte, er ſolle nochmals landen. „Ich gebe das Ruder. nicht aus der Hand," verſicherte ſie kopfſchüttelnd, „und weiß damit ſo gut Beſcheid als Marcus mit dem

ſeinen.“ Ehe ſie ſich aber deſſen verſah, lief er durch das Waſſer, das hier am Rande ganz flach war, und ſchwang ſich hinein. Nun nahm er Marcus das andere Ruder aus der Hand, brachte das Boot wieder dicht zu den Weiden zurück und bat Magdalene einzuſteigen. Sie weigerte ſich. „Komm hinaus,“ ſagte ſie, „Du biſt ganz naß geworden.“ „Das thut meinen polniſchen Stiefeln wenig,“ antwortete er. Eine Minute ſchien er doch unſchlüſſig, ob er ohne ſie abfahren ſolle. „Eine kurze Strecke nur,“ rief er ihr zu, „ich will ſehen, ob Urſula wirklich das Rudern verſteht, wie ſie ſich rühmt.“ Da ſie ſich dem Ufer zuwendete, gab er dem Kahn einen ſo heftigen Stoß, daß Urſula das Gleichgewicht verlor und hinausgefallen wäre, wenn Marcus ſie nicht geſtützt hätte. Sie zog das Ruder ein und ſetzte ſich neben ihn. „Wir haben einen Stadtjunker von Thorn zum Fährmann,“ bemerkte ſie ſpöttiſch, „der will ſeine Kunſt zeigen.“ Joſt ruderte ſtehend auf den Strom hinaus. Er war wirklich ſehr geſchickt darin und bewies einen kräftigen Arm. Da ſie aber keine Anſtalt machte, ihm zu helfen, ſondern leiſe mit Marcus plauderte und kicherte, verlor er bald die Luſt und kehrte in nicht zu weitem Bogen an's Land zurück. Er hatte ſeinen Willen durchgeſetzt, das mußte ihm nun wohl genügen.

Magdalene ſaß auf dem Stein unter dem Roſenſtrauch. Sie ſchämte ſich vor der Mutter, allein nach Hauſe zu kommen. Joſt fand ſie in Thränen.

„Was fehlt Dir?“ fragte er, um doch etwas zu ſagen. Seine Augen folgten dem Kahn, der jetzt, von Marcus

und Urſula gleichmäßig gerudert, dem anderen Ufer zuſtrebte.

„Kannſt Du im Zweifel ſein?“ entgegnete ſie. „Ich wußte es wohl. Seit Du Urſula wiedergeſehen, bin ich Dir gleichgültig geworden.“

Er widerſprach nicht, ſondern zog das Bärtchen zwiſchen die Zähne und biß darauf. Nach einer Weile ſagte er: „Ich weiß nicht, was es iſt — ſie hat etwas in ihrem Blick, im Ton ihrer Stimme . . . Es zwingt mich mit unwiderſtehlicher Gewalt, als hätte ſie mir ein Räthſel aufgegeben, dem ich immer nachgrübeln muß. Ich glaube, ſie iſt eine Hexe. Mag Marcus ſich vor ihr in Acht nehmen.“

„Marcus!“

„Habe Geduld mit mir, Lene — es hat für uns keine Gefahr. Mein Auge und Ohr muß ſich nur gewöhnen . . . Siehſt Du, jetzt iſt's ſchon vorüber.“ Er ſetzte ſich zu ihr, ſchlang den Arm um ſie, nahm ihre Hand und drückte Küſſe darauf. Sie lehnte den Kopf an ſeine Schulter, ſchluchzte ſchmerzlich und rief: „Ach, wie könnte das geſchehen, wenn Du mich liebteſt, wie ich Dich liebe! Urſula iſt keine Hexe, aber ſie hat Dir's mit ihrer Schönheit angethan, mit ihren dunkelblauen Augen und ihrem goldigen Haar. Wie ſoll ich nun in deinem Herzen bleiben immerdar?“

„Fürchte nicht, daß ſie Dich daraus verdrängen kann,“ verſicherte er, ihre Wange ſtreichelnd. „Mein Herz gehört Dir — Dir allein. Es iſt eine Verblendniß der Sinne, deren ich gewiß bald Herr werde. Wenn ich

Dich ſo in meinem Arm halte, ſieht mich ſchon nichts mehr an.“

„Du darfſt ſie nicht mehr ſehen,“ ſagte ſie, ſich an ihn ſchmiegend, „geh' ohne Abſchied — ich bitte Dich.“

„Das wär' ein gar trügeriſches Mittel,“ entgegnete er. „Nein, keine Flucht. Ich könnte mir ſonſt in der Ferne ſelbſt einreden, ſie ſei nöthig geweſen. Ich will Dir nicht als ein Feigling erſcheinen, der für ſich ſelbſt zittert, daß er vor ſeinem Herzen ſchlecht beſtehe. Ich darf jetzt nicht zurück nach Thorn; ich will meinem Vater ſchreiben oder Botſchaft ſchicken. Täglich muß ich Urſula neben Dir ſehen, bis dieſer Zauber ganz gewichen iſt. Du haſt die Macht ihn zu bannen — deiner reinen Liebe widerſteht er nicht.“

Magdalene fühlte ſich ſehr beängſtigt durch dieſe wirren Reden, die ſie beruhigen ſollten und nur die Gefahr offenkundig machten. Er ſchien ganz ehrlich mit ſich zu kämpfen und ſich den Sieg zuzutrauen. Aber ſie ſelbſt fühlte ſich allzuſchwach und unbedeutend neben dieſem wunderſamen Geſchöpf, das ja auch ihr Herz beſtrickt hatte. Urſula liebt Marcus, ſagte ſie ſich tauſendmal, und das minderte merklich ihre Furcht. Aber würde ſie feſt bleiben, wenn Joſt ſie ernſtlich auf die Probe ſtellte? Und wenn auch — ihr ſelbſt wäre er ja doch verloren.

„Lieber —“ ſagte ſie, „ſo gern ich Dich bei mir zurückhielte — Du mußt vor Nacht noch ſcheiden. Kämeſt Du morgen nochmals, ſo könnte es die Mutter nicht verantworten, den Vater unbenachrichtigt zu laſſen. Was wollteſt Du ihm ſagen? Die Wahrheit darf niemand

erfahren — er am wenigſten. Und wenn er errieſhe... Nein! thu' mir das nicht an. Ich glaube an deine Redlichkeit und Treue. Bringe ſie nicht ſelbſt in Verſuchung. Setze Berg und Thal zwiſchen euch, und ihr Bild wird raſch wieder in deinem Gedächtniß verblaſſen. Uns aber, die ein heiliges Gelöbniß bindet, wird die Ferne durch die Sehnſucht nur um ſo inniger an einander ſchließen."

Da er nicht antwortete, umarmte ſie ihn nochmals, ſtand dann auf, faßte ſeine Hand und führte ihn in den Garten. Es dauerte lange, bis ſie den kurzen Weg zum Hauſe zurückgelegt hatten. Denn oft blieben ſie ſtehen, eine Zärtlichkeit auszutauſchen oder noch etwas Wichtiges für die Zukunft zu beſprechen. Joſt ſchien vergeſſen zu haben, was ihn vor einer Stunde noch verſtörte, und Magdalene wurde wieder ganz heiter. Endlich holte Frau Chriſtine ſie aus der Laube ab. Die Sonne ſei im Unterſinken; er ſolle noch ein wenig zum Abend eſſen und dann abreiſen. „Ich bin wahrlich ſchon Frau Nachſicht ſelbſt geweſen, liebe Kinder," ſagte ſie.

. . Unter der Linde war ein Imbiß aufgetragen. Als ſie da am kleinen Tiſch ſaßen, kam Marcus und ſetzte ſich zu ihnen. Sofort wurde Joſt wieder unruhig. Er blickte in den Garten und nach dem Podeſt vor dem Hauſe, wie wenn er ungeduldig jemand erwartete. Magdalene beobachtete ihn ängſtlicher und immer ängſtlicher. Eine Weile hielt er noch an ſich. Dann fragte er: „Wo iſt Urſula?" Es klang, als ob er in Sorge wäre, daß ihr ein Unglück begegnet ſein könnte.

„Ich habe sie wohlbehalten wieder an's Land gebracht," versicherte Marcus. „Auf dem Hof schickte sie mich fort. Wenn ich Dich noch anträfe, sollte ich Dir einen Gruß auf den Weg geben. Sie würde Dich nicht mehr sehen."

„Nicht mehr — sehen . . .," murmelte Jost. „Einen Gruß auf den Weg —?" Sein Gesicht verfinsterte sich. „Ist das deine Veranstaltung?"

„Durchaus nicht", antwortete Marcus. „Weshalb sollte ich . . .? Ursula thut, was sie will." Zu Magdalene gewendet sagte er leise: „War das eine selige Fahrt! Wir hatten uns eine Strecke stromauf gerudert und ließen uns dann vom Wasser langsam hinabtreiben. Auf einem Umweg über Feld kehrten wir zurück. Morgen spreche ich mit dem Vater."

„Ist Ursula im Hause?" erkundigte sich Jost in scharfem Ton.

„Ich weiß es nicht," antwortete Marcus. „Sie ließ der Mutter und Schwester eine gute Nacht wünschen."

„Das ist sonderbar," sagte Jost. „Ich bitte Dich, Magdalene, sieh im Hause nach und laß sie wissen . . . Nein! ich will nicht ohne Abschied von ihr . . . Nimmer könnt' ich mir das verzeihen!"

Magdalene blickte ihn bekümmert an. Sie war sehr bleich geworden. Nur der Name brauchte genannt zu werden, um ihn wieder in fieberhafte Aufregung zu versetzen. Sie erhob sich schweigend. Die Mutter kam ihr aber zuvor. „Bleibe nur," sagte sie, „ich selbst will einmal nachfragen. Ursula darf unsern lieben Gast nicht

ſo unhöflich behandeln. Auch will ich gleich Auftrag geben, daß euer Pferd vorgeführt werde. Es iſt wahrlich die höchſte Zeit."

Nach einigen Minuten kam ſie zurück und ſagte: „Urſula treibt's immer toller. Seit der Herr Hochmeiſter ihr den Grauſchimmel geſchenkt hat, kehrt ſie ſich nach keiner Hausordnung mehr. Kann man's glauben, daß ſie ihn ſo ſpät Abends geſattelt hat und davongeritten iſt?"

„Dann weiß ich, weshalb es geſchehen iſt," ſprach Joſt finſter in ſich hinein. „Aber ſo entzieht ſie ſich mir nicht." Er nahm auffallend flüchtigen Abſchied von Frau Chriſtine und auch von Magdalene. Marcus bot er nicht einmal die Hand. „Auf Wiederſehen — morgen," rief er vom Pferde hinab. Er ſchlug mit der Gerte darauf ein und ſprengte davon.

„Was bedeutet das?" fragte Frau Chriſtine. „Er wird ſich doch nicht deshalb, weil er Urſula heute nicht mehr geſehen, noch einen Tag länger aufhalten wollen?"

Magdalene ſchwieg, verlegen zur Erde blickend.

„Du wirſt gleich morgen früh nach der Stadt gehen, Marcus," fuhr ſie fort, „und dem Vater Bericht erſtatten. Mag er den Junker in ſeiner Herberge aufſuchen und auf den richtigen Weg leiten oder ſelbſt hier erwarten. Jedes Ding muß doch ſeine gute Ordnung haben."

Zehntes Kapitel.

Die Flucht.

Joſt hatte im ſchärfſten Trabe bereits eine Strecke gegen Marienburg hin hinter ſich gebracht, als er plötzlich ſeitwärts abbog und quer über Feld auf eine Anhöhe zuſtrebte, die ſich weit ſichtbar mit ihrer kahlen Kuppe aus dem Acker- und Weidelande aufwölbte. Oben angelangt, brachte er ſeinen Gaul zum Stehen und ſpähte mit ſcharfen Augen ringsum. Die Sonne tauchte eben im Nordweſten als glührothe Scheibe in das leichte Nachtgewölk am Horizont und warf über die Erde einen goldigen Schein, in dem weithin jeder aufragende Gegenſtand deutlich erkennbar war. Die breiten und ſchmalen Wege, die ſich vom Flußufer in die Ebene hinabzogen, ließen ſich gut verfolgen, und was ſich etwa auf ihnen zwiſchen den Weiden und Birken hin bewegte, konnte einem ſicheren Auge nicht entgehen. Offenbar ſpähte Joſt nach etwas dergleichen aus. Nun war's ihm, als ob er fernes Hundegebell vernahm. Gleich darauf bemerkte er auch in derſelben Richtung einen beweglichen Punkt. „Da iſt ſie!“

rief er laut. Ohne ſich nur einen Augenblick zu beſinnen, ſetzte er ſeinem Gaul die Hacken ein und ſprengte die Anhöhe hinab auf den nächſten Weg zu.

Nochmals kam er an Blume's Hof vorüber. Seine Gedanken wanderten nicht dorthin, ſie waren beſtändig bei der Reiterin, die er von Zeit zu Zeit aus den Augen verlor, um ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit in Kurzem immer wieder zu entdecken. Nun war auch kein Zweifel mehr: trotz der einbrechenden Dämmerung erkannte er den kleinen Gotländer Grauſchimmel und die Dame darauf. Sie ritt ihm entgegen, ſo daß die Entfernung doppelt ſchnell abnahm. Offenbar kehrte ſie nach Hauſe zurück. Noch mochte ein Raum von mehreren hundert Schritten zu durchmeſſen ſein, als ſie auch ſelbſt den Reiter zu bemerken und ſtutzig zu werden ſchien. Sie machte Halt und hob ſich ein wenig im Sattel; der Hund kläffte. In der nächſten Sekunde wendete ſie ihr Pferd, ließ es über den Graben ſpringen und verfolgte einen ſchmalen Rain, der ſich in einen mit Ellerngebüſch bewachſenen Grund abſenkte. Als Ziel ſchien ſie den Hof feſtzuhalten, wennſchon ſie ihn nur auf einem Umwege erreichen konnte.

Sie ſah ſich wiederholt um und brachte den Grauſchimmel in immer ſchnellere Bewegung, je mehr ſich die Entfernung zwiſchen ihr und Joſt verringerte. Einen ſo weiten Vorſprung ſie auch hatte und ſo gehorſam ſich der Gotländer für ſeine Herrin anſtrengte, die langen Beine ſeines Gauls brachten ihn doch raſcher vorwärts. Es war eine förmliche wilde Jagd hinter ihr her. Noch einen Verſuch machte ſie, durch eine unvermuthete ſcharfe Wendung

an ihm vorüber auf einen Weidenplan zu gelangen, der mit Steinen überſät war, die ihm leicht ein Hinderniß werden konnten. Aber er paßte auf und ſchnitt ihr den Weg ab. „Haltet!“ rief er ihr zu. „Warum flieht Ihr vor mir, Urſula? Ich thu' Euch nichts zu Leide. Haltet!“

Noch einmal wendete ſie im vollen Laufe das Geſicht zurück, ſich zu überzeugen, ob ein Entweichen möglich. Dann brachte ſie den Grauſchimmel mit einem ſcharfen Ruck der Zügel zum Stehen und ließ ihn auf der Stelle umdrehen, ſo daß ſie ihrem Verfolger in die Augen ſah. „Was wollt Ihr von mir, Junker Joſt?“ fragte ſie herausfordernd.

Er hielt nun ebenfalls, ihr dicht zur Seite. „Urſula —“

„Ihr konntet wiſſen,“ fiel ſie ſtreng ein, „daß ich von Euch nicht eingeholt ſein wollte. Warum verfolgt Ihr mich? Es iſt Euch wahrlich keine große Ehre, auf ſolchem Klepper im Wettrennen der Sieger geblieben zu ſein.“

„Verzeiht, Urſula,“ bat er, ſich vorbeugend und den Hals des Grauen klopfend. „Ihr habt mir's ſchwer genug gemacht Euch zu erreichen. Warum wolltet Ihr mich ohne Abſchied laſſen?“

„Darüber bin ich Euch keine Rechenſchaft ſchuldig, Junker. Genug, daß ich Euch einen Gruß durch Marcus ſendete. Hätt' ich Euch noch einmal begegnen wollen, ſo hätt' ich ihn ſelbſt in den Garten gebracht.“

„So war's alſo euer Wille, mir nicht noch einmal zu begegnen. Darf ich ihm eine Deutung geben?“

„Keine unrechte. Wenn Ihr's denn wiſſen wollt, es kränkte mich, daß Ihr heute den ganzen Tag nur Augen für mich hattet und gänzlich zu vergeſſet ſchienet, was Ihr eurer lieben Braut ſchuldetet, der doch euer Beſuch galt. Was gehe ich Euch an, Junker? Was hab' ich in meinem Weſen, daß Euch wiederholt zu dreiſtem Angriff reizt? Schon einmal habt Ihr mich genöthigt, Euch unfreundlich in die Schranken zu weiſen. Ich hoffte, Ihr würdet Euch deſſen geſchämt haben und keiner neuen Lehre bedürfen. Nun achtet Ihr ſelbſt nicht das Recht eurer verlobten Braut, die wahrlich ſchön und gut iſt, wie Ihr ſie Euch nur wünſchen möget, gafft mich an wie ein Wunderthier und laßt mich dreiſte Reden hören, faſt wie damals an der Schloßbrücke zu Marienburg. Ich hatt's Euch längſt vergeben und war voll Freude, daß Ihr zu Magdalene ſo tapfer ſtandet. Nun ſehe ich zu um ſo größerer Betrübniß, wie falſch Ihr ſeid."

So in der Nähe konnte er bemerken, daß ihre Wangen glühten und ihre Augen zornig blitzten. Das ſchreckte ihn aber nicht. Indem er ſein Pferd herumtreten ließ, ſagte er: „Nennt mich nicht falſch, Urſula. Gott weiß es, mit wie redlicher Abſicht ich herkam, mir Magdalenens Hand zu erwerben, und wie ihre Liebe mich beglückte. Nicht um Wort zu halten kam ich, ſondern durch des Herzens Zwang hergezogen. Ach! daß ich Euch nie wiedergeſehen hätte, holdeſtes Fräulein! Aber es war offenbar des Himmels Wille ſo. Wie ſoll ich Euch mit Worten beſchreiben, was in mir vorging, als ich eurer wieder anſichtig wurde? Ich hatt' Euch nicht

geſucht und doch gefunden. Es ſollte ſo ſein! Urplötzlich war mein ganzes Gefühl verwandelt. Ich wehrte mich gegen den Anſturm der ſinneberückenden Leidenſchaft — vergeblich. Wie mit einem Zauber hatte eure Schönheit mir's angethan, daß vor meinen Augen alles aſchfarben und blind wurde, was vorher in hellem Glanz geſtrahlt hatte. Umſonſt war alles Bemühen Widerſtand zu leiſten. Wie ein Blitz niederfährt und die Eiche entzündet, ſo hat das himmliſche Feuer mich ergriffen und bis in's Mark getroffen. Wie ſoll ich dieſen Brand löſchen? Sprecht mir nicht von gelobter Pflicht. Es war ein unſinniges Beginnen, Euch vergeſſen zu wollen, nachdem ich Euch einmal geſehen. Nicht zu Euch verirre ich mich, ſondern von Euch war ich verirrt. Laßt mich's nicht zu ſchwer büßen!"

Er hatte ſich ſeitwärts zu ihr gebeugt und ihre Hand gefaßt, die den Zügel hielt, um ſie zum Bleiben zu nöthigen. Sie riß ſich aber los und trieb den Grauſchimmel mit der Gerte zu eiligen Sprüngen an. Er griff in die Mähne. Urſula ſchlug ihm wüthend auf die Hand, ſich zu befreien. Er achtete den Schmerz nicht, ſondern lachte wild auf und rief: „Ihr ſeid in meiner Gewalt und müßt mich hören. Verliere ich dieſe Stunde, ſo verliere ich mein Leben. Denn in Euch allein leb' ich fortan."

„O, ich Unſelige!" klagte Urſula. „Wer hilft mir aus dieſer Noth! Wiſſet, daß ich Euch wegen eurer Treuloſigkeit verabſcheuen würde, wenn ich Euch nicht für einen Wahnſinnigen halten müßte. Laßt ab von mir — kommt wieder zu Euch! Lieber wollt' ich in die Nogat

ſpringen und elendiglich darin umkommen, als der Freundin Recht kränken laſſen.“

Joſt ſuchte ſie zu umarmen und zu ſich auf's Pferd zu ziehen. Das gelang nicht. Der Hund ſprang, da er ſie ſo ringen ſah, laut bellend an ihm auf und ſchlug die Zähne in ſein Bein. Er mußte ihn mit der Peitſche abzuwehren ſuchen, zugleich auch den Grauſchimmel zurückhalten, der immer vorwärts nach dem Landwege zudrängte, auf dem er den Stall zu finden wußte.

„Seht Ihr denn nicht,“ ziſchelte er ihr zu, „daß Ihr mich zwar grauſam abweiſen, aber Magdalene damit keinen Dienſt erweiſen könnt? Nie mehr kann ich zu ihr zurück. Die Feuergluthen, die ſich bei eurem Anblick entzündet haben und jetzt zu heller Lohe aufſchlagen, verſperren mir den Weg. Ich weiß, daß ich ein gegebenes Wort breche, daß ich dem beſten Mädchen ſchweres Leid zufüge, daß ich ihren Vater beleidige — ich kann doch nicht anders. Es zwingt mich zu Euch, wird mich ewig zu Euch zwingen. O, ſprecht nur ein gütiges Wort, Urſula, und ich bin morgen frei, es Euch mit Allem zu lohnen, was ich bin und habe. Befehlt, wohin ich Euch folgen ſoll, und keine Rückſicht wird mich halten. Noch dieſe Nacht . . . was hindert uns, in die weite Welt zu reiten? Wenn Ihr mich aber nach meiner Heimath begleiten wollt, Allerſchönſte, ſo will ich meinem Vater zu Füßen fallen und ihm ſagen, daß Ihr die Braut ſeid —“

„Schweigt, Unverſchämter!“ herrſchte Urſula ihn an, ſeine Schulter zurückſtoßend, die ſich an ihre Bruſt drängte. „Ihr verſucht mich nicht mit eurem teufliſchen Locken.

Und wäret Ihr der Fürſt dieſer Erde ſelbſt, Ihr ſolltet keine Macht über meine Sinne haben, denn mein ganzes Herz gehört —"

„Ha!" rief er, „ſprecht es nicht aus, was mich vernichtet. Ihr müßtet ſterben in meinen Armen — keinem andern dürft ich Euch gönnen. Nein, Ihr täuſcht mich nicht! Daſſelbe Feuer, das mich verzehrt, lodert auch in eurer Bruſt. Wollet es nur nicht gewaltſam löſchen. Ihr ſeid mein, Urſula!" Er ſprang vom Pferde, ging neben ihr her, umſchlang ſie mit den Armen und ſuchte ſie aus dem Sattel zu heben und zu ſich hinabzuziehen.

Sie wehrte ihn mit allen Kräften ab und trieb zugleich mit dem Fuß und der Gerte den Grauſchimmel immer vorwärts, ſo daß Joſt nur im Laufſchritt folgen konnte. Da er nun in den Zügel faßte, bäumte ſich das ſcheu gewordene Thier und drohte die Reiterin abzuwerfen. Dieſen Augenblick benutzte er, ſie feſter zu umſchlingen und auf ſeinen Arm zu heben. Aber es gelang ihm auch jetzt nicht, ſie bügellos zu machen. Sie umklammerte den Hals des kleinen Pferdes und drückte es dadurch hinunter. „Marcus — Marcus!" ſchrie ſie in furchtbarer Angſt.

Und da eilte Marcus ſchon mit geflügelten Schritten herbei, als ob er nur auf dieſen Hilferuf gewartet hätte. Er war nicht zur Ruhe gegangen, da er Urſula noch nicht heim wußte. Dann wurde er durch das Hundegebell aufmerkſam, das ſich gar nicht beruhigen wollte, ging ihm nach und ſah endlich bei der Biegung des Weges, was ihn mit Schrecken erfüllte. Eben ſprang der Reiter

ab, den er nicht erkannte, und bestürmte Ursula. Er verdoppelte seine Anstrengungen, war kaum noch fünfzig Schritte entfernt, als er seinen Namen rufen hörte. In mächtigen Sprüngen eilte er zur Stelle, faßte den Angreifer von hinten in's Genick und schleuderte ihn zur Seite. „Nichtswürdiger," schrie er ihn an, „was erfrecht Ihr Euch auf offener Landstraße?" Dann wandte er sich zu Ursula. „Warum mußtet Ihr den Hof so spät noch verlassen? Wenn ich nicht zur rechten Zeit gekommen wäre —"

„Verzeiht, Liebster," fiel sie ein, „und habt Dank." Sie neigte sich, legte den Arm um seine Schulter und küßte seine heiße Stirn. „Es geschah eurer Schwester zu Liebe. Wie konnt' ich ahnen, daß seine Verblendung . . . Nein! Blickt nicht zurück! Ihr dürft ihn nicht kennen, der so frevelhaft —"

Da aber schlug der Mann, der sich wieder vom Boden aufgerichtet hatte, eine helle Lache an. „So also steht's?" Er ist der Erwählte? Ha, ha, ha!"

„Jost!" rief Marcus ganz entsetzt. „Du —?"

„Glaubt ihm nicht, was er Euch auch sagt," bat Ursula voll Angst. „Es ist Wahnsinn, was aus ihm spricht — ein höllischer Geist hat ihn verblendet, daß er dem eigenen Herzen Gewalt thut. Er liebt Magdalene. Wenn er mich nicht mehr sieht . . . Er soll mich nicht mehr sehen, ehe ihre Hände am Altar vereint sind. Lebt wohl — lebt wohl!"

Sie galoppirte dem Hofe zu.

Die beiden jungen Männer standen einander gegen-

über, nicht zwei Schritte entfernt. Marcus ſchien eine Erklärung zu erwarten; er konnte noch immer nicht recht begreifen, was geſchehen war, wollte an des Freundes Treubruch nicht glauben. Joſt maß ihn mit trotzigen Blicken. „Nun —?“ brach er endlich das Schweigen, „was willſt Du von mir? Dein Recht an jene dort acht' ich nicht. Aber Du biſt der Bruder — dem Bruder will ich Rede ſtehen und auch den Kampf mit tödtlichen Waffen, wenn er ihn fordert, nicht weigern.“

„Den Kampf?“ fragte Marcus verwundert zurück. „Bin ich ein Raufbold, der auf der Landſtraße Händel ſucht? Und Du . . . wofür willſt Du die Waffen gegen mich ergreifen? Verſteh' ich das? Für einen Schimpf, den Du meiner Schweſter . . . Du ſagſt, ich ſei der Bruder. Das alſo —! Und Urſula . . .“

Joſt ſank ſtürmiſch an ſeine Bruſt. „Marcus, Marcus,“ rief er ganz verzweifelt. „Daß Du mir in's Herz ſehen könnteſt! Es war kein frevles Spiel, das ich mit Magdalene, mit euch allen getrieben habe. So wahr ein Gott im Himmel lebt, über meine Lippen iſt keine Lüge gekommen: ich wußte mir kein höheres Glück, als deine Schweſter mein zu nennen, ſie heimzuführen als mein Weib. Aber einmal ſchon verſtörte dieſer Dämon mein Gefühl. Und jetzt . . . Es iſt als ob ihr Anblick mein Blut in Aufruhr bringt, meine Gedanken verwildert, mein Gewiſſen einſchläfert. Wenn ſie mich riefe . . . und müßt' ich ein todwürdiges Verbrechen begehen, ich könnte nicht Widerſtand leiſten. Wenn Magdalene meine Hand faßte, mich zurückzuziehen und mit innigſter Bitte

in mich dränge, ihrer zu gedenken — so sehr ich sie liebe, ich müßte mich losreißen und ihr mein Ohr verschließen und der Zauberin zu Füßen sinken, die mich mit ihren Augen zwingt. Und wenn sie mich nicht ruft, wenn sie mich verächtlich von sich stößt — ich kann doch nicht aus ihrem Bann. Ach! verschwendet sind alle Worte — Du kannst, Du darfst mich nicht verstehen. Nur das eine siehst Du, daß Magdalene . . . O mein Gott! wie ich sie beklage, wenn ihre Liebe auch dies übersteht. Nein, sage ihr, daß ich schuldig bin, daß sie das beste Recht hat, mich zu hassen, zu verabscheuen —"

„Jost!" schrie Marcus auf, „es ist dein Wille, das Band zu lösen, das gestern erst . . ." Der Ton erstickte ihm in der Kehle. Er schob ihn von sich ab, legte die Hände auf seine Schultern und krampfte die Finger in sein Fleisch, als ob er ihn zermalmen wollte.

„Was kann ich anders thun?" stammelte Jost. „Nach dem, was hier geschehen ist . . . und morgen wird sich's wiederholen — immer und immer, bis Ursula . . ."

„Und die ganze Stadt war Zeuge —!"

„Ja! Aber wenn die ganze Welt . . . Wie kann ich's ändern?"

„Wortbrüchiger!"

„Willst Du deiner Schwester Unglück?"

„Noch ist nichts Unverzeihliches geschehen."

„Aber ich kann nicht bereuen. Ich habe keinen anderen Wunsch, als daß Ursula mich erhört."

„Er ist unerfüllbar. Ursula liebt mich."

„Ha! sage das nicht. Ich könnte . . .“ Jost griff ihm an die Kehle.

Marcus schüttelte ihn mit Löwenkraft ab, so daß er zurücktaumelte. „Ursula liebt mich,“ wiederholte er.

Jost schien sich nochmals auf ihn stürzen zu wollen. Plötzlich aber wurde er anderen Sinnes, schwang sich auf sein Pferd und jagte davon. „Nimm Dich in Acht,“ schrie er ihm zu, „daß ich euch nicht beisammen sehe. Es wäre Dein Tod!“

Lange noch stand Marcus auf der Landstraße wie versteint, in sich hinein grübelnd. Der Kopf hing ihm schwer hinab — es wollte keine Ordnung in sein Denken kommen. Arme Schwester! —

Ursula hatte ihrem Grauschimmel den Stall geöffnet und war dann im Hause leise die Stiege aufwärts gegangen und in das Giebelstübchen eingetreten, in dem die Mädchen schliefen. Durch das Oelpapier des Fensters, hinter dem die Lade nicht geschlossen war, drang so viel Schimmerlicht, daß sie die Gegenstände erkennen konnte. Magdalene lag in dem breiten Bett, in dem sie gemeinsam zu ruhen pflegten, schlief aber nicht. Ursula hörte sie, als sie auf den Zehen heranschlich, in schluchzenden Tönen weinen. Erst als sie sich auf's Bett setzte, richtete Magdalene sich erschreckt auf. „Bist Du's?“ fragte sie. „Ich hörte Dich nicht kommen.“

Ursula umfaßte sie und zog den Kopf der Freundin an ihre Brust. „Weine nicht, Liebste,“ sagte sie mit sanfter Stimme, ihre Wange streichelnd, „es wird alles wieder gut werden.“

„Es wird nicht wieder gut werden," antwortete Magdalene, von neuem in Thränen ausbrechend, „es kann nicht wieder gut werden. Ach, ich wußte es ja! Er durfte Dich nur ſehen, und all mein Glück war hin. Nur bei Dir war er ſeitdem den ganzen Tag."

„Zürnſt Du mir deshalb?"

„Wie ſollte ich Dir zürnen? Was haſt Du dazu gethan —, was kannſt Du dagegen? Er hat mir's geſtanden — es geht ein Zauber von Dir aus, dem er nicht zu widerſtehen vermag, wie er ſich auch wehrt. Und er hat ſich redlich gewehrt. Deine Augen — deine Augen . . . ich kann's ja begreifen!"

„Sie ſollen ihn nicht mehr beirren. Wahrlich, ſelbſt muß ich es für einen Zauber halten, an dem ich doch unſchuldig bin, daß er durch mich ſo aus der Bahn geriſſen wird und einem Trugbild nachjagt, von dem doch ſein Herz nichts weiß. Denn glaube mir, Du biſt in ſeinem Herzen — jetzt wie damals, als er mir zuerſt begegnete. Ich weiß nicht, was ihn ſo verſtört, wenn er mich ſieht. Er ſoll mich nicht mehr ſehen. Schon zu lange weile ich hier. So gaſtlich euer Haus, ich darf nicht vergeſſen, daß ich zu meiner Mutter gehöre."

„Wie, Du wollteſt —?"

„Abſchied nehmen und heimkehren — und bald, recht bald. Deine Eltern ſind ſo gut zu mir. Wie dankbar ich ihnen bin — das läßt ſich gar nicht ausſprechen. Wenn ſie je daran zweifeln könnten, führe Du für mich das Wort bei ihnen. Und bitte deinen Vater auch, daß er dem Herrn Hochmeiſter von meinetwegen herzlichen

Dank ſage für alle Gutthat, die ich nicht vergelten kann. Ich treffe ihn wohl nicht mehr.“

„So eilig denkſt Du . . .“

„Es muß raſch geſchehen. Morgen ſchon. Was kommt's auf den Tag an, wenn's doch geſchieden ſein muß.“ Sie küßte ihr die Thränen von den Augen fort. „Du wirſt keinen Grund haben, darüber traurig zu ſein.“

„Aber Marcus — Marcus . . .“

„Marcus! Seinetwegen bliebe ich gern. Aber es geſchieht doch auch ſeinetwegen, daß ich gehe. Sieh, es beſteht zwiſchen uns eine Heimlichkeit, die mich ſehr beſeligt. Aber es iſt doch nicht gut, daß wir länger zuſammen ſind in ſeines Vaters Hauſe. Wie ich ihn liebe, weiß er, und daß er in ſeinen Gedanken treu zu mir hält bis an der Welt Ende, darauf vertrau' ich. Und Du hörſt es ja nun auch aus meinem Munde und biſt ſeine Schweſter. Wie ich Dich jetzt küſſe, ſo küſſe ihn und richte ihn auf mit gutem Troſt, wenn er deſſen bedarf.“ Sie drückte Magdalene feſt an die Bruſt und hielt lange den Mund auf ihrem Munde. Dann ließ ſie ſich mit ihr auf das Kiſſen niederſinken. „Nun aber ſchlafe, Liebſte, und träume ſüß. Du darfſt ganz ruhig ſein. Gute Nacht!“

Urſula lag eine Weile unbeweglich neben ihr, den Arm unter ihren müden Kopf geſtützt. Und Magdalene ſchlief wirklich ein, ihren Kummer vergeſſend. Morgen ſollte ja erſt geſchieden ſein — morgen . . . Urſula aber ſchloß die Augen nicht. Für ſie war morgen der frühe Tag, den die erſte Lerche begrüßte. Vielleicht ſie noch nicht einmal.

Es wurde ganz dunkel im Stübchen. Nach wenigen Stunden aber füllte sich dasselbe bereits wieder mit einem sanften Dämmerlicht, lange vor Aufgang der Sonne. Ursula zog leise ihren Arm fort und erhob sich. Sie öffnete eine buntbemalte Truhe, die ihre Habseligkeiten enthielt, packte sie in ein Tuch und knüpfte dasselbe über Kreuz zusammen. Noch einmal beugte sie sich über Magdalene, die in langen regelmäßigen Zügen athmete, wagte aber doch nicht ihre Lippen zu berühren. „Leb' wohl!" flüsterte sie. Dann schlich sie die Stiegen hinab und durch die unverschlossene Thür auf den Hof. Dicht am Hause lag der Hund. Er hob den Kopf, erkannte sie und bellte nicht, sondern folgte ihr schweifwedelnd nach dem Stalle. Der Gotländer stand noch gesattelt. Sie führte ihn hinaus vor das Hofthor. Dort stieg sie an einem Stein auf und hing das Bündel an den Sattelknopf. Dann entfernte sie sich in eiligem Trabe, der Elbinger Straße folgend.

Die Knechte und Mägde schliefen noch. Niemand hatte sie abreiten sehen.

Erst als Magdalene zum Frühstück hinabkam, wurde sie vermißt. Nun trat ihr jedes Wort in Erinnerung, das Ursula gestern gesprochen hatte. „Morgen — morgen . . ." grübelte sie. „Das also war schon der Abschied."

Elftes Capitel.

Der Kaiſer ſoll ſprechen.

Eines Tages noch ziemlich in der Frühe, als Tileman vom Wege in ſeiner Kontorſtube ſaß und einen Handelsbericht überrechnete, der ihm von Brügge aus geſchickt worden war, wurde ihm gemeldet, daß der Bürgermeiſter von Danzig, Herr Wilhelm Jordan, in der Nacht eingetroffen ſei und ihn vorerſt zu ſprechen wünſche, ehe er auf's Rathhaus gehe. Tileman kannte ihn als einen bedächtigen, zuverläſſigen Anhänger des Bundes und erklärte ſich ſofort bereit ihn zu empfangen oder ihm ſelbſt den Beſuch abzuſtatten, wenn der wohledle Herr ſich nicht bemühen wolle. Er konnte ſehr höflich ſein, wenn er es ſeinen Zwecken dienlich glaubte.

Jordan folgte dem Boten auf dem Fuße. Er war ein Mann etwa in dem Alter des Thorner Rathsherrn, groß und knochig gebaut, bartlos, aber durch kräftige Augenbrauen und reichliches Haupthaar ausgezeichnet. Das Geſicht mit der ſtarken Hakennaſe und dem breiten ſcharfkantigen Kinn ſchien wie aus Eiſen geſchnitten. Er

hatte den Danzigern schon gute Dienste gethan als Abgesandter nach Lübeck und Stockholm, auch als Hauptmann ihre Schiffe geführt. Es mußte etwas zu bedeuten haben, daß er selbst jetzt nach Thorn kam, mit Tileman vom Wege Rath zu pflegen.

Mit festen Schritten ging er durch das Zimmer Tileman entgegen, der sogleich aufgestanden war. Wie die beiden Männer einander die Hand schüttelten, wußten sie, daß sie in gutem Einverständniß waren. Danzig und Thorn selbst begrüßten sich so. Tileman bot ihm den Ehrenplatz im großen Lehnsessel. „Willkommen, Herr Wilhelm Jordan," rief er, „willkommen. Ihr kommt recht zum Frühtrunk und sollt das Beste haben, das mein Keller für so liebe Gäste bereit hält."

Er wollte nach der Thür gehen und seine Befehle ertheilen. Aber der lange Arm und die knochige Hand des Gastes hielten ihn zurück. „Laßt, laßt," hinderte derselbe, „ich habe nur kürzlich meine Biersuppe gegessen, da ich nach der Reise ungewöhnlich lange schlief. Auch fragt sich's, ob das, was ich bringe, eines guten Trunkes werth ist. Könnt' Euch am Ende gar den besten Wein in Essig verwandeln."

„Sprecht," sagte Tileman, „ich will auf nichts Gutes gefaßt sein."

Der Danziger Bürgermeister löste den Riemen von der Tasche, die er am Gürtel trug und zog einen Umschlag heraus, in dem sich ein doppelt zusammengefaltetes Schreiben mit großem Siegel befand. „Der römische König hat gesprochen," bemerkte er, es vorsichtig entfaltend.

Tileman griff danach. „Der römiſche König —?“

„An den Rath der rechten Stadt Danzig, des preußiſchen Bundes Haupt, und die anderen Verbündeten in Preußen. Da ſehet nun, wie gut der Legat ſein Verſprechen gehalten hat. Wahrlich, groß war ſeine Freude über des Landes friedliches Einvernehmen mit dem Orden! Er ſegnet uns den Frieden, den er nicht mit des Bundes Vernichtung zu Stande gebracht. Wie er dem heiligen Vater über den Ausgleich berichtet hat, wiſſen wir nur zu gut. Doch dies mag ſo ſeines geiſtlichen Amtes ſein, und haben wir uns deſſen nicht anders verſehen. Daß er aber Fürſten und Städte im Reich gegen uns aufhetzt, wie ihre Abmahnungen beweiſen, iſt ihm noch nicht genug. Der ſchlaue Fuchs weiß, wie er uns beſſer treffen kann. Er verbündet ſich mit dem blutgierigen Wolf, dem Venningen, der uns gerne ſchon längſt mit Haut und Haar gefreſſen hätte, und bringt mit ſeinem Geleitbrief die heimtückiſche Klage gleich vor des Königs Stuhl. Man hört uns nicht und verdammt uns. Da ſteht's geſchrieben und beſiegelt.“

Nur mit halbem Ohr hatte Tileman zugehört. Er war in das kaiſerliche Schreiben vertieft und zog den Mund ſchief, bald ſpöttiſch lächelnd, bald die Lippen zuſammenkneifend. Da ſtand freilich mit dürren Worten des Kaiſers Gebot, den Bund ſchlechterdings abzuthun, ihren Streit beizulegen und dem Orden Gehorſam zu leiſten, andernfalls es nöthig ſein werde, wider ſie nach Reichsrechten zu verfahren. „Ja, ja,“ ſagte Tileman bitter, „man hört uns nicht und verdammt uns. Die Buben

haben ihre Zeit gut gewählt zu des Königs Romfahrt. Für die Kaiserkrone aus des Papstes Hand ist dies eine gar geringe Gefälligkeit. Aber nur zu, nur zu! Häuft das Maß, bis es übergeht. Es soll euch wohl bekommen."

Diese Exklamationen waren nicht nach Jordan's Geschmack. „Was soll jetzt geschehen?" fragte er. „Wir können dieses kaiserliche Schreiben unmöglich unterdrücken. Versuchten wir's, so würde von der anderen Seite bald dafür gesorgt sein, daß es jeder Bauer und Kleinkrämer auswendig wüßte. Denn daß dem Herrn Hochmeister Abschrift davon gegeben, dürfen wir für gewiß halten. Ein großer Theil der Bundesverwandten wird aber schon gar schwierig. Des Papstes Drohung mit Bann und Interdikt, der Kurfürsten und anderer Herren Mahnschreiben zur Unterwerfung hat ihren Eifer sehr gekühlt. Die kleinen Städte, wennschon sie uns laut noch ihre Treue verkünden, überlegen doch im Stillen, auf welcher Seite die größere Macht ist, und werden an uns irre. Was aber am bedenklichsten: auch Ritter und Knechte des Landes kommen in's Schwanken, beschuldigen uns arger Ränke und ziehen ihre Siegel zurück. Das hat guten Grund, weil Hans von Baisen ein verstecktes Spiel spielt und Hans von Czegenberg kürzlich sein Partner geworden ist. Helfe mir Gott, ich halte sie für Erzschelme, die den Mantel nach dem Winde tragen und heimlich für des Ordens Sache arbeiten, unter dem Vorwand, Frieden stiften zu wollen. Wird nun Kaiser Friedrich's Schreiben bekannt, so sehe ich schon, wie sie die Köpfe ducken, die

jetzt noch aufrecht gerichtet sind. Leicht kann's so geschehen, daß die großen Städte mit den Eidechsen allein bleiben."

„Das wäre das Schlimmste noch nicht," rief Tileman, die Faust auf des Kaisers Brief setzend. „Wir haben einen großen Anhang, aber er lähmt uns mehr, als er uns kräftigt. Es ist überall schwer, viel Köpfe unter einen Hut zu bringen, aber hier in Preußen am meisten; dahin sind aus allen Reichslanden vor ein- und zweihundert Jahren die allerhärtesten zusammen gekommen, und das wirkt noch nach. Da müssen wenige den Zügel fest in der Hand haben und beständig die Sporen einsetzen, wenn das Rößlein scharf geradeaus auf's Ziel gehen soll. Die großen Städte und die Eidechsen — die wissen wenigstens, was sie wollen. Entledigt sie aller Rücksicht auf die schwächeren Genossen, und sie werden nicht lange im Zweifel sein, welchen Weg sie einzuschlagen haben."

Jordan legte das Kinn in die Hand und sah ihn von unten her mit einem forschenden Blick an. „Und kennt Ihr selbst den Weg?" fragte er.

Der Thorner wich ihm nicht aus. Aber er saß eine Weile schweigend und überlegend, zugleich den Mann musternd, den er sich gegenüber hatte. Bald blitzten seine Augen, bald schien ihr Feuer erloschen oder eine Schirmwand vorgezogen. Endlich faßte er seine Hand und sagte: „Darf ich Euch in Allem vertrauen?"

„Ihr dürft's," antwortete der Bürgermeister zuversichtlich. „Was mir nicht gefällt, das will ich nicht gehört haben."

„Gut denn! so sag' ich Euch meine Meinung unverhohlen. Ich hab' mich vor Kurzem selbst in den Eidechsenbund aufnehmen lassen, um stets alle seine Geheimnisse zu wissen und jederzeit mit im Rath zu sein. Da täuscht sich niemand mehr, daß wir mit dem Orden gute Eintracht halten und unser Recht bewahren können. Sondern wie zwei Ringer stehen wir, die einander mit den Augen messen, ob sich einer eine Blöße gebe, daß der andere zuspringe und ihn niederwerfe. Der Orden kann uns nicht gerecht werden: er muß herrschen oder untergehen. Es ist eine Kluft zwischen uns, die kann kein guter Wille hüben und drüben füllen. Aber denen, die den Tag der Entscheidung hinausschieben wollen, scheint's nützlich, Sparren darüber zu legen und Reisig darauf zu werfen, daß man sie nicht sehe. Eitle Mühe! Die Brücke trägt kaum die Leisetreter hier und dort. Der Weg führt nicht da hinüber, sondern seitab. Nur Eins kann uns helfen: daß wir uns Polen in die Arme werfen!"

Jordan zuckte mit den Wimpern und Mundwinkeln. Da war das Wort ausgesprochen, das so viele in Gedanken hatten und doch sorglich hüteten. Ein gefährliches Wort! Es erschreckte ihn nicht, aber es verursachte ihm eine unangenehme Empfindung. Sie drückte sich selbst auf seinem eisernen Gesicht aus. Unwillkürlich sah er sich nach der Thür um, ob sie fest geschlossen sei. Seine Finger spielten unruhig auf der Tischplatte. „Es kann sein, daß Ihr schließlich Recht behaltet," sagte er verdrießlich, „aber es ist noch nicht an der Zeit Euch Recht zu geben. Wenn die Eidechsen sich so kampfmuthig zeigen

— ich zweifle, daß die großen Städte gesonnen sind für die Rüstung zu sorgen. Noch ist nicht das Letzte versucht den Frieden zu bewahren. Der Kaiser hat gesprochen, ohne uns gehört zu haben. Er soll uns hören!"

„Und glaubt Ihr, er wird dann anders sprechen? Erklärt nicht der Papst der Kirche Recht für verletzt? Und zittern nicht die Kurfürsten und Fürsten und alle Herrlein, es könnten auch bei ihnen die Unterthanen einen Bund eingehen gegen Gewalt? Hätten wir auch noch mehr Klagen und Beschwerden, kaiserliche Majestät wird ihr Ohr verschließen, weil sie's nach der andern Seite allzusehr offen haben muß. Wenn wir thun wollten, was doch nicht ungethan bleiben darf, wir kämen rascher und sicherer zum Ziel. Aber wir kennen unsere Leute, und darum stimm' ich Euch trotzdem zu: der Rechtsgang ist unvermeidlich. Der Kaiser muß als ein Schiedsrichter sprechen zwischen dem Lande und dem Orden. Wie sein Spruch fällt, der eine oder andere Theil wird ihn nicht als gerecht annehmen. Und darum können wir ihn nicht entbehren."

Der Danziger Bürgermeister nickte. „Und wird der Bund sich entschließen, den Kaiser anzurufen? Nach diesem Schreiben . . ."

„Es soll uns dazu nützen. Nicht demüthig wollen wir's hinnehmen, sondern mit einem Schrei des Unwillens über unserer Gegner hinterlistige Machenschaft. Der Kaiser ist hintergangen, belogen! Da steckt wieder kein anderer dahinter, als der Ermländer Bischof, der saubere Prälat! Und wäre der Orden unschuldig an diesem kaiserlichen

Verbot? Heimlich hat er uns angeklagt und verschwärzt, da er doch dem Legaten öffentlich bezeugt hat, es sei fürder kein Streit zwischen uns und alles in guter Eintracht verglichen. So bringen wir's vor die nächste Tagfahrt und setzen sie uns selbst, wenn der Hochmeister widerstrebt. Es wird großer Lärm sein über solche Ungerechtigkeit. Dann bringen wir des Kaisers Brief vor ihn selbst und seinen Orden mit solchem Begehren, daß er sich verantworte oder uns schütze gegen so boshafte und heimtückische Anklage. Weigert er's, so wissen wir gesammt, woran wir sind. Dann wird nicht ein einziger von den Bundesverwandten rathen, Kaiser Friedrich unbeschickt zu lassen. Was aber einmüthiglich beschlossen ist, das wird auch einmüthiglich durchgeführt werden müssen."

„Ihr habt meine ganze Zustimmung," erklärte Jordan. „Bringen wir die Sache vor den Kaiser. Ich hoffe, daß er uns ein gerechter Richter sein wird, wie unsere Sache gerecht ist."

Tileman zog eine Grimasse des Zweifels. „Wir halten sie dafür, also ist sie's," sagte er. „Des Kaisers Gerechtigkeit in Ehren. Aber Ihr kennt unserer Bauern Sprüchwort: Wer god schmärt,*) der god fährt. Es soll sich auch in der Wiener Hofburg bewähren. Darum muß noch viel mehr geschehen, als ich vorhin gerathen. Wie der Kaiser auf des einen Theils Andringen den Bund verdammt hat, so kann er wohl auch auf des andern Theils überzeugendes Vorstellen" — er machte die Ge-

*) schmiert.

bärde des Geldzählens aus der rechten Hand in die Linke — „vorläufig zu einem anderen Schluß kommen und einseitig den Bund anerkennen. Ob er's dann auch mit gewundenen und gar zweideutigen Worten thue, soll's uns nicht verdrießen. Das Wichtigste ist, daß wir den Unsern ein Dokument mit kaiserlicher Unterschrift und Siegel vorlegen können, daraus sie neuen Muth schöpfen. Deshalb öffnet den Beutel, ihr Danziger, und gebt mit vollen Händen. Es bringt sich euch zehnfach wieder ein."

Der Bürgermeister zog sauer lächelnd ein wenig die Schulter auf. „Ihr Thorner habt das Stapelrecht und möchtet zuerst an die Reihe kommen."

„Es ist lange nicht so einträglich als euer Seegeschäft und will täglich gegen Beeinträchtigung der Neider gehütet sein. Aber ich will gern für Thorn einstehen, daß es nach Kräften beitrage, und mich auch bei Elbing, Braunsberg und Königsberg um eine stattliche Beihilfe bemühen. Jetzt gilt's, nicht kläglich abzuwägen, ob ein Schock Groschen unnütz ausgeworfen sei und hätte gespart werden können. Die Freiheit, um die wir streiten, ist vieltausendfach mal mehr werth. Wollen wir des Kaisers Ohr haben, so müssen wir in seiner Kanzlei die Goldstücke lieblich klingen lassen. Ich kenne der Welt Lauf."

„Ist es nicht aber billig, lieber Gevatter, daß der ganze Bund trage, was zu seinem Nutzen verwandt wird? Ich fürchte, man ist in den großen Städten bedenklich, solche Last allein auf sich zu nehmen — schon damit kein Präjudiz für künftige Fälle geschaffen werde."

Tileman schlug auf den Tisch. „Zum Teufel mit

ſolcher Vorſicht; ſie macht uns die Beine lahm, ehe wir noch den erſten Schritt gethan haben. Iſt einer ſo voll Einfalt, nicht zu wiſſen, daß ein ſolcher Rechtshandel Geld koſtet, viel Geld? Sagen die von den kleinen Städten und vom Lande alſo ja, ſo geſtehen ſie zugleich auch die Koſten zu. Sie werden künftig vertheilt und ohne Murren getragen werden. Oder auch mit Murren, was uns doch nicht beſchwert. Kommen wir ihnen aber jetzt wie der Küſter mit dem Klingebeutel vor der Predigt, ſo werden wir lauter verdrießliche Geſichter ſehen und wohl gar hören müſſen, wir ſollen's in Wien bleiben laſſen. Ueberhaupt, mein' ich, paßt ſich eine ſolche heimliche Sache nicht zur Berathung in corpore. Viel Köpfe, viel Sinne! Wir wollen's ihnen klar machen, daß ſie viel Zeit und Geld verderben, wenn ſie überall zugezogen ſein wollen, und daß ſie gut thun, einen engeren Rath zu wählen, zu dem ſie Vertrauen haben. Es iſt nicht zweifelhaft, auf wen die Wahl fällt, dann haben wir freie Hand und doch den Haufen hinter uns."

„Da trefft Ihr das Rechte," rief Jordan erfreut. „Ja, ja, ein engerer Rath iſt dem Bunde von Nöthen. Ich ſtehe gut dafür, daß man auf ſolche Bedingungen in Danzig alles bewilligt, was wir fordern."

„Und zu dem engeren Rath gehört noch ein engſter," ſagte Tileman, liſtig mit den Augen blinzelnd. „In dem haben Danzig und Thorn und einige von den Eidechſen, auf die voll Verlaß iſt, Sitz und Stimme. Er iſt nicht gewählt und nicht beſtätigt. Aber er iſt da als eine Macht, die durch ſich ſelbſt gilt. Schlagt ein, Herr Wil-

helm Jordan! Und wenn es Euch genehm ist — es halten sich gerade zwei von den Eidechsen in der Stadt auf, an die zu denken wäre: Herr Augustin von der Schewe und Herr Gabriel von Baisen, des lahmen Hansens Bruder. Ich will sie in mein Haus berufen. Sind wir einig über das, was geschehen muß, so wird's geschehen."

Der Danziger gab nach einigem Ueberlegen seine Genehmigung. Er fühlte, daß ihn Tileman weiter fortzog, als er hatte gehen wollen. Aber die stille Befürchtung, daß man andernfalls auch ohne ihn einen Beschluß fassen würde, nöthigte ihn halb wider Willen zu folgen. Während der Hausherr nach der Herberge der Eidechsenritter schickte und zugleich den Imbiß bestellte, schritt er im Zimmer auf und ab. Der Kopf war ihm heiß. „Er ist der rechte Mann zur That," murmelte er.

Als Tileman zurückkam, brachte Jordan das Gespräch auf seinen Sohn. „Ist's denn wahr, was man erzählt?" fragte er. „Die Marienburger verbreiten gar wunderliche Gerüchte. Er soll ganz und gar den Verstand verloren haben."

„Den hatte er verloren, als er nach Marienburg zur Freischaft ging," antwortete Tileman, gezwungen lachend. „Mit meiner Einwilligung ist's freilich geschehen, aber daß es so kommen würde über kurz oder lang, wußt' ich voraus. Nur daß sich so rasch die Vernunft wiederfinden würde, hat mich selbst überrascht. Er meinte, daß es ihm an's Leben gehe, wenn er Blume's hübsches Töchterlein nicht zur Frau erhielte. Je mehr ich dämmte, desto höher

wuchs die Fluth seiner leidenschaftlichen Bitten und Drohungen, bis zuletzt mein ganzes Haus in Gefahr stand, umgerissen zu werden. Da ließ ich dem wilden Strom den Lauf. Wie er sich aber in die Niederung ausbreitete, war seine Gewalt bald von selbst gebrochen. Lahm und matt spülte er an's Ziel."

Jordan schien diese Auskunft nicht befriedigend zu finden. „Es ist doch bedauerlich," meinte er, „daß Bartholomäus Blume so gekränkt wurde. Sagt, was Ihr wollt von ihm, aber für einen achtbaren Mann werdet Ihr ihn halten müssen. Nun erhebt sich ein Geschrei, daß wir unsere Gegner nicht mit ehrlichen Waffen bekämpfen, sondern boshaft verunglimpfen. Das ist nicht gut."

„Das ist nicht gut," wiederholte Tileman. „Aber macht mir keinen Vorwurf. Weil ich Blume für einen achtbaren Mann hielt, so gab ich meine Einwilligung zum Verlöbniß, wie schwer mir's auch ankam. Und weil ich ihn nicht gekränkt wissen wollte, so hab' ich Jost nach der Rückkehr ernstlich gemahnt, sein gegebenes Wort zu halten, wie gern ich ihn auch wieder frei sah. Aber es war mit ihm nichts zu richten. Er könne nicht, antwortete er, es möge geschehen, was da wolle, und dabei blieb er, trotz aller Vermahnungen. Es hat ihn selbst arg mitgenommen, so daß er Wochen lang fieberte, wie ein Einsiedler hauste und wenig Nahrung zu sich nahm. So hab' ich's zuletzt für gerathen erachtet, ihn eine Weile außer Landes zu schicken, damit er andere Gesichter sehe und eine Beschäftigung habe. Er sitzt jetzt in Brügge und

besorgt den Einkauf flandrischer Tuche, die für den polnischen Hof bestimmt sind."

„Was ist denn aber der Grund dieses plötzlichen Umschlagens," fragte der Bürgermeister. „Man schwatzt darüber allerhand, dem ich doch geringen Glauben beimessen möchte. Bei Blume soll sich seit dem Winter ein junges Frauenzimmer aufgehalten haben, dessen rechte Herkunft niemand kennt. Es heißt, daß der Herr Hochmeister dabei seine Hand im Spiel gehabt, auch seitdem im Hause heimlich verkehrt und selbst öffentlich das sehr schöne Fräulein ausgezeichnet habe. Das soll nun gerade zu der Zeit verschwunden sein, da euer Sohn —"

„Ich weiß davon nichts," fiel Tileman barsch ein. „Im Uebrigen mag es sich wohl so verhalten. Herr Ludwig von Erlichshausen ist nie ein Heiliger gewesen. Es sollt' mich nicht wundern, wenn er's als Hochmeister so weiter triebe, wie er's als Ordensritter getrieben hat. Aber ich weiß auch davon nichts — will nichts wissen."

Jordan schüttelte den Kopf. „Ihr vergeßt, daß es Barthel Blume ist, der das Fräulein beherbergte. Solchem Umgang hätt' er nie Vorschub geleistet. Eher wär's glaublich, daß der Hochmeister sich einer alten Verpflichtung erinnert hätte . . . Die Herren vom schwarzen Kreuz haben manchmal — Nichten, für die sie ritterlich sorgen."

„Es mag so sein oder nicht sein," grinste Tileman, „was geht das Jost an?"

„Nichts für ungut, lieber Gevatter," lenkte Jordan ein. „Man schildert das Fräulein als sehr absonderlich und behauptet, es hätte den bösen Blick. Schon mancher

Bürgerssohn von Marienburg sei durch ihn in's Unglück gebracht worden. Nun habe auch euer Jost an sich erfahren ... Aber man begreift ja, wie die Fabel entstanden ist. Laßt's Euch nicht anfechten."

Tileman knurrte etwas Unverständliches in den Bart. Es ärgerte ihn, daß Wilhelm Jordan eine Art Verhör mit ihm anstellte, vielleicht nicht einmal aus eigener Bewegung, sondern von seinen Kollegen im Danziger Rath angestiftet. Man kümmerte sich gern um des lieben Nächsten häusliche Angelegenheiten und übte Censur. Er hatte dem Sohn, der von einer „schönen Teufelin" sprach, auf den Kopf gesagt: wie ein Besessener handelst Du und beträgst Du Dich! Er kannte Jost als leichtsinnig und dachte an irgend ein galantes Abenteuer, das ihn von Magdalene abgezogen. Er forschte absichtlich nicht näher nach. Nun war zu seinem nicht geringen Verdruß etwas davon unter die Leute gekommen und nach solchen Gerüchtes Art mit bunten Lappen behängt herumgetragen worden. Daß man den verhaßten Hochmeister hineinzog, ärgerte ihn noch am meisten: das Märchen konnte absichtlich so gewendet sein, um Jost verächtlich und ihn selbst lächerlich zu machen. Darum meinte er das Gerede gar nicht an sich kommen lassen zu dürfen. Je schroffer er den ersten Versuch abwies, desto nachdrücklicher verschaffte er sich für alle Zeit Ruhe.

Es war gut, daß die beiden Eidechsenritter eintraten und dem Gespräch über diese verdrießlichen Dinge ein Ende machten. Tileman übernahm sogleich wieder die Führung, indem er des Kaisers Schreiben vorlas und den neuen Feldzugsplan entwickelte. Er fand bei diesen Gästen

großen Beifall. „Er faßt den Stier bei den Hörnern," ſagte Gabriel von Baiſen, ſich im Seſſel ſtreckend und mit den großen klugen Augen dem Bürgermeiſter von Danzig zuwinkend, „ſo kann's gelingen, ihn zahm zu machen. Seid Ihr derſelben Meinung? Wir müſſen den Kaiſer umzuſtimmen ſuchen, koſte es, was es wolle. Und wenn's nicht gelingt, dann —" er ſchluckte den richtigen Schlußſatz herunter und ließ die Rede in ein frommes: „dann helfe uns Gott" auslaufen.

Jordan nickte zuſtimmend. „Sollen wir euren Bruder Hans in den engeren Rath ziehen?" fragte er.

„Laßt ihn vorläufig aus," antwortete Gabriel. „Ich will auf ſeine Redlichkeit ſchwören, ſo unvernünftig man ihn jetzt auch verdächtigt. Aber es iſt für ihn noch nicht die Zeit gekommen, ſich offen auf unſere Seite zu ſtellen. Laßt ihn aus vorläufig, er iſt uns jetzt noch nützlicher draußen."

„Für Hans von Czegenburg möcht' ich ebenſo gutſtehen," ſagte Auguſtin von der Schewe, den dicken Kopf aus den breiten Schultern hebend, „kenn' ich ihn doch von Kindesbeinen an und weiß, daß kein Falſch an ihm iſt. Er mag bedenken, ob er nicht ſchon zu viel auf ſeine Kappe genommen habe. Wenn wir vorwärts gehen, wird er nicht zurückbleiben. Die Hauptſache iſt, daß die großen Städte das Geld aufbringen, denn bei uns iſt's immer knapp, wie Ihr wißt. Dafür wollen wir Ritter willig in erſter Reihe ſtehen, wenn's doch einmal zum Schlagen kommen müßt'. Jeder nach ſeiner Fähigkeit, ihr Herren."

Man einigte ſich bald über alle Maßregeln. „Noch eins," rief Tileman vom Wege, als man ſchon aufgeſtanden

war, „und nicht das Geringſte! Es wird Zeit, die Böcke von den Lämmern zu ſondern. Deshalb muß die Loſung ausgegeben werden: Freund oder Feind! Wer nicht für uns iſt in dieſen ernſten Zeitläuften, der iſt wider uns. Und ſollten die Bündiſchen auch allewege danach handeln und in all' ihrem Thun und Laſſen keine andere Rückſicht anerkennen, als die eine, daß der Bund zu Kräften komme und bei Kräften bleibe. Es ſoll fortan keine Gemeinſchaft ſein zwiſchen denen im Bunde und denen außerhalb, weder im Handel und Wandel, noch im geſelligen Verkehr. Sondern man ſoll ihnen überall Widerpart halten, kein Geſchäft mit ihnen treiben, allen Umgang mit ihnen meiden, gehörten ſie gleich zur nächſten Blutsverwandtſchaft oder Freundſchaft, und ſie in ihrem Erwerb ſchädigen, ſo viel es geſchehen kann ohne des offenbaren Landrechts Verletzung. Sprecht mir nicht von chriſtlicher Duldung und Nächſtenliebe. Stehen wir mit einander in Kampf, ſo mag auch des Kampfes Geſetz entſcheiden. Wir mögen Keinem aufſpielen, der nicht mit uns tanzen will; die wir aber in die Ecke drücken, die ſollen es auch ſpüren in allen Knochen und die Engel im Himmel ſingen hören."

Es wurde nun bald mit aller Kraft die Lärmtrommel im ganzen Lande gerührt, als ſei der Friede vom andern Theil ſchmählich gebrochen und der Bund auf's Schändlichſte beim Papſt und Kaiſer verleumdet. Tagfahrt folgte auf Tagfahrt, bald im engeren Kreiſe, bald von Landen und Städten geſammt, meiſt mit Wechſel des Orts, damit hierhin oder dorthin keinem die Reiſe allzu beſchwerlich. Die Ordensbeamten hatten nur immer aufzupaſſen, was

in ihren Gebieten geſchah, und nach Marienburg zu berichten. „Meineidige Schälke“ ſchimpften die Bündiſchen die Ausgetretenen, jagten ihnen das Geſinde ab, verachteten ihre Siegel; und „bündiſche Hunde“ tönte es von der anderen Seite zurück. Es wurde eine Deputation an den Hochmeiſter geſchickt, er ſolle den Bund gegen den Kaiſer vertreten. Das lehnte er ab und mahnte zum Gehorſam. Er meinte aus Sr. Majeſtät Schreiben zu erkennen, daß der Orden auswärts noch Freunde habe, die ihn ſchützen würden. Seinen Gebietigern war der Kamm gewachſen, jetzt dürfe man nur noch volle Unterwerfung annehmen. An dieſer Nuß würden ſich die Landesverräther die Zähne ausbeißen, meinten ſie.

Den ſechs Sendeboten, die vom Tage zu Marienwerder zu ihm gekommen waren, ſagte Erlichshauſen: „Wir haben ſeit etlichen Jahren unter einander ohne Richter ſchriftlich und mündlich Klage und Antwort aufgenommen, ſind aber dadurch nicht zu Ruhe und Friede gekommen, denn was uns Recht dünkte, ſchien euch unrecht. Niemand iſt in eigener Sache unparteiiſcher Richter. Faſſet alſo alle eure Klagen wider uns zuſammen, wie wir desgleichen die wider euch. Wir wollen dann Beide vor einen gebührlichen Richter treten. Was dieſer als Recht ausſpricht, wollen wir euch feſt und unverbrüchlich halten.“ Sie ſollten den Richter ſelbſt wählen. Aber den Bündiſchen ſchien's nun nicht gerathen, ſich einer ſolchen Entſcheidung blindlings zu unterwerfen. Sie antworteten mit einer neuen heftigeren Beſchwerde über die Bedrängniß und Verfolgung, die ihnen auf des Ordens Anlaß von Papſt,

Kaiſer und Fürſten werde. Der Herr Hochmeiſter könne es ihnen nicht verdenken, wenn ſie ſich darüber an gebührenden Orten verantworteten. Sie ſchickten ihm dieſe Schrift recht deſpektirlich durch einen ſchlechten Boten zu. Nun wußte er, daß ſie entſchloſſen waren, unter allen Umſtänden ihre Drohung wahr zu machen und beim Kaiſer Klage zu führen. Es war nöthig ihnen an dieſer hohen Stelle zuvorzukommen.

Wenn nur nicht des Treßlers Kaſten ewig leer geweſen wäre. Eine Geſandtſchaft an den Kaiſer war koſtſpielig, und Erlichshauſen wußte nur zu gut, daß Beſtechung auf Beſtechung geſetzt werden müßte. Des Ordens Mittel waren gänzlich erſchöpft. Es wurde an die Komthure und Vögte geſchrieben, ſie möchten aus ihren Kaſſen beiſteuern, ſo viel ſie irgend könnten, aber manchem von ihnen waren ſchon zwanzig oder dreißig Gulden zu viel. Der Ordensmarſchall ſelbſt, Herr Kilian von Exdorf, der ſonſt doch einer der eifrigſten gegen den Bund war, entſchuldigte ſich, daß er ſich ſchon gar nicht getraue, ſeine Amtleute zur Beihilfe aufzufordern: „ſie möchten ihm alle ihre Aemter aufſagen.“

Endlich war eine nothdürftige Summe aufgebracht. Sie nöthigte zur äußerſten Beſchränkung. Der Hochmeiſter wählte den Vogt von Leipe, Herrn Georg von Eglofſtein, zu ſeinem Botſchafter und ermahnte ihn zur größten Sparſamkeit. Neben ſeinen Empfehlungsſchreiben und Machtbriefen erhielt er aus dem Ordensarchiv wichtige Dokumente mit, aus ihnen die Ungerechtigkeit der Klagen des Bundes zu erweiſen. „Gnädigſter Herr,“ ſagte er beim

Abſchiede, „gehen wir lieber gleich ſelbſt zum Angriff vor. Gebet mir beſtimmte Weiſung, ob ich die kaiſerliche Majeſtät um einen Richterſpruch angehen darf. Nicht anders bringen wir die Sache zum Ende.“

„Wir wollen uns dieſer Nothwendigkeit fügen, wiewohl mit ſchwerem Herzen,“ entgegnete Erlichshauſen. „Handelt, wie Ihr meint zu des Kaiſers Gerechtigkeit Vertrauen haben zu können. Laſſet aber, wenn's ſein kann, ein Thürlein offen, durch das wir ſchlüpfen mögen, wenn man uns wider Verſehen hart bedrängt. Hütet Euch, offen anzuerkennen, der Kaiſer ſei von Rechtswegen unſeres Ordens Richter, wiewohl er ihn jetzt dafür annimmt, damit wir nicht des römiſchen Stuhles Verdacht erregen. Ich ſehe dort allein noch die Hand, die uns halten könnte, wenn uns der Kaiſer wider Erwarten fallen laſſen wollte.“

Eglofſtein hatte an dieſer gewundenen Erklärung wenig Gefallen. Er wäre gern geradeaus auf's Ziel losgegangen, da er von des Ordens Recht überzeugt war und den Gegner verachtete. Als er ſchon abgereiſt war, hielten die Gebietiger es für nützlich, ihm den Pfleger von Raſtenburg, Herrn Wolfgang Sauer, nachzuſenden, damit er ihn in ſeinen Bemühungen unterſtütze, eigentlich aber beaufſichtige. Sie wollen doppelten Bericht haben um ſich danach entſchließen zu können.

Zwölftes Kapitel.

Am Kaiserhof.

Indessen waren zu Thorn fast täglich geheime Berathungen gepflogen. Der Komthur erfuhr durch seine Aufpasser, daß hohe polnische Herren, der Reichskanzler, der Dompropst von Krakau und der Provinzial des Predigerordens in Polen, in der Stadt gesehen würden und mit den Häuptern des Bundes eifrig verkehrten. Sie nahmen zum Vorwand, daß sie der in Polen wüthenden Pest wegen nach Thorn geflüchtet seien, aber es hatte doch wohl guten Grund, daß bald darauf Gabriel von Baisen mit einigen Begleitern als Gesandter an den Erzbischof zu Gnesen und weiter zum König nach Krakau geschickt wurde. Es hieß, sie sollten um freies Geleit für die Gesandtschaft an den Kaiserhof bitten. Aber ihre geheimen Instruktionen hatten auch noch einen anderen Inhalt: Bei dem geistlichen und weltlichen Oberhaupt der mächtigen Republik rechnete man auf Beistand im Fall der Noth und meinte sich denselben nicht frühe genug sichern zu können.

Mit der Wahl der Kaiserboten war man schon vorher fertig geworden. Herr Wilhelm Jordan hatte abgelehnt; er glaubte der Sache des Bundes in Danzig nützlicher sein zu können. In Wahrheit fürchtete er gegen den Thorner Tileman vom Wege in Wien zurückzustehen, der doch, wie er zugeben mußte, bei diesem schwierigen Geschäft gar nicht entbehrt werden konnte. Statt seiner wurde Andreas Brunau, Bürgermeister der Altstadt Königsberg, gewählt. Die Eidechsen waren durch Augustin von der Schewe und Ramschel von Krixen, damals noch Vogt des Pomesanischen Domstiftes, vertreten. Ihre Ausrüstung für die weite Reise war schwierig und erforderte längere Zeit. Endlich setzten die vier Abgesandten mit dreißig Pferden über die Weichsel und nahmen ihren Weg auf Wien durch Polen und Ungarn.

Am Kaiserhofe, wo damals viele deutsche Fürsten und Herren um Friedrich III. versammelt waren, allerhand Streitigkeiten vor des Kaisers Oberhaupt zu vergleichen, war Ritter Georg von Eglofstein den Bündischen zuvorgekommen. Seine Werbung wurde sehr freundlich angehört und von den Fürsten unterstützt. Die alten Zeiten schienen zurückgekehrt, in denen des römischen Reiches gekröntes Oberhaupt für Fürsten und Völker die höchste weltliche Autorität war. Der Kaiser nahm deshalb nicht nur des Ordens Klageschrift willig an, sondern ermahnte die Bundesabgesandten, als sie vor ihm erschienen, ernstlich aus kaiserlicher Macht, den Bund sofort abzuthun und, nach des Meisters Erbieten, sich am recht-

lichen Austrage genügen zu lassen. Doch empfing er die ansehnlichen Ehrengeschenke mit sichtlichem Wohlgefallen und hörte auch die lange Rede Tileman's vom Wege gnädig an, in welcher derselbe kaiserlicher Majestät über Ursprung und Zweck des Bundes umständlich Auskunft gab, also schließend: „Hieraus wolle Ew. kaiserliche Majestät erkennen, wie arge Verleumdungen und Lügen gegen uns vorgebracht sind. Die Herren suchen jeden Anlaß, uns als Gottlose und Meineidige zu verketzern und als Ungehorsame und Abtrünnige den Fürsten zu verdächtigen, da wir doch nur unser Recht behaupten und des Friedens wegen schon viel von demselben nachgelassen haben. Sie halten uns nicht Wort und Treue, wie leichtlich durch den Vorgang zu beweisen, dessen der päpstliche Legat, Herr Ludwig de Silves, Zeuge war, den sie versicherten, es sei kein Streit zwischen uns, sondern alles in Liebe und Eintracht ausgeglichen. Da sie nun gar wagen, vor Ew. kaiserlichen Majestät Angesicht zu treten und ihre frechen Beschuldigungen zu wiederholen, so wolle Eure Gnade als der oberste Richter, den der Orden selbst durch seine Klage anerkennt und anruft, uns erlauben, des Bundes Recht zu erweisen, auch unsererseits richterliche Entscheidung erbittend."

Die drei anderen Abgesandten verneigten sich tief nach seinem Beispiel. Der Ritter von Eglofstein und sein Kumpan Wolfgang Sauer aber fuhren ärgerlich auf und riefen: „Nein! Es bedarf keines Rechtstages zu solchem Zweck. Denn die Ursachen des Bundes sind todt, so muß der Bund selbst auch todt sein. Wir wollen

mit unſern Unterthanen nicht ſtreiten um des Bundes Recht, ſondern hören, welche Klagen ſie bei kaiſerlicher Majeſtät gegen ihre Herrſchaft anzubringen haben und darauf Rede ſtehen. Bleibe Ew. Majeſtät nur feſt, den Ständen zu befehlen, den Bund ſofort ganz abzuthun!"

Tileman merkte, wohin die Kreuzherren ſteuerten. Sie wollten um den Prozeß herumkommen und doch Recht erhalten. Deshalb ſtellte er ſich gleich mitten in den Strom. „Die Urſachen des Bundes ſind nicht todt," entgegnete er. „Dies zu erweiſen ſind wir hergekommen und bitten um gnädigſte Erlaubniß. Weil ſich unſer Herr Hochmeiſter erboten hat, vor Ew. kaiſerlichen Majeſtät wegen dieſer Einigung zu Rechte zu ſtehen, ſo verwilligen auch wir darein Recht zu geben und zu nehmen, und bitten allein, daß es mit dem einen wie mit dem andern zugehe und ungeweigert ſtehen bleibe, was auf beider Parteien Vorbringen durch Ew. kaiſerliche Majeſtät und derſelben Räthe zu Recht geſprochen und erkannt wird. Geruhen Ew. kaiſerliche Majeſtät ſich darin ſo gnädig zu beweiſen, als wir nicht zweifeln, ſondern ganz feſt vertrauen, das wollen Lande und Städte mit ihrem willigen Gehorſam und Dienſten gegen Ew. kaiſerliche Majeſtät demüthiglich verdienen."

Da aber die Ordensgeſandten den Kaiſer ſo wegen einer raſchen Entſcheidung bedrängt ſahen, erklärten ſie, ſie hätten keine Vollmacht mit für diesmal, ſich mit dem Bunde in's Recht einzulaſſen und müßten ſolchem Verfahren widerſprechen.

Darauf berieth der Kaiser mit seinen Räthen und ließ den Bundesgesandten durch seinen Kanzler, Herrn Ulrich Weltzki, antworten, er wolle nicht auf des Ordens Klagen entscheiden, ohne den andern Theil gehört zu haben. „Daß aber kaiserliche Majestät eure Sachen jetzt vornehmen sollte, das kann nicht geschehen, da kaiserliche Majestät hierzu keine Muße und mit etlicher Fürsten Sachen zu thun hat. So bald diese zu Ende werden entschieden sein, so will kaiserliche Majestät gern beide Parteien verhören und Recht sprechen, wenn ein gütlicher Ausgleich nicht gelingen sollte."

Er setzte beiden Theilen darauf einen Rechtstag auf Johannis Baptistä des künftigen Jahres und untersagte ihnen ernstlich, bis dahin etwas Feindseliges und Unfreundliches gegen einander zu unternehmen.

Nun aber trat Tileman vom Wege nochmals an die Schranken, hinter denen der Kaiser auf einem erhöhten Platz saß, bückte sich tief, als wollte er einen Fußfall thun und sagte: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Unüberwindlichster Kaiser, Allergnädigster Herr, wir danken Ew. Kaiserlichen Majestät für die bewiesene Gnade und wollen uns für unser Theil wohl so verhalten, wie es dem höchsten Richter dieser Welt zur Zufriedenheit gereichen soll. Bitten aber demüthiglich, Ew. Kaiserliche Majestät wolle ansehen unsere Noth, in die wir durch den Orden gedrängt werden, wenn er uns mit allen Kräften, wie zu befürchten, hinderlich ist, daß wir uns zur Vorbereitung dieses Prozesses versammeln, vereinigen und berathen, Klagen

aufnehmen und Vollmachten ertheilen, auch das erforderliche Geld aufbringen. Wir verhoffen uns deshalb von Ew. Kaiserlichen Majestät Gnade und Billigkeit solcher urkundlichen Genehmigung und daß wir eine ziemliche Schätzung und Schoß ausschreiben dürfen der großen Kosten wegen. Auch dafür wollen wir uns dankbar beweisen."

Dies nahm der Kaiser vorerst zur Berathung, ließ auch eine längere Zeit auf die Antwort warten. Tileman erkannte wohl, daß man in der kaiserlichen Kanzlei, wo er sich täglich umtrieb, dieses Dankes gern im Voraus versichert gewesen wäre. „Dies ist das wichtigste Zugeständniß, das wir nach Hause mitbringen können," setzte er Augustin von der Schewe und den anderen Sendeboten auseinander, und eines reichlichen Geschenkes werth. Erlangen wir durch des Kaisers Brief und Siegel das Recht, uns aus eigener Macht zu versammeln und zu besteuern, so soll es unseren gnädigen Herren schwer fallen, herauszubringen, ob es des Prozesses wegen oder zu anderen Zwecken geschieht. Bis zum Richttage wenigstens erhalten wir dann die ganze Freiheit, die wir für alle Zeit anstreben. Wir wollen sie wohl so nützen, daß man sie uns nicht wieder nehmen soll!" Sie meinten es vor den ihrigen verantworten zu können, wenn sie ihn zu einem stattlichen Anerbieten ermächtigten. Er verklausulirte es so geschickt, daß durch die Annahme schon halb und halb der Bund selbst als bestätigt angesehen sein sollte.

Die Ritter von Eglofstein und Sauer ihrerseits

verkehrten viel mit den Fürsten und Herren am Kaiserhof, ihren Beistand für den Orden erbittend. Die ließen es an großen Worten nicht fehlen, ihnen Muth zu machen, der Kaiser könne gar nicht anders, als den gottlosen Bund verdammen. Doch wolle der Orden nicht zu vertrauſam ſein, ſondern für alle Fälle ſeine Schlöſſer in Stand ſetzen und ein paar tauſend Mann Söldner in Böhmen anwerben. Die Ordensgeſandten nahmen ſich dies wohl zu Herzen und berichteten ſo auch an den Herrn Hochmeiſter. Seufzend aber ſagte Eglofſtein zu ſeinem Kumpan: „Guter Rath iſt diesmal billig. Ich wollte, ſie brächten in ihren Landen ein gut Stück Geld zur Armatur unſerer Schlöſſer und Zahlung für die Söldner auf. Da aber rührt keiner die Hand. Könnten wir uns auf der Waffen Gewalt verlaſſen, wir ſtänden nicht hier als Bittende vor dem Kaiſer, unſern Unterthanen Red' und Antwort zu ſtehen."

Tileman vom Wege, ſein verhaßteſter Gegner, hielt indeſſen noch ganz andere Schleichpfade für erlaubt. Er ſah ſich um, ob er einen von den kaiſerlichen Räthen fände, mit dem er ein Wörtchen im Geheimen ſprechen könnte. Es kam ihm darauf an, ein Dokument in die Hand zu bekommen, aus dem hervorgehen ſollte, daß der römiſche König den Bund ſeinerzeit genehmigt habe. Da er in der römiſchen Kanzlei auf Schwierigkeiten ſtieß, wandte er ſich an die öſterreichiſche. Dort ſaß ein alter kaiſerlicher Rath Namens Ulrich Sonnenberger, den er oftmals traurig und niedergeſchlagen fand, weil ſein

kärgliches Einkommen für eine zahlreiche Familie nicht ausreichte. An dieſen ſchloß Tileman ſich an und wußte ihn ſo vertraulich zu ſtimmen, daß er ihn in ſein Haus führte, auch reiche Geſchenke für Frau und Töchter annahm, die ſich häufig, wie der alte Herr verſicherte, die Augen verweinten, daß ſie es dem Wiener Frauenzimmer ihres Standes in Putz und Geſchmeide nicht gleichthun könnten.

Dieſem Ulrich Sonnenberger nun ſprach er auch von der kaiſerlichen Urkunde, die ſchon im erſten Jahr des Bundes gegeben ſein ſollte, und daß er ſich's gern einen ziemlichen Haufen Goldgulden koſten laſſen möchte, wenn ſie wieder vorgebracht werden könnte. Er gab ihm eine Abſchrift, wie er ſie im Thorner Archiv aufgefunden haben wollte. „Was könnte es Euch aber nützen," meinte Sonnenberger, „die Erneuerung zu erhalten, da doch euer Orden beſtreiten wird, von ſolcher Beſtätigung etwas zu wiſſen."

„Laßt das unſere Sorge ſein, edler Herr," antwortete Tileman. „Ich will's Euch nicht vorenthalten, daß mir's nicht um ein Beweisſtück gegen den Orden zu thun iſt, den wir wohl noch mit ſeinen eigenen Zuſagen meinen überwinden zu können. Auch wollen wir den Herrn Kaiſer nicht allzu ſcharf beim Wort nehmen, wenn ſeine Erinnerung ſo weit zurück nicht reichen ſollte. Aber wiſſet, daß es im Bunde viele Zaghafte und Halbe giebt, die zu einem faulen Frieden drängen, weil ſie der Sache nicht im voraus ganz gewiß ſind, denen wird vor dem Prozeß am Kaiſerhof Angſt

werden. Sehen ſie nun aber des Kaiſers Siegel, ſo werden ſie Muth faſſen und mit uns durch Dünn und Dick gehen. Zu ſolchem Zweck iſt uns die Urkunde von großem Werth.“

Rath Sonnenberger überlegte ſich's noch eine Weile. Sein Herz wurde immer begehrlicher nach dem Häuflein Goldgulden. Er plauderte davon bei ſeiner Eheliebſten und hatte nun keine ruhige Stunde mehr. Der Thorner ſehe ſo ehrlich aus; es ſei gewiß alles in beſter Ordnung. Endlich widerſtand er nicht länger. Er ſelbſt ſchrieb den kaiſerlichen Brief mit verſtellter Hand und wußte ihn geſchickt in der römiſchen Kanzlei unterzuſchieben. Das Datum hatte er um zwölf Jahre zurück geſetzt.

Mit zitternder Hand händigte er Tileman vom Wege die Urkunde aus und ſtrich die Goldgulden ein, die als die „ordnungsmäßige Kanzleigebühr“ gezahlt wurden. Von ſeinen Genoſſen zog Tileman nur Auguſtin von der Schewe in's Geheimniß, um bei den Eidechſen für alle Fälle gedeckt zu ſein. Die andern erfuhren ſo viel, als der Bund erfahren ſollte. Das kaiſerliche Siegel, das ſie ſahen, war echt.

So begaben ſich nun die Bundesgeſandten, im Ganzen wohl zufrieden mit dem, was ſie ausgerichtet, auf den Heimweg.

Vor Thorn wurden ſie vom Rath feierlich eingeholt und von einer großen Menſchenmenge jubelnd bewillkommt. Man führte ſie auf's Rathhaus. Hier erſtattete Tileman den erſten Bericht. „Es iſt wohl eines halben

Landes werth," schloß er, „daß wir beim Kaiser gewesen. Denn jetzt haben wir volle Gewißheit, daß der Bund auch ferner bestehen wird. Wir haben jetzt den Beweis, daß er vor zwölf Jahren schon vom Kaiser bestätigt worden ist. Sehet hier sein Siegel. Darum seid guten Muthes."

Im Gespräch erzählte er lachend: „Ihr hättet dabei sein müssen, liebe Herren! Der Kaiser ließ uns an seiner Seite sitzen, des Ordens Abgesandte aber mußten stehen und wurden darob von einigen Fürsten verhöhnt."

Augustin fügte hinzu: „Man hat auch gehört, daß der Kaiser zum Deutschmeister gesagt hat: ihr Kreuzherren macht mir viel Unwillen; lasset ihr nicht davon, so wird für euch nichts Gutes daraus entstehen. Das war auch zu merken bei der Ordensgesandten Empfang. Der Vogt von Leipe fiel kreuzweis vor dem Kaiser nieder und bot ihm große Ehrengeschenke, von denen der hohe Herr doch nichts hat annehmen wollen."

Sie hatten sich diese Märlein auf der Reise ausgedacht, die Freude und den Muth der ihrigen zu nähren und zu stärken. Und so gab denn auch Ramschel von Krixen das seine zum Besten: „Wie wir in den Audienzsaal traten, stand der Kaiser auf, ging uns entgegen und bot uns freundlich die Hand. Wir durften zu ihm kommen, so oft wir wollten. Die Herren vom Orden mußten warten, bis sie vorgeladen wurden. Das Antworten ward ihnen mitunter sauer. Als sie einmal gar stockten und nichts gegen uns vorbringen konnten, hat

der Kaiſer ſich die Hand vor's Geſicht gehalten und hineingelacht."

Das alles erfuhr der Thorner Komthur, Herr Albrecht Kalb, von einigen guten Freunden des Ordens, ärgerte ſich ſchier blau über ſo unverſchämtes Gerede und berichtete dem Herrn Hochmeiſter Wort für Wort, was er gehört.

Dreizehntes Kapitel.

Der Spittler.

Herr Ludwig von Erlichshausen verbrachte auf seinem Schloß Marienburg viel unruhige Tage und Nächte. Des Regimentes Bürde war ihm schnell zu schwer geworden. Ueberall Achselzucken. Hier: wir kämen gern Ew. Gnaden Weisung zuvor, aber es fehlen die Mittel — schafft Geld! Und drüben: nicht einen Heller über unsre Pflicht! Gebt uns den Richttag mit ganzer Vollmacht über Herrschaft und Untersassen, nehmt uns in euren Rath auf als Vollwissende und Mitstimmende, dann wollen wir zusehen, wie wir dem Orden helfen. Wenn nicht — nicht!

Auch gegen Bartholomäus Blume war er mißtrauisch geworden, auf den er doch gemeint hatte, wie auf einen Felsen bauen zu können. Ursula, seine einzige Freude, war ihm genommen. Die Nachricht ihres plötzlichen Verschwindens hatte ihn bestürzt. Was war der Grund? Er hatte einen Boten nach Heilsberg geschickt, aber das Fräulein hatte nicht sprechen wollen. Es mußte etwas geschehen sein, das vor ihm geheim gehalten werden

ſollte. Er argwöhnte, der Bürgermeiſter habe dem Gerede der Leute nicht Stand gehalten. Nun wurde ihm auch die Verlobung Magdalenens mit Joſt vom Wege verdächtiger. Wie hatte Blume mit ſeinem ärgſten Feinde einen ſo engen Verkehr eingehen können? Sollte damit der Rücktritt Marienburgs zum Bunde vorbereitet werden? Verrätherei überall! Dann hatte ſich freilich das ganz Unvermuthete begeben, daß Joſt plötzlich abſprang und die Familie auf ganz unerhörte Weiſe bloßſtellte. Auch davon erkannte er die Urſache nicht; er war geneigt, an eine Rache Tilemans zu glauben, der erſt den Abtrünnigen durch die angeknüpfte Verbindung bei ſeinen eigenen Genoſſen verdächtigen und dann durch die jähe Löſung in's Herz treffen wollte. Wenn er ihn ſonſt gern zu ſich auf's Schloß entboten hatte, in faſt freundſchaftlichem Ton mit ihm Raths zu pflegen, ſo verhandelte er jetzt nur mit ihm und ſeiner Stadt in der ſteifen Geſchäftsform, die der Kanzlei geläufig war. Blume verſtehe ihn ſchon, meinte er. Es ward ihm doch nicht wohl bei dem Gedanken, daß ſelbſt auf ſeinen Marienburger Bürgermeiſter nicht mehr voll Verlaß ſei.

Als dann die Ritter von Wien zurückkehrten und die Ladung zum Rechtstage mitbrachten, konnte die Befriedigung darüber nicht groß ſein. Nun ſollte der Orden für eine würdige Vertretung ſorgen. Wie aber die gewaltigen Koſten aufbringen, an deren Erſtattung ſelbſt bei der günſtigſten Entſcheidung kaum zu hoffen war? Und wie dann gar von Thorn her gleich einem Blitzfeuer die Kunde durch das Land lief, die Bundesgeſandten

seien frohlockend eingezogen und behaupteten ein Dokument in der Hand zu haben, das die Bestätigung des Bundes durch den Kaiser beweise, der Komthur von Thorn die übermüthigen Reden mittheilte, und bald in allen Gebieten Tagfahrten abgehalten und Sammlungen veranstaltet wurden, als sei keine Herrschaft mehr im Lande, da schien dem Meister sein Geschick oft unerträglich. Ohnmächtig war sein bester Wille ohne der Brüder entschlossenen Beistand. Viele von ihnen standen schon in heimlichem Verkehr mit den Eidechsen. „Gebt den Orden auf," flüsterten ihnen dieselben zu, „und vertheilt seinen Besitz. Polen wird euch darin schützen. Wollt ihr nochmals Krieg mit der Republik? Er wird euch um das Letzte bringen. Unsere Sache ist eure Sache. Versäumt nicht die rechte Zeit!" Noch scheute man Verrath und Gewaltthat, aber in einzelnen Konventen wurden unheimliche Reden laut, wie sie früher unerhört gewesen, und man wagte die Trotzigen nicht zu strafen.

Eines Tages kam der Oberst-Spittler von Elbing herüber. Er hatte sich in der Marienburg nicht blicken lassen, weil er sich nicht gern gesehen glaubte. Erlichshausen hatte in der That Scheu vor ihm, wie vor seinem Gewissen; aber es gab doch auch im Orden keinen Mann, den er mehr achtete. Er wußte ihn unbestechlich durch Gunst oder Gut — arm, keusch und gehorsam, wie das Gelübde es wollte. So viele Feinde er hatte, niemand erdreistete sich ihm etwas übleres nachzusagen, als daß er zu stolz und zu strenge sei.

Er ließ sich beim Meister melden, kreuzte die Arme

über der Bruſt und ſagte: „Gnädigſter Herr, ich komme ungerufen, aber die Noth iſt wahrlich groß. Es wäre ſchwerſte Pflichtverſäumniß, wenn ich aus Feigheit, Euch zu mißfallen, länger ſchweigen wollte. Ich bitte, wollet Euch unſeres Ordens erbarmen, der in größter Gefahr!“

Erlichshauſen wies ihm einen Seſſel ſeinem Lehnſtuhl gegenüber. „Sprecht,“ ſagte er mit matter Stimme, „ich will Euch gern oder ungern hören, Bruder Reuß von Plauen. Aber ich vertraue, daß Ihr, wenn Ihr die Krankheit kennt, auch das Mittel zur Heilung zu wiſſen meint. Sonſt wär's unnützlich, uns mit dieſen Dingen zu bemühen, die uns, wie Ihr glauben mögt, auch ohnedies ſchon ſchwer bekümmern.“ Er ſchlug den Pelzrock über den Knieen zuſammen und ſteckte die Hände in die weiten Aermel.

Der Spittler beugte ſich vor, als ob er ſeinem Ohr näher kommen wollte, und antwortete mit ſcharfer Betonung: „Gnädigſter Herr, ich will rathen, Ihr möget beſchließen. Es giebt keinen Arzt, der helfen könnte, wenn ſein Mittel nicht angewandt wird. Das meine iſt bitter zu nehmen, aber ich vertraue, daß es helfen kann — ſo Gott will.“

„Sprecht alſo.“

„Wir wandeln gefahrvolle Wege, gnädigſter Herr. Zu welchem Ziel ſollen ſie uns führen? Der Orden hat den Herrn Kaiſer zu Hilfe gegen den Bund gerufen und ſoll nun einen Richterſpruch leiden. Kann er ſich ihm unterwerfen? Nimmermehr. Ihr hofft, er ſolle nach unſern Wünſchen fallen. Sei es ſo! Aber ein Richter-

ſpruch bleibt auch uns zu Gunſten ein Richterſpruch. Nicht mehr aus eigenem, aus abgeleitetem Recht ſind wie die Herren. Und was gewinnen wir? Wird uns der Kaiſer helfen, den Spruch zu vollſtrecken? Bauet nicht darauf. Man rüſtet dort ſchon für den Fall der Verurtheilung. Wozu alſo ein unwürdiges Spiel mit uns ſpielen laſſen? Kämpfen müſſen wir ſo und ſo. Warum alſo nicht ſogleich das Schwert ziehen und den Feind erwarten? Er iſt jetzt noch der Schwächere und ſelbſt mit ſchwachen Kräften werfen wir ihn über den Haufen."

Der Hochmeiſter ſeufzte. „Und wenn nicht? Ich will's nicht in Abrede ſtellen, der Kaiſer hat uns überraſcht. Nicht um unſere Klage vor den Richter zu bringen, haben wir ihm unſern Boten geſchickt, ſondern damit ſie die ungerechte Beſchwerde des andern Theils abwehren ſollten. Des Bundes Klage hat er in Wahrheit angenommen und uns den Rechtstag geſetzt, den wir nicht begehrten. Nun dürfen wir uns doch nicht zurückziehen, als ob wir ihn fürchteten. Es würde eine ſchwere Beleidigung der kaiſerlichen Majeſtät ſein, die uns nie verziehen werden könnte."

„Der Kaiſer hat dem Orden auch ſonſt ſchon gezürnt. Das bedeutet wenig, die Kurfürſten und Fürſten werden uns beiſtimmen, daß der Bund keine Partei ſein kann, der wir im Recht zu ſtehen ſchuldig. Noch liegt's in unſerm Willen, den Richter anzunehmen oder zurückzuweiſen. Ziehen wir den Kopf aus der Schlinge, ehe es zu ſpät iſt, und rühren wir den Arm! Es iſt des Herrn

Recht, den ungehorſamen Knecht zu züchtigen. Nimmer thu' er ſich die Schmach an, ihm vor den Richter zu folgen!"

Erlichshauſen hatte den Kopf geſenkt und die Augenlider halb geſchloſſen. Er rieb ſich die kalten Hände. „Lieber Getreuer," ſagte er, „Ihr meint's wahrlich gut. Was könnt's aber nützen, wenn ich Euch beiträte? Wir beide ändern nicht der Welt Lauf. Sind wir im Recht, wie können wir uns weigern, Recht zu nehmen von einem gerechten Richter? Der Kaiſer wird nicht in ſein eigen Fleiſch ſchneiden. Greifen ſie gegen ſeinen Spruch zu den Waffen, ſo ſind ſie Aufrührer und Rebellen in den Augen der ganzen Welt."

„Und wenn nicht in denen des Königs von Polen? Weiß man nicht, daß Gabriel von Baiſen und der Danziger Abundius Winter ſchon bei ihm geweſen ſind?"

Der Hochmeiſter ſchüttelte den Kopf. „An ſolche Büberei will ich nicht glauben, man zeigte mir denn den Pakt Schwarz auf Weiß. Ich bin kürzlich mit dem König zuſammengekommen unweit Thorn und er hat ſich mir in allem freundſchaftlich erzeigt. Wär' er aber auch falſch und hülfe den Verräthern gern, ſo kann er's doch nicht wagen als ein chriſtlicher Fürſt. Darauf vertraue ich. Laßt den Kaiſer für uns ſprechen und wir ſchieben noch einen ſtärkeren Riegel vor. So wollen wir nur noch ſorgen, am Kaiſerhofe gut vertreten zu ſein." Er hob plötzlich den Kopf und die rechte Hand mit vorgeſtrecktem Zeigefinger. „Keinen beſſeren Sprecher weiß ich mir im ganzen Orden zu finden, als Euch, Bruder

Spittler. Wäret Ihr nicht zu mir gekommen, hätt' ich Euch selbst aufgesucht. Ihr sollt des Ordens Kläger und des Bundes Ankläger sein!"

Plauen zuckte erschreckt mit den Wimpern. „Ich, gnädigster Herr, der ich von diesem Rechtsgange ganz abrathe —?"

„Ihr und grade deshalb. Ihr werdet am besten des Ordens Würde wahren und sein gutes Recht mannhaft vertheidigen. Nein, nein! Ihr dürft uns diese Reise nicht abschlagen."

Der Spittler ließ die Hand, die er zur Abwehr ausgestreckt hatte, auf's Neue sinken. „Ich sehe, meine Warnung ist umsonst," sagte er schmerzlich. „Seid Ihr aber gewillt, gnädigster Herr, Euch auf den schimpflichen Prozeß einzulassen, weil's doch nicht anders sein kann, so beschwör' ich Euch bei dem Herzen der gebenedeiten Jungfrau Maria, unserer Schutzherrin, und bei allem, was Euch sonst das Heiligste ist, thut diesem wüsten Treiben der Bündischen Einhalt, das des Landes Verderben sein muß. Sie mißbrauchen die Vollmacht, die ihnen leider der Kaiser ertheilt hat, auf unerhörte Weise. Nicht zum Prozeß rüsten sie, sondern zum Kriege. Sie ziehen im Lande umher und glossiren den kleinen Freien ihre Handfesten, also daß sie uns den Gehorsam aufsagen und zum Bunde treten. Die Widerspenstigen erklären sie für ehrlos und aus jeder Gemeinschaft. Die Danziger verbieten den ihrigen, den Marienburger Markt mit Waaren zu beziehen. Die Thorner versperren die Straßen gegen das Schloß hin mit Ketten und halten ihre Mann-

schaft unter Waffen, als müßten sie eines Angriffs gewärtig sein. Die Häupter des Bundes reisen in Polen umher und hetzen gegen uns. Schon sollen in Culmsee die Eidechsen auf Vorschlag Gabriels von Baisen beschlossen haben, auch polnische Herren in ihr Bündniß aufzunehmen. Das ist Landesverrath! Hans von Czegenberg, der sich eine Weile zurückhielt, wühlt jetzt um so eifriger für den Bund, Hans von Baisen spielt mit doppelten Karten. So ist alles in Auflösung. Wir aber sehen zu und thun nichts, unser Ansehen aufrecht zu halten. So sprechen wir uns selbst das Urtheil!"

Erlichshausen fühlte sich sichtlich beunruhigt. Er ließ das Kinn auf die Brust sinken und strich mit den Fingern die Stirn ab- und aufwärts wie in sorgenvollem Nachdenken. „Und was wäre da euer Rath, Bruder Plauen?" fragte er zögernd.

„Die That!" rief der Spittler, „endlich die That."

„Die That —?" wiederholte der Hochmeister bitter lächelnd. „Erwartet der Orden die von mir, dem er die Hand gebunden hat? Was versteht Ihr unter der That?"

Plauen sah ihn aus seinen großen blauen Augen recht treuherzig an. „Ew. Gnaden wollen nur die Hand heben," sagte er, „so wird sie nicht gebunden sein. Zeigt den Buben den strengen Herrn. Verbietet ihre Zusammenkünfte, ihre Sammlungen, treibt sie auseinander mit Waffengewalt — mit einem Wort: greift durch!"

„Und des Kaisers Brief?"

„Das hat der Kaiser nicht gewollt. Es ist eures

Amtes, darüber zu wachen, daß sein Wille nicht falsch gedeutet werde."

„Und wenn sie uns den Gehorsam verweigern?"

„Dann — —" Der Spittler erhob sich in seiner ganzen Länge und ballte die Faust um den Schwertgriff. „Dann schlagt sie nieder, wie tolle Hunde, damit wir selbst ungebissen bleiben! Es ist die höchste Zeit."

Der Hochmeister fächelte ein paarmal wie beschwichtigend mit der Hand. „Es sind ihrer zu viele," sagte er.

„Es sind wenige," entgegnete Plauen, „noch sind's wenige — man mag sie an den Fingern zählen. Aber laßt ihnen freien Zug, und sie bellen bald auf allen Straßen. Vielleicht ist's zur Zeit nur einer, der herausgehoben und unschädlich gemacht werden muß, damit die Ordnung zurückkehre. Den aber fasset mit scharfem Griff, und wenn er sich wehrt . . . Kopf ab!"

Erlichshausen riß die müden Augen auf. „Wen meint Ihr?"

„Tileman vom Wege."

Der Hochmeister erbleichte und stützte den Kopf gegen die Lehne des Sessels. „Tileman . . ."

„Er ist die Seele des Bundes, seine belebende Kraft. Löscht dieses Feuer aus, und der Brand wird in sich selbst ersticken. Gott mag mich strafen, wenn ich ihn unrecht beschuldige, aber ich will's ihm auf den Kopf sagen, daß es ihm nicht um des Landes Freiheit ist, sondern um des Ordens Verderben. Genug liegt gegen ihn vor, mit ihm zu verfahren, wie mit einem Hochverräther."

„Es kann ihm nichts bewieſen werden," antwortete Erlichshauſen, „und wollten wir ohne Beweis und ohne rechtes Gericht . . . Plauen, Plauen, wozu rathet Ihr in eurem Eifer für den Orden? Es war einer von eurem Geſchlecht, der vor vierzig Jahren . . . Ja, ja! Der Danziger Komthur Heinrich von Plauen, des Hochmeiſters Bruder — der fing Konrad Letzkow und Arnold Hecht, die Danziger Bürgermeiſter, und Barthel Groß, den Rathsherrn, auf dem Schloß und ließ ſie richten ohne Recht . . . Das iſt dem Orden unvergeſſen geblieben die lange Zeit und wird gegen ihn vorgebracht werden beim Kaiſer und in alle Zukunft unvergeſſen ſein. Denn Gewaltthat ſchreit zum Himmel. Sollen wir eine neue Schuld auf uns laden? Noch iſt die alte nicht geſühnt. Denn wahrlich! Der Bund iſt unſere Strafe."

Plauen wendete ſich verletzt ab. „Nie hätt' ich erwartet, ſolche Worte aus eines Hochmeiſters Munde zu vernehmen," ſagte er mit bitterem Ton. „Was damals geſchehen iſt, hüllt ſich in Dunkel. Ich muß glauben, daß den Verräthern ihr Recht geworden iſt. Hätte der Orden damals zwanzig ſolche Komthure gehabt, wie den von Danzig, er wäre jetzt nicht gezwungen, in des Kaiſers Gericht zu gehen."

„Darüber klagen wir nun umſonſt," erwiderte der Hochmeiſter. „Sorgen wir, daß wir's mit dem Richter nicht verderben, denn er hat Macht über uns. Keine Gewaltthat, Bruder Plauen, keine Gewaltthat! Wir dürfen den Kaiſer nicht erzürnen. Es ſoll nicht heißen,

daß wir unſere Unterthanen, gegen die wir Klage haben, in ihrer Vertheidigung beſchränken, oder daß wir ihren Angriff fürchten. Das brächt' uns ſchlechten Leumund. Lieber noch eine Weile ſolche Unbill tragen. Rüſtet Euch zur Reiſe, Bruder Plauen. Georg von Egloffſtein wird Euch begleiten; er weiß bereits am Kaiſerhof Beſcheid. Auch hoff' ich, daß der Biſchof Franziskus von Ermland die Prälaten in Wien vertreten wird. An einem tüchtigen Rechtsgelehrten ſoll's der Geſandtſchaft nicht fehlen. Es wird alles zum guten Ende kommen. Wir haben eine mächtige Patronin im Himmel, auf die wollen wir uns verlaſſen."

Er geleitete den Oberſtſpittler bis zur Thür. „Bet' und arbeite," murmelte derſelbe, als er durch den Korridor ſchritt. Er hatte nichts erreicht und kehrte ſorgenvoller, als er gekommen, nach Elbing zurück. Der Hochmeiſter aber freute ſich des guten Einfalls, Plauen das Botſchafteramt angetragen und dadurch am beſten zum Schweigen gebracht zu haben.

Bartholomäus Blume war die Verſtimmung ſeines ſonſt ſo gnädigen Herrn nicht entgangen. Sie bekümmerte ihn um ſo mehr, als er nichts dazu thun konnte, ſie zu heben. Aber er gehörte auch zu den Menſchen mit unerſchütterlich reinem Gewiſſen, die nicht das quälende Bedürfniß haben, ſich um ihre Rechtfertigung zu bemühen, da ſie vertrauen, daß ihnen die Zeit ganz von ſelbſt zu Hilfe kommen werde, wenn ſie ruhig ihren Weg fortſetzen.

Er ſelbſt hatte ſchwer gelitten. Es war ihm anfangs

ganz unmöglich erschienen, daß Jost sein Wort brechen, seine Braut und deren Elternhaus mit Schimpf beladen könnte. Als er dann doch daran glauben mußte, war es ihm auch sofort gewiß, daß er nicht länger der Bürgermeister von Marienburg bleiben dürfte. Er versammelte den Rath auf dem Rathhause, meldete selbst, was geschehen war, und erklärte, sein Amt niederzulegen, da er seinen Mitbürgern nicht zumuthen wolle, selbst ihres Oberhaupts wegen geschmäht und verlacht zu werden. Vielleicht sei er nicht ganz ohne Verschulden, da er aus Liebe zu seinem Kinde dem Gegner zu willig die Hand gereicht habe.

Da hatte sich nun aber gezeigt, wie fest er in der guten Meinung der Marienburger gewurzelt war. Nicht ein einziger von den Rathsverwandten hatte zugestimmt oder auch nur durch Schweigen sein Einverständniß zu verstehen gegeben. Tief empört über die Treulosigkeit des Junkers hatten sie alle wie aus einem Munde gerufen, das sei ein vorbedachter Streich Tileman's vom Wege gewesen, für den Austritt Marienburgs aus dem Bunde Rache zu nehmen. Der Stadt sei diese Schmach in ihrem Bürgermeister zugefügt, und die Stadt wolle sie für ihn auf sich nehmen. Wie er sich ihr allezeit treu und ehrenfest bewiesen, so bezeuge sie ihm jetzt gern und freudig ihren Dank. Den Triumph wolle man denn doch dem tückischen Gegner nicht gönnen, die Stadt und die ganze Ordenspartei um ihren besten und bravsten Vorkämpfer gebracht zu haben!

Da er standhaft geblieben war, hatten sie ihn wider seinen Willen einstimmig neu gewählt, und als er auch

jetzt noch bei seiner Weigerung blieb, die Gemeine verbottet, ihnen Beistand zu leisten. Den vereinten Bitten des Raths, der Schöffen und der Gewerke war es dann wirklich gelungen, seinen strengen Sinn zu beugen. „Wohl," hatte er tief bewegt gerufen, „ihr wollt es so und ich bin euch gehorsam. Ihr richtet mich auf, und ich will feststehen. Glaubet mir, daß diese Stunde meinem Gedächtniß treu bewahrt bleiben wird bis an mein Lebensende. Ich sage mich euch zu mit allem, was ich bin und habe. Gott soll mich prüfen, wenn es ihm gefällt!"

Auch die Frauen und Töchter der guten Bürger wetteiferten, Frau Christine und Magdalene ihre Anhänglichkeit zu beweisen und sie über das unverschuldete Mißgeschick hinwegzutrösten. Hier doch mit wenig Erfolg. Frau Christine freilich hatte es verstanden, den Gevatterinnen gegenüber Würde und Gleichmuth zu bewahren, aber an ihrem Herzen fraß um so gieriger das Leid des lieben Kindes, das gar nicht Vernunft annehmen wollte, sondern sich vor den Menschen versteckte und trüben Gedanken nachhing, allen Stolz vergessend. So war das bisher so fröhliche Haus still und düster geworden. Als wäre eine Schwerkranke darin, hüteten sich die Mägde, ein lautes Wort zu sprechen, die Tische und Bänke zu rücken und den Deckel der Truhen zuzuwerfen. Die Hausfrau verrichtete meist schweigend die Tagesarbeit, und Blume, wenn er zur Mahlzeit kam, oder sich Abends in den Stuhl am Ofen setzte, sah nur ernste und traurige Gesichter und hoffte vergeblich, durch ein

Gespräch nach alter Art zu erheitern und erheitert zu werden.

Magdalene war wirklich krank, recht krank. Man merkte es ihren fahlen Wangen, ihren matten Augen, ihren blutlosen Lippen, ihren kalten und oft zitternden Händen an. Sie hatte alle Eßlust verloren und war so von Kräften gekommen, daß sie nur noch mühsam über die Diele schlich und am liebsten ganz allein wie ein Häuflein Unglück auf der Bank im Winkel kauerte. Der Sommer war vorübergegangen, der Herbstregen hatte die Frauen längst wieder in's Stadthaus getrieben, aber Besserung wollte sich nicht zeigen. Eher wurde der Zustand von Tag zu Tage bedenklicher. Das Gemüth war krank, deshalb konnte der junge Leib nicht gesunden. Hätte sie nur Jost recht zürnen, Ursula eine Schuld aufbürden können. Aber das vermochte sie nicht. Es war ihr, als ob sie ihn immer fester in ihr Herz schließen müßte, das er nur wider seinen Willen so schwer betrübt; und auch Ursula traf ja kein Vorwurf, wenn sie solchen Zwang geübt hatte. Was konnte sie dafür, daß dieser Zauber von ihr ausging? Sie blieb ihre liebe, einzige Freundin. Nach ihr empfand sie Sehnsucht, gerade nach ihr. Es war, als meinte sie Jost näher und lieber zu sein, wenn ihre Gedanken an Ursula hingen.

Marcus fragte sie mitunter ganz leise, daß die Mutter es nicht hörte: „Hast Du Nachricht von Ursula?"

„Wie sollt' ich?" antwortete er jedesmal. „Das Waldhaus ist weit, und von den Bekannten verirrt sich

Keiner dahin. Auch möcht' ich ihn nicht beauftragen, und wenn's der beſte Freund wäre."

Ein Liebeszeichen hatte er doch empfangen, und es hielt ihn bei gutem Muth. Sechs Tage, nachdem Urſula verſchwunden, war der Hund, der ſie begleitet haben mußte, zurückgekehrt. Abgetrieben, mit wunden Füßen, halb verhungert. Um den Hals war ihm ein ſtrickartig zuſammengedrehtes Tüchelchen geknüpft, das Urſula getragen hatte. Darin war ein Zettel verſteckt, auf dem geſchrieben ſtand: „Folgen wir unſeres Herzens Rath, giebt es uns Gott früh oder ſpat." Der treue Hund hatte den Weg zu ſeinem Herrn zurückgefunden. Marcus konnte ſich's lebhaft vorſtellen, wie Urſula ihm das Halsband umgelegt, den Kopf zwiſchen ihre Hände genommen, den Mund an ſein Ohr gelegt und ihm ein Wort zugeflüſtert hatte, das er verſtand. Vielleicht nur das Wort: „Marcus!" Wie ſie's ſprach, hatte es ihn plötzlich an die Heimath erinnert. Sie konnte ja mit den Thieren ſprechen!

Einmal fragte Magdalene ihn: „Willſt Du denn Urſula noch länger warten laſſen? Sie wird irre an Dir werden."

„Das fürchte nicht," entgegnete er. „Sie wird wiſſen, daß es noch nicht die Zeit iſt. Ihre Glaube iſt ſtark, wie der meine."

„Aber warum zögerſt Du?" fragte ſie weiter. „Nimm auf mich keine Rückſicht — ich werde mich deines Glückes freuen, ſo viel ich kann. Wenn's Gott nicht ſo gewollt hätte, daß ihr beide einander liebtet . . . ich weiß nicht, was ich wünſchen könnte. So aber . . ." Sie wagte ſich nicht weiter.

Vierzehntes Kapitel.

Eine tiefe Wunde.

Eines Sonntags nach dem Kirchgang trat Marcus in seines Vaters Stübchen.

„Herr Vater," sagte er, „wollet mir's gütig nachsehen, wenn ich eine Bitte an Euch richte, die Euch vielleicht voreilig scheint. Ihr habt mich sonst wegen meiner Bedachtsamkeit belobt und gemeint, sie sei meinen Jahren voraus. Seid deshalb auch jetzt freundlich überzeugt, daß mich nicht die Ungeduld treibt."

Blume sah ihn etwas verwundert an. Es mußte sich um ganz absonderliche Dinge handeln, wenn Marcus das Gespräch so feierlich eröffnete. Auch glühten ihm die Wangen und die Stimme hatte einen zitternden Klang. Blume nahm seine Hand. „Aber was hast Du denn? Sprich ohne Scheu."

„Ich hab' Euch bisher treu gedient, Vater," fuhr Marcus fort, „wie es einem Hausſohn geziemt, und des Lohnes nicht geachtet. Hab' ich doch von dem Eurigen

nehmen können, soviel ich brauchte, und nie eine Sorge um das tägliche Brod gehabt. Nun aber bin ich, wie ihr wisset, kürzlich zu meinen Jahren gekommen und da schickt es sich wohl, daß ich auch meine Zukunft bedenke. Strebt doch ein jeder Vogel aus dem Nest, und wenn's ihm noch so warm wäre; er hat den Trieb, sich sein eigenes zu bauen. So ist's nun auch mein Wunsch, selbständig etwas zu leisten und zu erwerben. Deshalb frag' ich jetzt in allem Gehorsam an, wie Ihr über mich zu bestimmen gedenkt."

Der Alte musterte ihn eine Weile kopfschüttelnd. „Was ist denn das?" sagte er dann. „Ich hatte gemeint, wir würden zusammenbleiben, Marcus, bis an mein Ende. Hab' ich doch nur den einen Sohn. Alles, was ich besitze, bleibt Dir und Magdalene. Ich fürchte nicht, daß deine Schwester bei der Ausschichtung zu kurz kommen werde."

„Sprecht nicht davon," bat Marcus, seine Hand küssend. „Gott mag Euch ein langes Leben und gesegnetes Alter geben; er weiß, daß ich nichts vor der Zeit verlange. Nur darum ist mir's zu thun, Vater, daß ich für meine Arbeit ein Bestimmtes erhalte, worüber ich freie Verfügung habe, hier oder an anderer Stelle, wenn es sein muß. Am liebsten blieb ich bei Euch, wolltet Ihr mich nun in eurem städtischen Handelsgeschäft oder als Landwirth anstellen. Mögt Ihr mich aber so selbständig mit einem Theil des Eurigen nicht walten lassen, so gestattet, daß ich mir eine Pacht suche und helft mir mit eurem Rath dazu. Die Kreuzherren brau-

chen treue und arbeitſame Amtsleute; ſie haben zu Euch gutes Vertrauen und übertragen es wohl auch auf den Sohn. Es wird Euch, mein' ich, nur ein Wort koſten, mir eine herrſchaftliche Pacht zu verſchaffen, zumal wenn Ihr für mich Bürgſchaft leiſtet. Iſt's Euch aber nicht genehm, ſo will ich auch ſelbſt mein Heil verſuchen. Ich hoffe, daß man mich nicht abweiſt, wo man mich kennt oder erfährt, daß ich euer Sohn bin."

„Das iſt verwunderlich," ſagte Blume, das lange Haar hinter's Ohr ſtreichend. „So alſo haſt Du ſchon für alle Fälle vorgeſorgt. Weiß die Mutter davon?"

„Nein, Vater. Das iſt eine Sache, die Euch zuerſt angeht."

„Aber der Grund . . . ?"

Marcus blickte zur Erde. „Es iſt bisher nichts zwiſchen uns geſprochen, was darauf Bezug hat."

„Aber warum ſollt' ich Dich denn von mir laſſen? Deine Dienſte ſind mir werth. Wenn ich Dich halten kann . . . Sage mir, wie Du Dir's denkſt."

Marcus küßte wieder ſeine Hand. „Am liebſten übernähm' ich unſer Landgütchen vor der Stadt in eigene Wirthſchaft, Vater. Ihr kennt den Ertrag und mögt leicht berechnen, was ich Euch jährlich abgeben kann an Naturalien und Geld, um doch für mich noch das Auskommen zu behalten — für mich und . . ."

„Da kommt's nun alſo," rief der Alte lachend. „Geſteh's nur ein, Du denkſt an's Heirathen."

„Ja, Vater."

„Ein paar Jahre könntest Du Dich wohl noch gedulden.“

„Es soll auch nicht auf der Stelle geschehen.“

„Hm . . . Und hast Dir wohl gar schon etwas ausgesucht? Oder soll ich für Dich wählen?“

„Ich bin schon mit mir einig, Vater.“

„So, so. Und darf ich wissen —?“

Marcus sah auf, senkte den Blick und sah wieder auf. „Wißt Ihr's nicht schon?“ fragte er.

„Wie sollt' ich?“

„Ursula . . .“

Blume fuhr vom Stuhl in die Höhe. „Ursula —? Die Tochter der Waldfrau —?“

Marcus behauptete seine Ruhe. „Ich dachte wohl, daß es Euch zu Anfang erschrecken würde,“ sagte er, „wenn Ihr's nicht schon errathen hättet. Und daß Ihr's nicht errathen habt . . . Es mag euren Gedanken wohl ganz fernab gelegen haben. Aber wenn Ihr's nun freundlich erwägt, Vater . . . Giebt es auf der ganzen Welt ein schöneres und herzigeres Jungfräulein, als Ursula? Würdet Ihr sie nicht gern als eure Tochter annehmen, wenn sie . . .“

Er stockte. „Das ist's, das ist's,“ rief Blume. „Wie kann man darüber hin? Du bist verliebt — das ist begreiflich. Aber deine Frau . . .“

„Ich hab' ihr gesagt, daß ich sie liebe, Vater, und daß kein anderes Weib —“

„So? Das hast Du ihr gesagt! Und dann ist ja auch wohl nicht mehr daran zu rütteln und zu rühren?“

„Daran nicht, Vater.“

„Es ist noch nicht genug an dem Unheil, das schon über unser Haus gekommen ist! Sieh Magdalene an. Das Herz könnt' einem brechen vor Betrübniß und die Galle in's Blut gehen. So wie Du zu mir, so hat Jost zu seinem Vater gesprochen. Es sollte und mußte ja sein. Und als die Tollheit freie Bahn hatte . . . Was sage ich Dir das?“

Marcus richtete sich hoch auf. „Ich bin nicht der Junker Jost vom Wege, Vater.“

„Nein, aber Ursula . . . Du kennst mich, Marcus: ich schätze jeden Menschen nach seines Herzens Werth. Aber es giebt bürgerliche Verpflichtungen . . . Du verstehst mich.“

„Wer darf Ursula etwas anhängen?“

„Aber wer vermag für ihre ehrbare Abkunft gut zu stehen?“

„Ihr selbst habt sie in euer Haus aufgenommen, Vater.“

„Weil der Herr Hochmeister —“

„Ist der nicht ein vollgiltiger Zeuge?“

Der Bürgermeister seufzte. „Und wie hat sie's uns vergolten? Bei Nacht und Nebel ist sie fortgelaufen.“

„Vater —! Ihr wißt nicht, wie ungerecht euer Vorwurf ist.“

„Marcus, Marcus!“ rief Blume, „wie ich Dich kenne, ist dein Entschluß unwandelbar. Was soll ich thun, daß ich nicht auch Dich verliere? Du bist ein Mann und wirst

handeln wie ein Mann, dem nicht zu rathen iſt. Mich aber zwingſt Du zu deiner Wahl —“

„Nein, Vater, das ſoll nicht geſchehen. Laßt mich fort, ſo wird es heißen, ich ſei gegangen, weil Ihr nicht billigen konntet, was ich plante. Niemand wird Euch eine Schuld aufbürden an meiner Thorheit. Nur euren väterlichen Segen verſagt uns nicht.“

Blume drückte ſeine Hand. „Was ich thue, ſoll nicht halb gethan ſein. Längſt ſchon hab' ich im Sinn, Dir das Gütchen zu überlaſſen, das ich doch einem Fremden vertrauen müßte, wenn Du ihm nicht der Wirth ſein wollteſt. Denn meine Zeit reicht nicht dafür. Freilich hatt' ich gehofft, daß dort eine Frau . . . Aber laß mich's mit der Mutter überlegen, Marcus — ſie liebt ihren Sohn und iſt dem Mädchen wohlgeneigt. Erſcheint ihr dein Wunſch unklug, ſo iſt er's gewiß. Dann ſieh zu, wie Du ſie umſtimmſt.“

Er war's zufrieden. Da zeigte ſich's nun, daß Frau Chriſtine anfangs noch viel eifriger entgegenſprach, als der Vater. Nimmer könne Urſula eine gutbürgerliche Hausfrau werden. Wie ſie in der Wildniß aufgewachſen ſei, ſo werde ſie auch immer zur Wildniß zurückſtreben und ſich nur wohl fühlen in voller Ungebundenheit. Sie habe etwas von der Art der Zigeuner, die manchmal von Ungarn her über die polniſche Grenze kämen und durch das Land ſchweiften. Gerade ſo habe ſie das Haar getragen und in ihrem bunten Putz auf dem kleinen Pferde geſeſſen. Vielleicht ſei ein Edelfräulein an ihr verdorben, aber zur Frau eines kleinſtädtiſchen Bürgers paſſe ſie nimmer.

Sie redete ſich ſo eifrig in den Widerſpruch hinein, daß Bartholomäus ſelbſt lächeln mußte. Wer ſie jetzt gehört hätte, würde ſich's gar nicht haben zuſammenreimen können, daß ſie früher ſo mütterlich für das fremde Kind geſorgt, wie ſie's für die eigene Tochter nicht beſſer konnte. Marcus bedrängte ſie denn auch durchaus nicht mit Bitten, ſondern ließ ihr Zeit, ihre Bedenken ſelbſt herabzumindern und ſich an den Gedanken zu gewöhnen, am Ende doch wohl nachgeben zu müſſen. Magdalene nahm ſich bei ihr der Freundin an. Keine liebere Schwägerin könne ſie ſich denken. Aber Frau Chriſtine war diesmal hartnäckig. Gegen Urſula ſelbſt, gab ſie nun zu, habe ſie eigentlich nicht ſo viel; wenn ſie in eines tüchtigen Mannes Erziehung komme, könne der ihr manche Unart abgewöhnen, die ihm ja ſelbſt verdrießlich ſein und unleidlich ſcheinen müſſe. Aber wie dürfe man ſich eine Schwiegertochter gefallen laſſen, die vielleicht nicht einmal ordentlich in's Kirchenbuch eingetragen werden könne. Wer ſei denn eigentlich die Waldfrau, ihre Mutter? Könne ſie ihre Wittwenſchaft nachweiſen, oder lebe ihr Mann noch, oder ... Sie bekreuzte ſich dreimal. Es gehe ſie ſonſt wenig an, weſſen Kind Urſula ſei, und ſie wolle ihr's auch nicht nachtragen, wenn's bei ihrer Geburt nicht ganz nach der Ordnung zugegangen ſein ſollte — denn was könne das arme Mädchen dafür? Aber ihres Sohnes Ehefrau dürfe keinen Makel an ſich tragen; darunter würde die ganze ehrſame Familie leiden und ſich nie wieder davon erholen können. So ſehr ſie ihn liebe, nie würde ſie ſein Haus betreten, wenn ſie ſich der Schwieger-

tochter zu schämen habe. Das sei sie ihrem Manne schuldig. Ehe daher nicht Klarheit in diese dunkeln Verhältnisse gebracht sei, solle man ihr von der Sache nicht sprechen.

Blume mußte ihr beitreten und Marcus, wenn er auch diesen Umständen für sich selbst gar kein Gewicht beilegte oder in Zukunft beizulegen entschlossen war, wußte doch zu gut, daß seiner Mutter Meinung die allgemeine Billigung finden würde, um auch nur eine Widerlegung zu versuchen. Er entgegnete daher nur, Frau Regina scheine allerdings ein Geheimniß hüten zu wollen, das sie vielleicht auch nöthige, den Schleier über Ursula zu breiten. Aber die Befürchtungen, wie sie die Mutter hege, seien gewiß ungerecht. Er glaube zuversichtlich, daß Frau Regina solche Versicherungen geben könne, die auch ihrer ängstlichsten Prüfung genügen würden. Es solle ihm nur erlaubt sein, die Waldfrau zu befragen; sicher werde sie nicht einmal darauf warten, sondern ihm mit einer Eröffnung entgegenkommen, sobald sie erfahre, daß er Ursula zu seinem Weibe begehre.

Nun aber hielt es Frau Christine in ihrer mütterlichen Sorge doch für bedenklich, auf diese Möglichkeit hin den Sohn seine Werbung anbringen zu lassen. Treffe er erst wieder mit Ursula zusammen, so dürfe er sich's selbst kaum noch zumuthen, unbefangen Erkundigungen einzuziehen und nach deren Ergebniß zu handeln. Endlich erklärte der Bürgermeister, er habe die Sache nach allen Richtungen erwogen und sei bereit, für seinen einzigen Sohn zu thun, was Freundespflicht sei. Er selbst

wolle in die Wildniß hinter Heilsberg, mit Frau Regina zu verhandeln. Marcus dürfe sich auf ihn verlassen, daß er seinen Wünschen nicht abstreben, sondern ihm ein gewissenhafter Sachwalter sein werde.

Davon war denn auch der Sohn überzeugt. Freilich wäre er lieber selbst gereist, aber doch nur, um Ursula wiederzusehen. Er mußte sich's im Stillen zugeben, daß diesmal der Mutter Mißtrauen in seine Geschäftsklugheit wohl gerechtfertigt sei. Dem Vater dankte er mit knappen aber warmen und aufrichtigen Worten. Nun aber gefiel's anfangs Frau Christine wenig, daß Barthel, „doch auch nicht mehr der jüngsten einer," zu dieser späten Jahreszeit auf die Landstraße hinaus und gar in die Wildniß sollte. Am liebsten wäre sie eigentlich selbst gereist, da sie meinte, ein Mann komme solchen Dingen doch schwerlich recht auf den Grund und habe den Weibsen gegenüber einen gefährlichen Stand. Das sagte ihr denn auch Blume lachend geradeaus. Die Jahreszeit sei ihm gar nicht so uneben, da er zu Hause wenig versäume; die Wege wären noch nicht grundlos, und gegen plötzlichen Frost könne man sich mit Pelzen vorsehen. „Ich merke schon," sagte die Frau, „bei Dir hat Ursula einen Stein im Bret. Sie ist eine rechte Hexe. Nun — zuwider will ich ihr auch nicht sein, wenn sich sonst alles richtig findet."

Jetzt fiel ihr auch ein, daß Barthel bei Frau Regine gut anfragen könne, ob sie nicht ein Kräutlein oder sonstige Arzenei wüßte, die Magdalenen helfen könnten. Sie solle sich ja so vielen wunderthätig bewiesen haben. Hier

verzage sie schon an aller ärztlichen Hilfe. Dies griff die Kranke auf. „Laßt mich den Vater begleiten," bat sie. „Wie soll die Waldfrau meinen Zustand aus der Beschreibung erkennen? Wenn sie mich aber sieht, mag es ihr wohl durch ein geheimes Mittel gelingen, mich wieder zu Kräften zu bringen, daß ich euch nicht so sehr zur Last falle." Bei sich selbst dachte sie, das müßte in der That ein wundersames Mittel sein, durch das ihres Herzens Kummer besänftigt werden könnte; ihren Leib wünschte sie nur recht bald aufgezehrt, wenn sie's auch nicht sagte. Sie sehnte sich aber nach Ursula, die doch allein wußte, was ihr geschehen war und allein mit ihr zu fühlen vermochte. Auch meinte sie Marcus nützlich sein zu können.

Es dauerte mehrere Tage, bis Frau Christine sich an diesen Gedanken hinreichend gewöhnt hatte, um ihn überhaupt ernst zu nehmen. Wenn sie freilich ihr armes Kind betrachtete — die großen fieberhaft glänzenden Augen und die eingefallenen Wangen und die abgemagerten Hände, die immer kalter Schweiß bedeckte — wenn sie die matte keuchende Stimme vernahm und das früher so blühende Mädchen langsam an der Wand hinschleichen sah, dann war doch die Frage nicht abzuweisen, ob je wieder eine so gute Gelegenheit wiederkehren möchte, ihre liebe Kranke der heilkundigen Frau zuzuführen.

So fand sie sich schließlich darein und war nun nur noch darauf bedacht, Lebensmittel für die Reise einzupacken und warme Kleider zusammenzutragen. Marcus rüstete den Wagen, half selbst die Achsen mit Theer ein-

ſchmieren, band das Erbſenſtroh zum Rückſitz feſt ein, befeſtigte einige Tonnenreifen zu beiden Seiten am Geſtell und ſpannte einen Plan von grober Leinewand darüber Nur von vorn über die Deichſel und den Sitz des Knechtes hin konnte man einkriechen, ſaß dann aber gegen Wind und Regen ziemlich geſchützt. Die Fahrt verſprach langwierig zu werden, da meiſt nur im Schritt vorwärts zu kommen ſein konnte. —

Nach acht Tagen kehrte Blume zurück — allein. Frau Chriſtine fürchtete gleich das Schlimmſte, als ſie ihr Kind vermißte, obgleich ihres Mannes freundliche Augen ſie hätten belehren können, daß ſie ohne Grund erſchrecke. „Frau Regine und Urſula laſſen ihre Grüße beſtellen," ſagte er, „und dringend um die Erlaubniß bitten, Magdalene noch eine Weile unter ihrer Obhut behalten zu dürfen, bis ſie ganz geneſen."

„Und das Lenchen wollte . . ."

„Mit Freuden. Schon unterwegs war ſie friſcher und munterer als hier zu Hauſe, wo ſie doch immer an ihr Leid erinnert wird, und unter Urſula's zärtlicher Pflege lebte ſie ganz auf. Den erſten Tag wenigſtens; am zweiten ließ ſie ſchon merklich den Kopf hängen. Aber es quälte ſie auch, daß Du ſie verkennen könnteſt, als wüßte ſie Dir nicht genug Dank für alle deine Mühe und Sorge, und es fehlte nicht viel, daß ſie mich doch wieder begleitete."

„Das wäre auch das Klügſte geweſen. Es iſt mir unbegreiflich —"

„Das ſage nicht, Chriſtine, das ſage nicht," unter-

„Nicht in ihrer Macht —?“ Marcus wurde weiß wie die Wand. „Und wer —?“

„Sie verwies mich an den Herrn Hochmeister.“

Der Sohn sah ihn wie träumend an. „Verwies Euch — an den Herrn Hochmeister . . .?“

„Ja. Seine Erlaubniß sei erforderlich. Nie werde sie ohne dieselbe handeln.“

„Aus welchem Grunde aber?“ frägte Frau Christine.

Er zuckte die Achseln. „Das war nicht herauszubringen. Sie betrachte ihn als den Vormund, der Macht über das Kind habe. Mehr erfuhr ich nicht.“

„Und wer ist sie — wer ist Ursula —?“

„Darüber verweigerte sie jede Auskunft selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Der Herr Hochmeister könne sprechen, wenn er wolle.“

„Der Herr Hochmeister!“

„Das war ihr einziges Wort. Sie bat mich, nicht weiter nachzuforschen. Es hätte auch wenig genutzt. Aber so steht's nun. Wir wissen nicht mehr, als vorhin. Die Reise ist umsonst gewesen.“

„Doch nicht, Vater!“ rief Marcus, seine Hand ergreifend und lebhaft schüttelnd. „Von des Herrn Hochmeisters Zustimmung soll's abhängen . . . Gut! Wie kann er sie verweigern, wenn Ursula mich liebt? Er ist ein gütiger, gnädiger Herr und Euch zu Dank verpflichtet, Vater; ich weiß, daß er auch von mir gut denkt. So ist mir nicht bange —“

„Wie? Du wolltest . . .?“

„Den Weg gehen, den Frau Regina mir gewiesen hat.“

„Und wenn der Hochmeister wirklich . . . Was bedeutet sein Jawort, wenn er nicht zugleich das Geheimniß von Ursula's Geburt . . ."

„Wenn ich aus des Fürsten Hand mein Weib empfange — ist Euch das nicht Ehre genug, Vater?"

Blume schüttelte langsam den Kopf. „Ich weiß nicht. Ist Dir's unter allen Umständen Ehre genug?"

„Ich brauche sie nicht," rief Marcus, „Ursula bedarf in meinen Augen keines Zeugnisses ihrer Unbescholtenheit!"

„Aber in den Augen deiner Mitbürger —"

„Sie mögen mich verleugnen, wenn sie den Muth haben!"

„Das sind thörichte Reden, lieber Sohn," sagte Frau Christine, zwischen sie tretend. „Erzürne nicht den Vater, der wahrlich große Mühe für Dich aufgewendet hat und gewiß gern auch weiter aufwendete, wenn deine Wünsche erfüllbar wären. Sie sind's nicht. Ueber unser Haus ist schon schweres Unglück gekommen durch den Schimpf, den ihm Jost angethan hat; aber wir tragen ihn nicht durch eigene Schuld, und die Bürger unserer Stadt werfen ihn ab auf den Buben selbst. Dafür schulden wir ihnen großen Dank. Wie sollten wir ihnen jetzt dies bieten? Dem geringsten Bürger wär's eine Unehre, seines Weibes Vater nicht nennen zu können. Des Bürgermeisters Sohn darf sich soweit nicht vergessen. Ich will nicht behaupten, was ich nicht beweisen kann; aber welcher Art dieses Geheimniß ist, das läßt sich nun wohl errathen, darum sei verständig und schaffe Dir nicht selbst noch schwereres Herzeleid durch thörichte Beharrlichkeit."

Sie ſtreichelte ihm die Wange und küßte ihn auf die Stirn, indem ſie ſeinen Kopf ein wenig niederzog. Marcus ſchwieg und ging hinaus. Es ſtürmte zu heftig in ihm, und er behielt nur noch gerade ſo viel Beſonnenheit, ſich zu ſagen, daß ein unehrerbietiges Wort alles verderben müßte. Aber er war weit entfernt nachzugeben. Sein ganzes Denken richtete ſich nur darauf, wie er ohne des Vaters weiteren Beiſtand zum Ziel gelangen könne.

Am andern Morgen kleidete er ſich feiertagsmäßig an und begab ſich auf's Schloß. Die Thürhüter kannten ihn und ließen ihn unangefochten durch bis zu des Meiſters Vorgemach. Hier freilich mußte er lange warten, bis der Hauskomthur auch nur nach ſeinem Begehr fragte. Denn der Oberſt-Marſchall und der Treßler waren drinnen, und es trafen fortwährend Boten ein, die meiſt in Eile abgefertigt werden mußten. Die Wogen gingen einmal wieder hoch. Lande und Städte waren vollzählig in Marienwerder verſammelt, wählten die Sendboten an den Kaiſer, ſchrieben einen Kopfſchoß aus, den die Bündiſchen ſelbſt auf zweimalhunderttauſend Gulden veranſchlagten, und waren eifrig bemüht ihn trotz des Hochmeiſters Proteſt einzuziehen, was doch an vielen Orten nicht ohne Gewaltthätigkeit gelang. Sie prahlten mit des Kaiſers Ermächtigungen und wollten jeden, der nach Thorn käme, auf dem Rathhaus ſeine Genehmigung des Bundes ſehen laſſen. Man müſſe das Dokument unter Schloß und Riegel halten, weil es ſonſt vor des Ordens Beamten nicht ſicher ſei. Erlichshauſen machte einen letzten Vor-

ſchlag wegen des Richttages. So weit er aber auch allen gerechten Wünſchen entgegenkam, er ſchien alles Vertrauen eingebüßt zu haben, ſo daß man auf der andern Seite nicht einmal mehr ernſtlich darüber verhandelte, um ſo fleißiger aber alle Klagen über den Orden ſammelte und in Artikel brachte, den berühmten Advokaten Meiſter Martin Mayer aus Nürnberg zu informiren, der des Bundes Vertheidigung übernommen hatte. Tileman vom Wege erklärte jeden Verſuch der Ausſöhnung für verſpätet. Er hatte keck geſprochen: „Was wähnen Sie? Wollen ſie uns auf dem Haupte taufen? Nein, ſie haben nicht Reue an uns gefunden.“ Dem Hochmeiſter war's berichtet worden; er wußte, daß er ſich von dieſem Manne nichts Gutes verſehen konnte, und wagte doch nicht des Spittlers Rath zu folgen. Es könnte etwas an's Licht kommen, fürchtete er, das in Nacht begraben ſein müßte. Aus allen Schlöſſern fragten die Komthure an, ob ſie die Erhebung des Schoſſes geſtatten dürften oder mit Gewalt hindern ſollten. Der Beſcheid mußte ſchnell ertheilt werden, und guter Rath war theuer. Dem Hochmeiſter glühte die Stirn. Was ſein getreuer Albrecht Kalb aus Thorn berichtete, konnte ihm am mindeſten gefallen. Der Münzmeiſter war der Stadt verhaßt und kam in Gefahr des Lebens; die Werkmeiſter der Wollenweber in der Altſtadt trachteten danach, denen in der Neuſtadt das Handwerk zu legen. Das war die Strafe für den Abfall vom Bunde.

Es lag da noch ein Zettel bei, der lautete: „Gar ehrwürdiger, lieber Herr Hochmeiſter, ich verſehe mich,

daß die Sendboten in kurzem ausziehen werden; wenn es Eure Gnade mit Fuge so anstellen könnte, so deuchte mich, es wäre gut, daß die Bösewichter niedergelegt würden auf ihrem Auszuge, die so viel Bosheit und Unehre auf unseren Orden gedichtet haben." Darüber erschrack Erlichshausen und wollte den Zettel unterdrücken. Exdorf hatte ihn aber schon gelesen, schlug in die Hände und sprach: „Das ist ein kluges Wort! Man sollte es wohl bedenken." Der Hochmeister aber schüttelte entrüstet das schwere Haupt. „Man soll's unbedacht lassen," entgegnete er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, „und sich hüten, es unter die Leute zu bringen. Was will der Hitzkopf? Der Kaiser hat beide Theile geladen. Es brächte uns in Ewigkeit Schande, suchten wir uns so unserer Gegner zu entledigen." Der Marschall widersprach. „Nein, nein und aber nein!" rief der Meister zornig. „Wir wollen allezeit ehrlich zu Werke gehen, daß wir Ehre verdienen. Nie wieder soll von solchem Anschlag in meiner Gegenwart die Rede sein!" Exdorf zischte durch die Zahnlücken. Er sagte nichts weiter, aber er dachte allerlei.

Als die Herren dann endlich entlassen waren und Erlichshausen meinte für diesen Tag Ruhe zu haben, meldete der Hauskomthur Marcus Blume. „Was will er?" fragte der Meister verdrießlich. „Fertigt ihn draußen ab." Das sei schon vergeblich versucht worden, versicherte der Komthur. Der junge Mann sei hartnäckig und bleibe dabei, daß er den gnädigen Herrn unter vier Augen sprechen müsse. Nun erging der Befehl, ihn einzulassen;

aber er wurde recht mürrisch ertheilt, und der Alte raunte denn auch Marcus zu: „Tretet ein, doch wäret Ihr besser zu anderer Stunde gekommen.“

Marcus fiel dem Hochmeister zu Füßen, hob den Saum seines langen Gewandes und zog ihn an die Lippen. „Verzeiht, gnädigster Herr —“ stammelte er sehr erregt.

„Mach's kurz,“ sagte Erlichshausen. „Schickt Dich dein Vater, mir zu melden, daß Marienburg wieder zum Bunde zurückgetreten ist? Es sollt' mich nicht wundern. Es wundert mich nichts mehr in der Welt. Ist er mit Tileman vom Wege versöhnt? Wann giebt's Hochzeit?“

„O, nichts davon, mein gnädigster Herr,“ antwortete Marcus, durch diese Anrede noch mehr verwirrt. „Wie sollte mein Vater . . .? Er ist Ew. Gnaden treuester Mann. Und die Stadt Marienburg . . .“

„So steh' auf und sprich, was Dich zu mir führt.“ Das klang etwas gütiger. Er ließ die Hand über die Stirn gleiten, richtete sie plötzlich wie ein Dach über die Augen und fuhr fort: „Ah —! Bringst Du Nachricht von Ursula?“

„Es betrifft sie,“ sagte Marcus, nochmals den Pelzbesatz seines Rockes küssend, sich dann erhebend und in ehrfurchtsvolle Entfernung zurücktretend.

„Geht es ihr wohl?“

„Ich hoffe es.“

„So sahst Du sie nicht?“

„Ich nicht, aber mein Vater —“

„Dein Vater? Was hat er bei den Ermländiſchen zu thun?“

„Mißtraut ihm nicht, gnädigſter Herr. Er reiſte auf meine Bitte zur Frau Regina . . . ihrer Tochter wegen . . .“

Der Hochmeiſter ſah ihn mit einem überraſchten, dann ſcharf durchdringenden Blick an. „Auf deine Bitte — Urſula's wegen? Was ſoll das?“

„Gnädigſter Herr,“ ſagte Marcus, die Hände faltend, „ich darf's Ew. Gnaden nicht vorenthalten: ich liebe Urſula mehr als mich ſelbſt und kann von ihr nicht laſſen.“

„Und ſie —?“

„Sie hat mir geſtanden, daß ſie mir von Herzen gut ſei, ſchon hier in Marienburg —“

Der Hochmeiſter ſchlug eine kurze Lache an. „So, ſo! Ihr ſeid alſo einig. Und dein Vater ging als Brautwerber, und Frau Regina . . . Nun? Sie iſt die Mutter. War ſie einverſtanden? Weshalb kommſt Du zu mir?“

„Gnädigſter Herr, ich muß wohl. Denn Frau Regina verwies mich an Eure Gnade.“

Erlichshauſen fuhr erſchreckt auf. „Wie? Sie hat deinem Vater geſagt . . .“

„Nichts, gnädigſter Herr. Das iſt ja eben meines Kommens Grund. Nicht die mindeſte Auskunft hat ſie geben wollen über ſich und ihr Kind. Das ſtehe allein bei Eurer Gnade. Auch ob Urſula mir angehören dürfe — das vornehmlich. Denn Ihr ſeiet des Kindes Vormund. Und ſo tret' ich Euch nun an mit flehentlicher

Bitte, gnädigſter Herr, verſagt mir Eures Mündels Hand nicht und gebt eine Aufklärung über des lieben Mädchens Stand, die meinen Eltern und den Trauzeugen genügen darf."

„Auch das noch!" fiel der Hochmeiſter bitter lachend ein. „Du biſt ſo keck, das Auge zur Sonne zu erheben, und fragſt dann noch, mit welchem Recht ſie leuchte?"

„Nicht ich, gnädigſter Herr —"

„Wer biſt Du, daß Du es wagen darfſt, mit ſolchem Begehren vor deinen Fürſten zu treten? Wenn ich Macht habe über Urſula, wie ihre Mutter bezeugt, iſt Dir das nicht ſchon eine Weiſung zur Abkehr von allzu dreiſten Wünſchen? Wer darf bei mir um ſie werben, als ein Edelmann? Und vielleicht wär' auch der noch zu gering für des deutſchen Ordensmeiſters Schützling."

Marcus war erblaßt. Aengſtlich richteten ſich ſeine Blicke auf des Fürſten Lippen; jedes Wort ſchien ihm einen Stich in's Herz zu geben. „Gnädigſter Herr," ſagte er, „ich bin nur eines Bürgers Sohn und habe nichts zu bieten als einen ehrlichen Namen und ein geringes Gut, das ich dem Vater verdanke — aber fragt Urſula, ob ein Vornehmerer je ihrem Herzen näher ſtehen kann. Und wenn's der Vornehmſte wäre, ich wollt' ihm meinen Platz nicht abtreten. Einen Treueren mag ſie auf der Welt nicht finden."

Erlichshauſen ſchien eine Minute zu überlegen. Dabei muſterte er ihn wiederholt mit langſam hinſchweifendem Blick von Kopf bis Füßen. Die kräftige Geſtalt, die hohe Bruſt, die breite Schulter, das offene Geſicht

mit den gutmüthigen, treuherzigen Augen erregten ſichtlich ſein Wohlgefallen, wie früher ſchon ſo oft. Er erinnerte ſich ... Ja! Marcus Blume war's ja geweſen, der Urſula aus der Gewalt des räuberiſchen Bruders gerettet. Und da auf der freien Stirn hatte ſich auch die Narbe ſcharf geröthet. Marcus Blume ... Er faßte mit der Hand den lockigen, röthlich grauen Bart und ließ ihn mehrmals durch die Finger gleiten. Jetzt konnte er ſich einen treuen Mann für's Leben gewinnen — und des Kindes Dank ... Urſula liebte ihn. Aber wenn er ſeine Einwilligung gab, war's damit geſchehen? Marcus hatte ſchon angedeutet ... Nein, das genügte wahrſcheinlich noch nicht. Und was der Bürgerſtolz forderte ... „Warum kam dein Vater nicht," fragte er, wieder die Stirn finſter ziehend, in murmelndem Ton. „Bartholomäus Blume fand doch ſonſt den Weg in's Schloß. Iſt er einverſtanden mit deiner Werbung?"

In Marcus' Augen leuchtete ein Strahl von Hoffnung auf. „Wenn Ew. Gnaden ihn verſichern wollen, daß Urſula —"

„Wenn — wenn!" rief der Hochmeiſter ſchneidend hinein. „Ich will nichts hören von ſolchem Wenn. Es iſt eine Unverſchämtheit, mir die Bedingung vorzuſchreiben, mich zum Sprechen zu nöthigen, wenn ich ſchweigen will. Wenn — wenn! Darum kommt er nicht? Darum ſchickt er Dich ..."

„Er ſchickt mich nicht, gnädigſter Herr," ſagte Marcus ganz mit gewohnter Ruhe und Sicherheit. „Er weiß nicht einmal, daß ich zu Euch gegangen bin. Er wird

vielleicht zürnen, wenn er's erfährt. Denn so treu er Euch ist, so stolz ist er auch. Nein, aus eigenem Antrieb bin ich hergegangen und vor Euer Angesicht getreten, und auf mich will ich Ew. Gnaden Antwort nehmen. Mir genügt ein gerades Ja. Das Andere mag verschwiegen bleiben. Ungern miss' ich der Eltern Segen — aber von Ursula kann ich nicht lassen. So will ich denn zusehen, wie ich mir aus eigener Kraft ein Haus baue, in das ich mein liebes Weib führe. Ich vertraue, daß ich mir mit der Zeit doch ihre Verzeihung gewinne. Euer Gnaden kurzes Ja kann ich aber nach der Waldfrau Willen nicht entbehren."

Und wieder überlegte Erlichshausen — diesmal noch länger, Marcus schien's eine Ewigkeit. Jetzt hätte er das Ja sprechen mögen, so tapfer es von ihm gefordert wurde. Aber da standen auch schon die Folgen klar vor seinen Augen: das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn, eine lange Irrfahrt, kümmerlicher Erwerb — und dann Ursula nicht einmal voll angesehen als sein Eheweib ... Ob er sprach, oder ob er schwieg, es war immer derselbe Erfolg. Er seufzte tief in sich hinein. Wie durfte er sprechen? Aber dann war auch das Andere unmöglich — er durfte Marcus, den er lieb gewonnen, nicht zu einer Thorheit verleiten, Ursula nicht der sorgenvollsten Zukunft entgegentreiben. Lieber einen augenblicklichen Schmerz ...

Ja, so mußte es geschehen. Er richtete den Kopf auf und blickte mit der Miene eines vornehmen Mannes, der nur die genau erforderliche Höflichkeit erweisen will,

auf den Bittſteller hinab. „Schlage Dir's aus dem Sinn, mein Sohn," ſagte er; „deine Wünſche fliegen zu hoch. Das hätte Dir Frau Regina gleich antworten können! aber ich will's ihr nicht übel deuten, daß ſie Dich an mich gewieſen hat: ſie kennt Dich als brav und iſt Dir Dank ſchuldig, deshalb hat ſie Dich nicht kränken wollen. Das will auch ich nicht; was ich gehört habe, bleibt unter uns. Du haſt Dir zu viel zugetraut — das mag ich der Jugend und Unerfahrenheit nicht verargen. Urſula aber . . . Ich habe andere Pläne für ihre Zukunft. Sie ſoll nach Deutſchland zu meiner Familie. So bald die Wirren hier mir Muße geben, an mich ſelbſt zu denken, ſchicke ich das Fräulein dorthin. Es war längſt beſchloſſen."

Marcus hielt ſich kaum auf ſeinen Füßen. „Gnädigſter Herr —" rief er außer ſich, „gnädigſter Herr! Seid ſo grauſam nicht, zwei Herzen zu trennen —"

„Du haſt deinen Beſcheid," fiel der Hochmeiſter ſtreng ein und winkte ihm unwillig mit der Hand, ſich zu entfernen.

Dem armen Burſchen ſchoſſen die Thränen in die Augen. Er wollte noch einen Fußfall wagen. Aber bei der erſten Bewegung trat der hohe Herr zurück und wendete ihm den Rücken. „O Gott — Gott!" ſtöhnte er und verließ ſchwankend das Gemach.

Als die Thür zugefallen war, drückte Erlichshauſen die Fauſt auf ſeine Stirn. „Es konnte nicht anders ſein," murmelte er, „aber es drückt ſchwer — ſchwer . . . auch meine Schultern. Armes Kind!"

Fünfzehntes Kapitel.

Der Ueberfall.

In dem Walde drei Stunden hinter der mähriſchen Stadt Brünn hielt am Morgen eines kalten nebligen Wintertages ſchon ſeit längerer Zeit eine Schaar Reiter nicht weit von der Landſtraße. Das dichte, mit Schnee bedeckte Unterholz gab ihr ſo viel Deckung, daß ſie von dem ſich kurz vorher biegenden Wege aus nicht leicht anders, als aus nächſter Nähe bemerkt werden konnte.

Voran ſaß auf einem ſchönen, ſeine Ungeduld nur widerwillig zügelnden Pferde ein Mann, der unter dem offenen Pelzrock einen Kettenpanzer trug. Auch auf die Eiſenkappe hatte er eine Pelzmütze geſetzt. Der lange Schnurrbart hing ihm dachartig über den breiten Mund, und die kleinen Augen blitzten unſtät nach rechts und links. Ein langes Schwert hing ihm an der Seite. Dicht hinter ihm, nicht mehr als eine halbe Pferdelänge zurück, hielten drei andere Herren zu Roß, ebenfalls in Harniſch, zwei von ihnen, wie jener, durch Pelzröcke mit weiten Aermeln und reichlichem Beſatz von Schnüren

gegen die Kälte geschützt, der Dritte in einen weiten Mantel gehüllt, der faltig über dem rechten Arm lag und leicht vor's Gesicht gezogen werden konnte. Er hatte einen Filzhut über die Kappe gestülpt, dessen große Krämpe das schwarze Pflaster beschattete, das über das eine Auge geklebt war. Etwas weiter zurück hatten sich zwanzig und mehr Reiter in geringerer Kleidung, aber sämmtlich bewaffnet, haufenweise zu Dreien und Vieren in einer grabenartigen Vertiefung aufgestellt.

Sie schienen hier auf Jemand zu lauern.

„Zum Teufel!" rief der Anführer ärgerlich, „Ihr habt uns angeführt, Vetter Ostra. Oder sie haben in Brünn Wind bekommen und einen Umweg gemacht, das Zusammentreffen mit uns zu vermeiden."

„Sie werden spät aus ihrer Herberge aufgebrochen sein," antwortete der Angeredete — kein Anderer als der Deutschordensritter Boppo von Ostra, der aber das schwarze Kreuz nicht blicken ließ — „oder sie werden unterwegs einen Unfall gehabt haben. Es dauert immer lange, bis ihre schwer beladenen Gefährte in Gang kommen, und eine Achse oder ein Rad ist auf euren mährischen Wegen bald gebrochen."

„Gleichviel — sie müßten schon hier sein," bemerkte jener zweifelnd. „Jedenfalls ist das Warten verdammt langweilig. Mir sind schon in den Pelzstiefeln die Füße starr."

„Der Fang wird die Mühe des Wartens reichlich belohnen," versicherte Ostra und fügte lachend hinzu: „Wenn sie Euch nur nicht wärmer machen, als Euch lieb ist, Vetter Milotitz! Es sind unter den Krämern

auch einige, die das Schwert zu führen wissen. Mit den Eidechsen ist nicht zu spaßen."

„Pah!" rief der Ritter verächtlich. „Es soll mir Recht sein, ein wenig Arbeit zu bekommen. Furchtsames Krämervolk abzufangen, ist nicht gerade meine Sache. Noth kennt freilich kein Gebot."

„Wald und Straße gehören Euch, man muß Euch zollen."

„Zollen? Ha, ha, ha. Ich denke, wir nehmen ihnen einfach fort, was sie ohne Erlaubniß durchführen. Wer die Macht hat, der hat das Recht." Er warf mit einem Schlage der Hand den Eisreif aus dem langen Schnauzbart und kehrte sich halb zurück. „Sind die Wagen wirklich so schwer beladen, Vetter Ostra," fragte er.

„Exdorf hat mir's sagen lassen," antwortete dieser, „und er weiß es vom Thorner Komthur, der den Sendeboten aufgepaßt hat, als sie mit Pferden und Wagen über die Weichsel setzten. Sie haben eine Anzahl Fäßchen mit Geld bei sich, den Kaiser und seine Kanzlei zu bestechen, ihre Advokaten zu bezahlen und die eigene Zehrung zu berichtigen. Auch führen sie einen Lederſack mit allerhand Kleinodien mit, die für die Kaiserin und andere hohe Damen bestimmt sein sollen. Ihre Sache ist so schlecht, daß sie versuchen müssen, sie zu vergolden. Das ist nicht billig."

Herr von Milotitz schnalzte mit der Zunge, und dasselbe wohlgefällige Schnalzen ließen dann auch die beiden anderen mährischen Herren vernehmen, die sich bei dem Gespräch nicht betheiligten, aber die Ohren gespitzt hielten.

„Vergeßt aber nicht, Vetter," fuhr der Ritter von Oſtra fort, „was Ihr mir mit eurem Ehrenwort zugeſagt habt. Es ſoll mir lieb und meinem Orden nicht leid ſein, wenn Ihr einen guten Fang macht. Der entgeht Euch aber auch ohnedies nicht. Daß ich Euch rieth, an dieſem Tage und in dieſer Stunde durch dieſen Wald zu reiten und die Landſtraße zu kreuzen, hat einen Grund für ſich. Es iſt mir daran gelegen, meinem Orden einen Dienſt zu leiſten, den man in Preußen groß ankreidet. Meine Freunde dort werden dann weiter für mich ſorgen — auch gegen Wunſch und Willen des geſtrengen Herrn Hochmeiſters, dem mein Lebenswandel zu locker war. Ruft man mich zurück, ſo ſoll man mich auch ſogleich in das Amt eines Vogtes oder Komthurs einſetzen. Hab' ich dann weiter Glück, ſo beerb' ich vielleicht meinen alten Ohm Erdorf, den Oberſt-Marſchall. Hoffentlich hält er noch ein paar Jährchen vor. Wenn der Teufel in Preußen los iſt, wird er ſich mit Milchſuppen nicht bewirthen laſſen; dann braucht man dort Leute, die ihm einzupfeffern verſtehen. Ha, ha, ha! Dahin geht mein Ehrgeiz — und wer weiß, was noch zu guter Letzt geſchieht! Darum ſorgt, Vetter, daß dieſer Streich gelingt, dem Herrn Deutſchmeiſter kommt's auf den Kaſten mit den Dokumenten und Briefſchaften an. Er muß verſchwinden. Und alle die Buben, die ihn nach Wien bringen wollen, um daraus den Orden anzuklagen, müſſen verſchwinden. Alle! Es muß ſo ſein, als ob ſie ſämmtlich die Erde eingeſchluckt hätte. Verſteht, Vetter Milotitz, das iſt die Hauptſache! Und reinen Mund halten! Muß gekämpft

ſein, ſo darf ich mich nicht betheiligen. Schlimmſtenfalls iſt's nöthig, daß wir mit einem Eide erhärten können, es ſei keiner von den Brüdern dabei geweſen. Aber ich will Euch die Landſtraße verſtellen helfen, ſo breit ich bin —"

„Still!" befahl Milotitz, nach links horchend. „Sie kommen." Er wendete ſich zurück zu den Knechten. „Aufgepaßt!"

Wirklich ließ ſich ein Geräuſch wie von knarrenden Achſen und pruſtenden Pferden vernehmen. Ein langer Zug von Fuhrwerken und Reitern bewegte ſich durch den Wald. Es waren die Abgeſandten des Bundes, Gabriel von Baiſen, Ramſchel von Krixen, Hans von Tauer, der Bürgermeiſter von Culm Hans Matzkow und der Bürgermeiſter von Danzig Wilhelm Jordan. Tileman war längſt allein voraus nach Wien gegangen und betrieb dort rührig des Bundes Angelegenheiten. Er hatte nur ſeinen Sohn mitgenommen, der kurz vorher von Brügge zurückgekehrt war. Es hieß, er hätte dort Tuche aufgekauft zur Bekleidung der Söldner, die bereits heimlich von der Stadt Thorn angeworben ſeien. Wilhelm Jordan hielt dieſes Gerücht nicht für unglaublich, wie er Tileman vom Wege kannte. Nun meinte er aufpaſſen zu müſſen, daß die Söldner nicht mit Danziger Gelde gelöhnt würden.

Die Herren und ihre Begleiter zogen ziemlich ſorglos ihre Straße. Sie hatten meiſt den Harniſch auf den Rüſtwagen gelegt und den Pelzkragen hoch aufgeſchlagen, ſo daß ſie wenig hörten und ſahen, was ſeitwärts vorging. Nur zwei bewaffnete Knechte ritten den Wagen

voran, und die beiden Eidechſenritter Gabriel von Baiſen und Ramſchel von Krixen trugen wenigſtens Blechhaube, die Brünne und das Schwert am Gurt. Der Weg wurde im Walde ſo ſchlecht, daß die vor jeden Wagen geſpannten vier Pferde nur mühſam im Schritt vorwärts kamen; die Knechte hieben mit Geſchrei auf ſie ein. Die beiden Bürgermeiſter ritten dem Zuge nach.

„Ich wünſchte, wir wären aus dieſem wilden Lande erſt wieder heraus," ſagte Herr Wilhelm Jordan. „Mir gefiel's ſchon in unſerer geſtrigen Herberge gar nicht. Auf dem Hof, wo unſere Fuhrwerke ſtanden, lungerte allerhand Geſindel herum. Die Thüren waren nicht feſt geſchloſſen, und unſere Nachtwache hat wirklich mit einigen von den ſchwarzen Kerlen Streit gehabt, die ſie zwiſchen den Rädern ertappte. Die Wirthsleute waren unfreundlich und ſchienen heimlich mit Aufpaſſern zu verkehren. Die Landſtraßen ſollen in ganz Mähren unſicher ſein. Ich wollte, unſere Herren hätten ſich vom Stadthauptmann eine Bedeckung erbeten."

„Ja," ſtimmte Matzkow zu, „wenigſtens durch dieſen Wald. Man weiß nicht, wie weit er ſich ausdehnt; wir reiten ſchon gut eine Stunde darin."

„Herr Gabriel von Baiſen meinte, wir ſtreiften ihn nur und erreichten nach ſeiner Erkundigung bald ein Dorf," antwortete Jordan. „Aber auch mir iſt er nicht geheuer. Wir ſollten wenigſtens darauf beſtehen, daß unſere reiſigen Knechte —"

In dieſem Augenblick brachen die Hinterräder eines der Wagen in eine gefrorene Pfütze ein und konnten trotz

allen Antreibens der Pferde nicht herausgebracht werden. Es entstand eine Stockung. Gabriel von Baisen wandte sich zurück, um Befehle zu geben. Einige Reiter sprangen ab und legten Hand an. Die Vorderpferde eines anderen Wagens wurden abgespannt, um vorgelegt zu werden. Alles war mit dem Unfall beschäftigt.

Es geschah dies keine fünfzig Schritte von der Stelle, auf der die Wegelagerer hielten. Eine günstigere Gelegenheit zum Ueberfall konnte sich gar nicht treffen. Herr von Milotitz gab seinen Begleitern einen Wink. Sie brachen vor und hatten in einer Minute die Landstraße erreicht. Sie umzingelten den Haufen. Die Knechte, die noch auf den Pferden saßen, wurden niedergeworfen. Die Herren eilten zum Rüstwagen, ihre Waffen herunterzureißen. Aber den wenigsten gelang das. Die Mähren waren hinter ihnen her, stürzten sich auf sie und nahmen sie zwischen sich. „Ergebt euch," rief Herr von Milotitz ihnen zu, „oder ihr seid alle des Todes." Die beiden Bürgermeister machten Kehrt, wurden aber rasch eingeholt und gebunden. Nicht besser erging es einigen andern Reitern, die rechtzeitig den Ansturm bemerkt und auf der anderen Seite in den Wald hinein zu entkommen versucht hatten. Die Ueberraschung war so groß, daß wenige sich ernstlich zur Wehre setzten, die meisten sogleich den Kopf verloren.

Nur Gabriel von Baisen und Ramschel von Krixen nahmen den Kampf auf. Sie zogen ihre Schwerter und hieben auf die Angreifer ein, die sich an sie wagten. Der eine von den mährischen Herren erhielt eine Wunde, die

ihn zum Rückzug nöthigte; zwei oder drei seiner Begleiter wurden aus dem Sattel geworfen. Baisen suchte sich nach dem Rüstwagen durchzuschlagen, trieb die Räuber mit scharfen Schwerthieben von demselben fort und rief seinen Söldnern zu, die Waffen zu ergreifen und ihm zu folgen. Er sah ein, daß bei der Uebermacht des Feindes die Wagen nicht zu retten seien. Vielleicht waren sie später zurückzuerobern, wenn man aus dem nächsten Dorf Hilfe herbeigeholt hätte. Ramschel von Krixen hielt sich tapfer an seiner Seite. Auch Hans von Tauer, der nicht vom Pferde gestiegen war, glückte es, zu seinen Waffen zu gelangen, die er auf einem der vorderen Wagen untergebracht hatte. Er schlug sich zu den Eidechsenrittern durch und half ihnen auf der einen Seite den Zugang zum Rüstwagen vertheidigen, bis die noch nicht abgefangenen Söldner ihre Spieße vorgezogen hatten. Nun schloß sich um Baisen ein kleiner Haufe zusammen, der widerstandsfähig war. „Wißt Ihr, wer wir sind?“ herrschte der Anführer den Herrn von Milotitz an, der gegenüber die Landstraße besetzt hatte.

„Weiß ich serr gutt,“ radebrechte derselbe. „Aber wissen Ihr, wem gehört diese Wald?“

„Wahrscheinlich Euch,“ entgegnete Baisen, „das ist aber kein Grund, hier wie Räuber die kaiserliche Heerstraße unsicher zu machen. Ich rath' Euch, die Sendeboten an des Kaisers Majestät unangefochten mit ihrer Habe ziehen zu lassen.“

„Nennen Ihr uns Räuber,“ schrie der Mähre, „nennen wir Euch Spitzbuben und Verräther an eure gnädigste Herrn.“

„Hat Euch das einer von den Kreuzigern gelehrt?“ ziſchte Baiſen. „Mich dünkt, ich ſehe da einen hinter dem Graben lauern, der Grund hat ſein Geſicht zu verſtecken. Nehmt Euch in Acht, Ihr bekommt's mit dem Kaiſer zu thun.“

„Kümmert mich nicht Kaiſer und Papſt auf meine Grund und Bodden,“ gab Milotitz zurück. „Will ich aber höflich die Herren einladen auf meine Schloß mit ganze Dienerſchaft. Soll mir ſein leid zu brauche Gewalt, wenn nicht folge freundlich.“ Er umritt die Beſpannung des Wagens, um ihnen den Weg abzuſchneiden.

„Hund von einem Mähren!“ ſchrie Baiſen ihn an. „Der Teufel hole deine Gaſtfreundſchaft!“ Er ſpornte ſein Pferd und hieb wild mit dem Schwert um ſich, die Gaſſe für die Seinigen frei zu halten. Das gelang. An der Spitze des Wagenzuges hatte eine Reiterſchaar die Straße geſperrt. Ramſchel von Krizen und Hans von Tauer warfen ſich gegen ſie, während Gabriel von Baiſen den nachdringenden Feind aufzuhalten bemüht war, bis die Söldner ſich wieder beritten gemacht hatten. So gewann der Haufe die freie Straße. Ein großer Theil der Mähren mußte zurückbleiben, die Gefangenen zu bewachen und die Wagen mit der Beute fortzuſchaffen. Aber die Verfolger waren noch immer in der Mehrzahl und ritten unermüdete Pferde. So waren die Preußen wiederholt genöthigt, Kehrt zu machen und den Kampf aufzunehmen. Doch erreichten ſie ohne erheblichen Verluſt das Ende des Waldes und dann auch das Dorf hinter demſelben.

Hier besetzten die Söldner einen Bauernhof und vertheidigten das Thor. Gegen dieses richtete sich nun der Ansturm der wüthenden Feinde. Immer gefahrvoller wurde die Lage der Angegriffenen. Baisen war der Meinung, man könne sich hier auf die Dauer nicht halten und solle lieber das freie Feld zu gewinnen suchen. Er sprengte vor und gegen Milotitz an, der aber seine Schwerthiebe geschickt abwehrte. Nach wenigen Augenblicken sah er sich umzingelt und mußte umkehren. Ein Schlag von hinten mit dem Streitkolben zerschmetterte seine Blechhaube. Gleich darauf erhielt er von Milotitz einen Hieb in's Gesicht. Doch verlor er die Besinnung nicht. Die Söldner drangen muthig auf die Gegner ein und ließen ihn durch's Thor. Auf dem Hofe sank er blutüberströmt vom Pferde und schleppte sich zur Thür des Hauses. Dort standen die Bauersleute und sahen mit schreckbleichen Gesichtern dem Kampf zu. Sie erbarmten sich des Verwundeten, zogen ihn hinein und reichten ihm Wasser. Seitwärts vom Flur lag eine kleine Tenne mit dem Strohgelaß. Er riß ein Bündel aus dem Fach und warf sich darauf.

Nach einer Viertelstunde kam die Bauerfrau, die ein wenig Deutsch sprach, und erzählte, daß die andern Herren bewältigt und nebst den Söldnern abgeführt seien. Herr von Milotitz habe große Mühe mit ihnen gehabt. So hörte nun Baisen seines Gegners Namen. Das Schloß Milotitz liege nicht weit von hier und sei sehr fest. Er sei ein sehr böser, gewaltthätiger Herr und von seinen Bauern gehaßt. Das war

wohl auch der Grund, weshalb Baiſen nicht verrathen wurde.

Man hatte ihn nicht ganz vergeſſen, oder ſich ſeiner wieder erinnert. Nach einigen Stunden kehrten vier von den Mähriſchen zurück, pochten an's Thor und verlangten Einlaß. Während der Bauer mit ihnen verhandelte, warf eilig die Frau einen Haufen Stroh über den Verwundeten, ſodaß er ganz bedeckt war. Die Reiter wollten nicht glauben, daß er ſich längſt ſchon aus dem Staube gemacht habe und durchſuchten das Haus, fanden ihn aber nicht und entfernten ſich fluchend.

Zum Glück kamen gegen Abend einige Bürger aus Brünn mit einem Fuhrwerk vorüber. Die Frau ging hinaus und bat ſie den Ritter mitzunehmen, der im Dorf nicht ſicher ſei. Sie wußten, daß die preußiſchen Sendeboten am Morgen von ihrer Stadt abgeritten waren, und zweifelten nicht, daß an ihnen die Gewaltthat geübt wurde. Darüber erſchraken ſie ſehr. Einer von ihnen trat in's Haus und ſprach mit Baiſen. „Nehmt mich mit Euch," bat derſelbe, „der Kaiſer wird es Euch vergelten. Laßt Ihr mich aber hier elend im Stich, ſo wird eure Bürgerſchaft in Verdacht kommen, den Friedensbrechern Vorſchub geleiſtet zu haben."

So luden ſie ihn nun auf ihren Wagen und brachten ihn nach Znaim, meldeten auch auf dem Rathhauſe, was geſchehen war. Nun wurde ein Rathsherr zu Baiſen geſchickt, der ihn in ſein Haus aufnehmen und auf der Stadt Koſten verpflegen ſollte. Man wußte von dem preußiſchen Bunde und wünſchte ihm guten Erfolg beim

Kaiſer. „Setzt Ihr's gegen eure Herren durch," ſagte der Mann, „ſo kommt vielleicht auch unſere Zeit. Wir ſind noch mehr beladen als Ihr." Baiſen wünſchte nur eiligſt nach Wien geſchafft zu werden. Der Rathsherr ſelbſt brachte ihn dorthin und ſetzte ihn bei der Herberge ab, in der, wie Baiſen wußte, Tileman vom Wege Quartier genommen hatte.

Tileman fuhr ſich mit beiden Händen in den Bart, als er den Bericht des Ueberfalls empfing. Sein Geſicht verzerrte ſich. „Das iſt nicht eines Raubritters Werk," ſchrie er im Zorn auf, „ſondern da haben unſere gnädigen Herren die Hand im Spiel, die den Kaiſer glauben machen wollen, der geſetzte Rechtstag ſei vom Bunde nicht beſchickt worden, damit er uns in contumaciam aburtheile. Wär's aber nicht, ſo ſoll uns dieſes Bubenſtück gleichwohl gegen ſie zum Beſten dienen. Es wird ihnen ſchwerlich gelingen ſich ganz zu reinigen. Gott iſt mit uns! Deſſen zum Zeugniß ſeid Ihr hier, edler Herr. Wunderſam iſt eure Errettung aus Gefahr der Gefangenſchaft und des Todes. Offenkundig war's darauf abgeſehen, die ganze Geſandtſchaft hinter Schloß und Riegel zu bringen, bis der Prozeß verloren. Nun iſt ihnen doch einer entwiſcht, der die Schandthat an's Licht bringt."

„Aber wir ſind ohne Geld," klagte Baiſen. „Achtzehntauſend Gulden haben ſie uns abgenommen und alle Kleinodien, die der durchlauchtigſten Kaiſerin, Frau Eleonore von Portugal, verehrt werden ſollten. Und was ſchlimmer iſt, der Kaſten mit den Privilegien, Dokumenten und

Machtbriefen iſt geraubt. Wie können wir uns nun vertheidigen?“

„Sie ſollen den Raub herausgeben,“ rief Tileman, „ſofern noch kaiſerliche Gerechtigkeit gilt! Nein wahrlich, ſie haben in ihr eigen Fleiſch geſchnitten und mögen daran verbluten. Ich war ſchon recht verzagt in der letzten Zeit, da ich wohl merkte, daß die Ordensgeſandten hier unter den großen Herren an des Kaiſers Hof viel Freunde fanden und des Großmächtigen Ohr durch die Pfaffen zu gewinnen wußten, die ihre Inſtruktionen von Rom haben. Jetzt wollen wir wohl noch einmal obenauf kommen, daß ſie ſich verwundern ſollen. Heißa! ich bin fröhlich und guter Dinge. Pflegt eure Wunde, edler Ritter, und laßt mich indeß handeln auf meinen und euren Namen. Mit dieſem Pfande will ich wuchern, daß ein Jude in mir ſeinen Meiſter erkennen ſoll!“

Er berieth ſich auch ſogleich mit Martin Mayer, des Bundes Prokurator, und gab ihm eine Klageſchrift in die Feder, die geſalzen und gepfeffert war. Sein Sohn mußte ſich auf's Pferd werfen und ſie nach Wiener-Neuſtadt bringen, wo Friedrich III. reſidirte. Er ſollte gut aufmerken, was vom Schloß aus geſchehen würde. Joſt war dieſe Sendung nur genehm. Man lebte ſehr luſtig in Neuſtadt, wo Kavaliere aus aller Herren Ländern zuſammentrafen und vergnügt werden mußten. In Alt Wien ging's ihm zu ehrbar zu. Er wollte nicht zu ſich ſelbſt kommen. „Füllt mir den Beutel mit Gold, Vater,“ ſagte er, „es geht da gar vornehm her, und man ſoll wiſſen, daß ich euer Bote bin.“ Der Alte zog den Mund

ſchief, griff aber doch in ſeine Kaſſette. „Biſt Du ſchon wieder am Rande?“ knurrte er. „Ich hab' Schulden machen müſſen, die mir ſchwerlich der Bund erſtatten wird. Du brauchſt das Zehnfache zum Leben, als ich.“ „Und doch iſt's erbärmlich genug,“ antwortete Joſt; „man muß ſich's etwas koſten laſſen, es bei ſich in Vergeſſenheit zu bringen.“ Er ſah übel aus; die Kleider ſchlotterten ihm um den Leib, der Gurt war ihm zu weit geworden, das Geſicht zeigte eine grünliche Farbe.

In Wiener-Neuſtadt verſetzte dieſer Brief den Kaiſer und ſeinen Geheimen Rath in große Aufregung. Es wurde nach den Ordensgeſandten geſchickt. Der Spittler Reuß von Plauen und der Leiper Vogt Georg von Egloffſtein erſchienen im Schloß und verbargen nicht ihre Beſtürzung. Sie wüßten von dieſem Ueberfall nichts, verſicherten ſie, und wollten dies mit einem Eide bekräftigen. Auch werde ihr Orden der Mitwiſſenſchaft offenbar bübiſch beſchuldigt. Sie hätten es nicht zu verantworten, wenn ein räuberiſcher Angriff die Sendboten des Bundes hindere, rechtzeitig vor dem Kaiſer zu erſcheinen, ſofern überhaupt die Thatſache wahr und nicht Verſchleif des Prozeſſes durch ein lügneriſches Vorgeben beabſichtigt ſei. Sie wollten gern nach Marienburg mit Eilboten berichten und alle ſchuldige Nachfrage halten, bäten aber inſtändigſt, der Kaiſer wolle den Rechtstag nicht verſchieben, da der Fall ſonnenklar liege und es keines Beweiſes aus Urkunden mehr bedürfe.

Der Kaiſer ſetzte aber doch einen anderen Termin, nachdem Gabriel von Baiſen den Calumnien-Eid ge-

leiſtet. Auch ergab ſich aus Erkundigungen in Brünn als richtig, daß die Bundesgeſandten ihrer ganzen Habe beraubt und nach Schloß Milotitz geſchleppt ſeien. Vergeblich hatte ſich bereits die Stadt für ſie verwandt. Des Kaiſers Befehl der Freilaſſung blieb unbeachtet, ſo zornig er ſich darüber ausließ, daß ſein Geleitsbrief mißachtet ſei. Um jeden Vorwurf der Betheiligung abzuweiſen, erbot ſich Biſchof Franz von Ermland, ſelbſt an König Ladislaus von Ungarn zu ſchreiben, damit er ſeinen Unterthan, den von Milotitz, anweiſe, die Gefangenen frei zu laſſen, oder Exekution gegen ihn verfüge. Sobald die Kunde nach Preußen gekommen war, konnte der Hochmeiſter nur mit Mühe einen allgemeinen Aufſtand hindern. Man glaubte ſeiner Verſicherung nicht, daß der Orden unſchuldig ſei. Hans von Baiſen ging die Stadt Breslau mit Bitten an, ihren Einfluß für den Bund zu verwenden. Auch der König von Böhmen wurde angerufen und that, was in ſeiner Macht ſtand. Darüber verlief die Friſt von zwölf Wochen und ſechs Tagen; ſie wurde vom Kaiſer nochmals verlängert. Endlich auf Andrängen von allen Seiten, und in der Befürchtung, ihn könnte doch bei längerer Weigerung eine empfindliche Strafe treffen, ließ Herr von Milotitz ſich bewegen, die Gefangenen frei zu geben. Ihre Briefſchaften durften ſie mitnehmen. Den größten Theil des geraubten Geldes behielt er aber, den Beſitz ableugnend. In recht kläglichem Zuſtande langten die beiden Bürgermeiſter und Hans von Tauer in Wien an, ſchon froh, Leben und Freiheit gerettet zu haben.

Nun wurde eifrig mit Meister Martin Mayer, dem Rechtsgelehrten, das urkundliche Material durchgesehen und der Gang des Prozesses berathen. „Es muß unsere ganze Sorge und Mühe sein," sagte derselbe, „den Herrn Kaiser und seine Räthe zu bewegen, daß sie euch den Beweis eurer Beschwerden zulassen. So nur gelangt ihr zum Beweise der Nothwendigkeit des Bundes und hebet den Präjudicialeinwand hinweg, daß ein solcher Bund an sich von Unkräften sei. Darauf werden die Gegner sich mit aller Macht werfen. Läßt der Richter den Beweis der Ursachen des Bundes zu, so muß er auch prüfen, ob solche stark genug gewesen, zu dessen Errichtung zu nöthigen. Damit konzedirt er von sich selbst seine Zulässigkeit. War der Bund aber zulässig, so mögen die Ursachen nach den erbrachten Beweisen geleugnet oder für zu gering erachtet werden, das berührt die Hauptsache wenig. Dieser Bund mag ohne zureichenden Grund errichtet sein, so hindert nichts, auf zureichenden Grund einen neuen zu errichten."

„Ihr habt Recht, Meister Martin," entgegnete Tileman, „das ist der Sache Kern und darauf gründen wir unsere Hoffnung. Wir in Preußen sind's nicht allein, die über ihre Herrschaft zu klagen haben: wir sehen und hören wohl, daß es in vielen Ländern im Reich noch trauriger zugeht, des Bürgers Recht mit Füßen getreten und der Freie auf dem Lande mit Daumschrauben gepeinigt wird, daß er von seinem verbrieften Recht lasse. Kommen wir zum Beweise, so mögen auch andere zum Beweise kommen, wenn sie sich gegen Gewalt vereinen.

So wird unſer Prozeß von Nutzen für's ganze Reich, indem er die Bedrängten überall ermuthigt. Die ſpäteſten Geſchlechter ſollen uns dankbar ſein."

„Das iſt mir zu hoch," bemerkte Gabriel von Baiſen. „Greif' ich in's Feuer, ſo will ich auch die Kaſtanien für mich ſelbſt herausholen. Verbrenne ich mir die Finger, ſo kümmert's mich wenig, daß ſie einem andern ſchmecken. Ich hoffe aber, unſere Beſchwerden werden als gewichtig erkannt und dürfen nicht abgewieſen werden. Des Ordens Ungerechtigkeit ſchreit laut genug zum Himmel; des Kaiſers Ohr kann nicht taub dagegen bleiben."

Der Prokurator zog den Kopf zwiſchen die Schultern. „Daß ich euch die Wahrheit nicht vorenthalte, werthe Herren, da wir hier unter uns ſind, „ſagte er mit bedenklicher Miene, „die Klagen, die ihr in Artikel gebracht habt und über die bisher ſchriftlich zwiſchen beiden Theilen verhandelt worden, erſcheinen mir gar ſehr in allen Winkeln zuſammengeſucht, theils von beträchtlichem Alter und gleichſam verjährt, wie die Danziger Mordthat unter dem Hochmeiſter Heinrich von Plauen, den ihr doch ſonſt als einen tüchtigen Herrn lobt, theils de jure tertii, wie die Beſchwerde, daß er von ſeinen Gebietigern zu Unrecht abgeſetzt worden, theils zweifelhaften Grundes, wie daß der Orden den Pfundzoll erhebe und zu ſeinem Nutzen ſelbſt Kaufmannſchaft treibe, theils von zu geringem Belang, um den Bund gegen Gewalt zu rechtfertigen, wie das, was ihr wegen Verſchlechterung der Münze, Verkürzung des Maßes und Beläſtigung durch die Ordensmühlen vorgebracht habt. Ganz Unbedeutendes nicht zu

erwähnen. Ich gestehe, daß ich ein reichlicheres Material und bessere Beweismittel erwartet hatte. Eure Herren haben sich manches zu Schulden kommen lassen; stündet ihr aber unter anderer Obrigkeit, wie die im Reich, ihr hättet leicht mehr zu klagen gefunden."

„So sind wir weniger geduldig, das Unrecht hinzunehmen," rief Ramschel von Krixen. „Auch haben wir ein gut Beispiel an denen in Polen. Es ist uns nicht einleuchtend, daß der preußische Adel geringere Freiheit haben soll, als der polnische. Unsere Herrschaft nimmt sich zu sehr der Bauern und kleinen Leute an."

„Und der Handwerker in den Städten," setzte Hans Matzkow hinzu. „Die Gemeine wird gegen den Rath gehetzt und zu unbilligen Forderungen verleitet."

„Man könnte wohl auch die Beschwerden vermehren und besser fundiren," äußerte Wilhelm Jordan. „Es ist mir gleich so erschienen, als gingen wir nicht gerüstet genug in den Streit vor dem Kaiser. Was übrigens der Danziger Klagen über die Ermordung der Bürgermeister und auch den Pfundzoll betrifft —"

„Gebt Euch keine Mühe, Gevatter," fiel Tileman vom Wege ein, „Meister Martin Mayer zu belehren. Er wird vor dem Kaiser ohnedies anders sprechen und auch das kleinste Lichtlein zur Flamme anblasen. Ich denke, wir wissen am besten, daß wir das Wichtigste und Beweglichste ungeschrieben lassen mußten. Damit können wir auch weiter nicht vorkommen. Man mag zwischen den Zeilen lesen, wenn man sonst Neigung hat der Sache auf den Grund zu gehen. Man lasse uns beweisen, was

wir vorbringen — der Lärm wird groß genug sein und durch's ganze Reich hallen. Will man uns aber ohne Beweis richten . . .“ Er brach ab und schaute im Kreise um, ob er das letzte Wort sprechen dürfe. Jordan zog die Augenbrauen auf, als ob er ihm einen Wink geben wollte zu schweigen, und Gabriel von Baisen lachte gar zu übermüthig. Er hielt an sich. „Es ist alleins,“ murmelte er in den Bart, niemand verständlich. Dann fuhr er laut fort: „Vergeßt nur nicht zu betonen, daß der Kaiser ein gewillkürter Richter ist. Es könnte später nöthig sein, ihn daran zu erinnern.“

Sechszehntes Kapitel.

Der kaiserliche Richttag.

Und nun, nach einer endlichen Frist von sieben Tagen, kam der Rechtstag heran. Der Kaiser hatte beide Theile nach Wiener-Neustadt berufen. Im großen Saal des Schlosses stand zwischen zwei nach den Berathungszimmern führenden Thüren, die durch Vorhänge verhüllt waren, auf einem Stufenunterbau der Thronsessel des Kaisers unter einem von vergoldeten Stangen getragenen Purpurbaldachin. Die Hinterwand bildete eine Tapete von schwerer gelber Seide, in die der schwarze Reichsadler eingestickt war. Ein dicker persischer Teppich hatte Mühe, sich den Stufen anzuschmiegen, und reichte bis auf die mit rothem Tuch beschlagene Estrade, die weniger hoch in den Saal vorgebaut und rings mit Schranken umgeben war. Es stand darauf ein langer Tisch; Sessel waren hinter demselben und zu beiden Seiten aufgestellt, der mittelste ausgezeichnet durch eine hohe vergoldete Lehne und Purpurkissen. Auf dem Tisch hatte ein großes Kruzifix von

Ebenholz und Elfenbein Platz; auch lagen darauf einige mächtige Folianten in ledernen Einbänden mit silbernen Spangen. Außerhalb der vorderen Schranke zu ebener Erde zeigten sich zwei Tische rechts und links, an jedem auch einige niedrige Sessel. An den Wänden des Saales liefen Holzbänke hin, die mit Polstern belegt waren. Durch die Glasmalerei der hohen Spitzbogenfenster fiel farbiges Licht auf das Marmorgetäfel des Fußbodens.

Schon früh Morgens standen Thürhüter in Heroldsröcken mit dem Adler auf der Brust und mit Hellebarden bewaffnet vor allen Eingängen. Sie ließen niemand zu, der sich nicht als betheiligt bei dem Rechtsstreit ausweisen konnte. Am pünktlichsten erschienen die Ordensabgesandten, der Bischof Franz von Ermland im Ornat mit Kette und Kreuz, aber ohne Stab, die Ordensritter Heinrich Reuß von Plauen und Georg von Eglofstein in ihren langen weißen Mänteln mit schwarzem Kreuz und barettartigen weißen, ebenfalls mit dem Kreuz geschmückten Mützen, dazu der ermländische Domherr und hochmeisterliche Rath Laurentius Blumenau, ein sehr gelehrter und geschäftskundiger Herr, für die bischöflichen Kapitel. Sie nahmen rechts auf der Bank Platz. Es folgten ihnen ihre Advokaten, Dr. Peter Knorr, Propst zu Wetzlar, und Dr. Gregor Heumburg aus Nürnberg, beide durch große Jahrgehalte für den Dienst des Ordens gewonnen. Sie traten an den Tisch rechts und breiteten ihre Schriften aus.

Bald darauf schritten auch die Sendboten in den Saal, sechs an der Zahl, Gabriel von Baisen mit einer Binde um den Kopf, die kaum einen ernstlichen Zweck

hatte, da die Wunde längſt geſchloſſen war, aber recht offenſichtlich wegen des Ueberfalls Klage erhob. Sie hatten ſich im Schloßhof ein wenig verweilt, um die Gegner zuerſt eintreten und warten zu laſſen. Sie grüßten ſteif und ſetzten ſich auf die Bank links, ſehr bald ein munteres Geſpräch beginnend, als brauchten ſie wegen des Ausfalls des Prozeſſes nicht in Sorge zu ſein. Mit ihnen kam ihr Prokurator Meiſter Martin Mayer, in ſchwarzer Robe und bedeckt mit dem Doktorhut. Er trat an den Tiſch links. Zwei Diener trugen ihm die eiſenbeſchlagene Lade mit den Schriften und Dokumenten des Bundes nach.

Nun klopfte einer der Thürhüter mit der Hellebarde an die Thür links vom Thronſeſſel. Sie öffnete ſich und es erſchienen in langem Zuge einzeln die vom Kaiſer ernannten Gerichtsbeiſitzer, voran Aeneas Silvius, päpſtlicher Legat, dann der Propſt von Neuſtadt, vier adliche Richter, zwei Doctores juris, ſechs kaiſerliche Räthe, endlich die Räthe der Kurfürſten und Fürſten des Reichs, nämlich der Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, des Pfalzgrafen bei Rhein, der Biſchöfe von Bamberg, Augsburg, Ayſtät, der Herzöge Albrecht und Ludwig von Baiern, des Markgrafen von Brandenburg und des Grafen von Wirtemberg. Die Richter und Doktoren nahmen am langen Tiſch rechts und links von dem Legaten Platz, die kaiſerlichen und fürſtlichen Räthe auf den Stühlen zu beiden Seiten. Die Parteien und ihre Vertreter ſtanden auf und verneigten ſich tief, blieben auch ſtehen, bis jene ſich geſetzt hatten.

Darauf wurde Sr. Majestät gemeldet, daß das Gericht bestellt sei. Es dauerte aber noch eine Weile, bis die Thür rechts geöffnet wurde, zwei Pagen vortraten und die Vorhänge forthoben. Sechs andere Pagen, alle gleich gekleidet mit Röcken von blauem Sammet mit seidenen Schleifen auf der Achsel, stellten sich auf die Stufen. Es folgten zwei Stabträger, einige hohe Palastbeamte in reichen Gewändern, des Kaisers Kanzler, dann der Kaiser selbst, begleitet von zwei Geistlichen, dann eine Schaar von Edelleuten und Kammerherren. Pagen schlossen den Zug.

Als dann der Kaiser auf seinem Stuhl Platz genommen und auch seinen Räthen gewinkt hatte, sich zu setzen, eröffnete der Kanzler in seinem Namen, als des verwilligten Richters, den Rechtstag, und forderte den Orden auf, seine Klage vorzubringen. Für ihn sprach Peter Knorr mit lauter Stimme. Er trug vor, wie Lande und Städte in Preußen in dem vierzigsten Jahre Christi vierzehnhundert ohne Grund und Recht aus eigenem Muthwillen ohne Erlaubniß und trotz Abrathen ihrer Herren „einen übermäßig schweren, unrechtlichen Bund, Einung und Verschreibung gemacht und darin Artikel und Kapitel aufgesetzt hätten, die wider göttlich, natürlich, geistlich und kaiserlich Recht, die goldene Bulle, der Kirche und des Ordens Freiheit und gute Sitten, Vernunft und löbliche Gewohnheit seien und sich mit den Eiden, die sie ihren Herren in der Erbhuldigung gethan haben, nicht vertragen mögen.“ Er erbot sich, dies alles aus dem Bundesbrief zu erweisen, ließ ihn nach der Abschrift, die

dem Legaten Ludwig de Silves gegeben war, Artikel für Artikel verlesen und gloſſirte dieſelben ſcharf. „Der Bund iſt wider göttlich Recht,“ rief er, „denn es iſt geſchrieben in dem Buch der Könige: wer ſeinem Fürſten ungehorſam wird, der ſoll darum ſterben! Sie ſind auch aller ihrer Lehngüter verfallen. Das iſt vorgeſehen in dem Buch der Könige im Gleichniſſe, da Saul der König durch ſeinen ungehorſamen Willen von Gott dem Herrn des Reichs entſetzet ward. So auch in dem neuen Geſetz oder Teſtament ſpricht St. Peter in ſeiner Epiſtel: ihr ſollet ſein gehorſam euern Oberſten, nicht allein den frommen, ſondern auch den verlaſſenen und böſen. Chriſtus hat auch ſeinen Gehorſam erzeigt gegen ſeinen Vater und hat gelitten den Tod zur Erlöſung alles menſchlichen Geſchlechts, aber die Bundesgenoſſen haben dem nicht Nachfolge gethan bei Errichtung des Bundes, den ſie wider Willen und Verbot der Herrſchaft gemacht haben, darin ſie freventlich geſtanden ſind bisher und noch ſtehen, das göttliche Geſetz von dem Gehorſam verachtend. Der Bund iſt auch gegen natürliches Recht, das lauter ſpricht: Was du nicht willſt, daß dir geſchehe, das ſollſt du einem andern nicht thun. Nun iſt kein Edelmann oder Stadtherr in dem Bunde, der da wollte, daß ihm ſeine arme Leute, Unterthanen oder Diener ein Regiment ſollten ſetzen, daß er ſollt leben nach ihrem Gefallen, oder nach ihrem Verluſt eine Ordnung in ſeine Gerechtigkeit machen ſollte, dazu er um ihretwillen verbunden ſein ſollte. Darum ſollen die Bundesgenoſſen ſolches gegen ihren Herrn auch nicht vorgenommen haben!“ So ging er alle die verletzten Rechte

durch und verlangte in seinem Antrage: Untersagung und Aufhebung des Bundes, Auflegung einer Poen gemäß Kaiserrecht, goldener Bulle, kaiserlichen Freiheiten und Bestätigungen, Rückzahlung alles vom Bunde eingenommenen Schosses und Wiedereinsetzung der Kläger in die Gewehre ihrer Gerechtigkeit, deren sie durch die Bundesgenossen entwehret worden.

Diese lange Rede hörte der Kaiser mit ziemlicher Gelassenheit an, ohne die Miene zu verziehen; die fürstlichen Räthe aber, denen Herr Peter Knorre recht aus dem Herzen sprach, hielten mit Beifallbezeigungen nicht zurück, nickten dem Redner zu und flüsterten einander in's Ohr, so daß die Bundesabgesandten wohl merken mußten, wie sie gegen ihre Partei eingenommen seien. Sie erbaten für ihre Antwort einen anderen Tag, der ihnen auch auf den Mittwoch gesetzt wurde. Hier entgegnete Dr. Martin Mayer in einer langen Rede, Punkt für Punkt des Ordens Anklage widerlegend. Mit Fug und Recht sei der Bund errichtet, auch vom damaligen Hochmeister und seinen Gebietern genehmigt, auch selbst vom römischen König anerkannt. Und dieses seien die „Ursachen" des Bundes! Nun brachte er alle Beschwerden von Landen und Städten gegen die Kreuzherren einzeln und mit viel Nachdruck der Beredtsamkeit vor, wie sie durch ihre Uneinigkeit und Zwietracht das Land in Verfall gebracht und in schwere Kriege verwickelt, zu Unrecht Zoll erhoben, der Untersassen Privilegien gekürzt und in vielen namhaften Fällen erschreckliche Gewaltthätigkeiten verübt hätten, sodaß Landen und Städten keine andere Rettung geblieben sei, als

in ſolchem nach natürlichem Recht der Nothwehr erlaubten und in keinen geſchriebenen Rechten verbotenen Bündniß, das des Ordens und der Prälaten Freiheit in alle Wege unangetaſtet laſſe. „Alle dieſe Dinge, wie vorgetragen, ſind in der Geſchichte und in der That beſtehend," ſchloß er. „Sollten die Herren des Ordens ſie alle oder eines Theils in Abrede ſtellen, ſo erbieten Ritterſchaft und Städte ſich, davon ſo viel zu beweiſen, als Ew. Kaiſerlicher Majeſtät zum Rechtsſpruch genug dünkt, hoffen und vertrauen auch, daß ſie im Gericht zu ſolcher Beweiſung gelaſſen, ihnen dazu auch geraume Zeit und Tage gegeben werden. Und ſcheinen ihnen ſechs Monate billig in Anbetracht, daß die Beweiſung in einer anderen fernen Provinz geſchehen muß, wohin und woher die Wege unſicher, dort auch die Zeugen über die Dinge, die ſich im Lande Preußen begeben, zu vernehmen ſind. Darum ſtelle ich vorerſt allein zum Erkenntniß, ob wir zu der Beweiſung gelaſſen werden und einen Tag dazu geſetzt bekommen. Ob ich dann meinen Rechtsſatz von meiner Partei wegen zu gebührlichen Zeiten auf die Klage auch thun werde, das will ich mir vorbehalten."

Dieſe feingeſetzte und ſchonungslos angreifende Rede erregte den offenbaren Unwillen der fürſtlichen Räthe, ſo daß ſie öfters in lautes Lachen ausbrachen oder höhniſche Bemerkungen einfügten und mit den Füßen ſcharrten, wenn ihnen ein Satz zu lang dünkte. Tileman vom Wege hatte Mühe, nicht mit einem Tadel vorzubrechen und in der kaiſerlichen Majeſtät Gegenwart an ſich zu halten. Gabriel von Baiſen aber ſprang wieder-

holt von seinem Sitz auf und drohte mit aufgehobener Hand zu den Ordensabgesandten hinüber, die ihre Freude über diese schlechte Aufnahme des gegnerischen Vorbringens nicht verbargen.

Darauf nahm Dr. Knorr wieder das Wort, widerlegte die Stichhaltigkeit der Beschwerden und rief: „Ew. Kaiserliche Majestät wolle den Aufschub nicht bewilligen. Denn wenn sie auch das alles bewiesen hätten, wofür sie sich zum Beweise erbieten, so würden sie doch nicht genug zum Rechten erwiesen haben, daß ihnen gebühret und geziemet hätte, solchen Bund zu machen. Wie auch die Rechte sprechen, daß der umsonst zu weisen gelassen werde, der weisen wolle, was zu seinem Recht nicht erheblich."

Nachdem sodann des Bundes Redner nochmals geantwortet und ein Versuch der Sühne fruchtlos ausgefallen, setzte der Kaiser einen Tag zur Schlußverhandlung, damit er, seine Räthe und Beisitzer den Rechtsspruch um so gründlicher thun könnten und niemand sich verkürzt bedünken möchte. Nachdem dann beide Theile nochmals gehört, wurde „zu Recht einhelliglich erkannt, daß denen von der Mannschaft, Ritterschaft und Städten des Bundes in Preußen, als sie ihre Tage zur Beweisung begehrt haben, solche Tage nicht zu geben seien, und solle weiter in der Sache geschehen, was Recht ist."

Während der Kanzler, auf der untersten Stufe des Thrones stehend, diesen Vorbescheid verlas, horchten die auf der linken Seite mit gespannter Erwartung. Hing doch an dieser Zulassung des Beweises ihre ganze Hoffnung. Als nun der Spruch gegen sie fiel, hielten sie

kaum ihre Erregung zurück. Einige waren bestürzt, andere bissen wüthend die Zähne zusammen; nur Tileman vom Wege begnügte sich mit einem spöttischen Lächeln: er hatte keinen anderen Ausfall erwartet. Die Ordensabgesandten waren nicht überrascht, sie hatten schon unter der Hand erfahren, wie jedenfalls erkannt werden würde. Aber die beiden Gebietiger schienen einen halben Fuß gewachsen zu sein, so hoch hoben sie das Haupt, während der Bischof Franz mit vielleicht nicht ganz aufrichtiger Demuth zur Erde schaute. Das Hauptbollwerk des Bundes war genommen. Die Bündischen selbst sahen keine weitere Möglichkeit der Vertheidigung. Wider Vermuthen aber wagte ihr kluger Sachwalter noch einen Vorstoß. Er bat, ihn noch einmal zum Worte zu verstatten und sagte auf des Kanzlers Wink: „Durchlauchtigster, großmächtigster, allergnädigster Kaiser und Herr! Durch Ew. Majestät Spruch ist dargethan, daß die von uns gemeldeten Ursachen nicht für genugsam angesehen sind, die Artikel des Bundes zu begründen, dessen wir uns gehorsamst bescheiden. Haben die Ursachen aber auch solche Kraft nicht, so sind sie doch genugsam zum Erweise, daß meine Partei in keine Poen verfallen sein kann. Darum geruhe Ew. Majestät den angetretenen Beweis zu solchem Zweck gleichwohl zuzulassen."

Dr. Knorr widersprach eifrig. Der Kaiser ließ beide Theile abtreten, um mit seinen Räthen zu berathen. Darauf ließ er verkünden, daß auch dieser Antrag abgewiesen sei und in der Hauptsache erkannt werden solle.

Der Anwalt des Ordens bat, seiner Partei auch über

dieſen Beſcheid Brief und Urkunde zu geben, der des Bundes dagegen erhob feierlich Proteſt. Auch jetzt noch hatte er ein Angriffsmittel im Rückhalt und zögerte nicht es zu gebrauchen. Bisher ſei nur über des Ordens Klage verhandelt, wendete er ein; dem Bunde müſſe geſtattet werden, jetzt ſeine Widerklage anzubringen und auszuführen; dann erſt könne in der Sache der Rechtsſpruch ergehen. Die Ordensgeſandten ſahen einander ganz verblüfft an und auch auf der Tribüne entſtand merkliche Unruhe. Dr. Knorr erhob den Einwand, daß ſich der Bund der eigenen Klage begeben habe, was dem Kaiſer doch nicht ſchien einleuchten zu wollen. Er neigte ſich zu ſeinem Kanzler und hörte deſſen Meinung. Darauf ließ er verkünden, er werde am andern Tage die Entſcheidung geben. Nun entfernten ſich die Bündiſchen mit der Erklärung, daß ſie auf ihrer Widerklage beſtünden.

Als ſie in ihre Herberge kamen, machten ſie ihrem Ingrimm Luft. „Der Kaiſer iſt ein Richter des Ordens, nicht des Bundes,“ ſchrie Hans von Tauer, „ſeine Parteilichkeit iſt offenbar!“ — „Habt ihr geſehen,“ fragte Ramſchel von Krixen, „was uns die kaiſerlichen, kurfürſtlichen Räthe für Geſichter ſchnitten? Ihren Herren wie unſern iſt der Bund ein Dorn im Auge. Es war alles vorher abgekartet.“ — „Ihr Herren,“ orakelte Wilhelm Jordan mit gerunzelter Stirn, „unſere Sache ſteht ſchief und der Orden iſt obenauf.“ Der Kulmer Bürgermeiſter goß zwei Krüge Bier gleich nacheinander herunter und behielt doch eine trockene Zunge. „Aber wie kann das

geſchehen," klagte er, „wie kann das von Rechtswegen geſchehen?"

Tileman vom Wege reichte dem Meiſter Martin Mayer die Hand. „Ihr habt in der Sache gethan, was in eurer Macht ſtand," ſagte er ruhig. „Aber Ihr ſehet wohl, daß mit Rechtspraktiken, und wären ſie die feinſten, hier nichts auszurichten iſt. Wird uns der Beweis abgeſchnitten, ſo ſind wir ſchon gerichtet. Mich freilich wundert auch dies Verfahren nicht: der Kaiſer weiß, was er den Fürſten ſchuldig iſt, wenn er ein andermal wieder ihr Gläubiger ſein will. Hier iſt nur noch zu berathen, wie wir die Folgen des Spruchs von uns abwenden. Und ſo iſt meine Meinung: der Kaiſer iſt nichts als ein gewillkürter Richter; nehmen wir nicht Recht bei ihm, ſo hat er's uns nicht zu ſprechen. Und darum —"

„Aber er wird ſich nicht hindern laſſen," wendete Matzkow ein, „und wie können wir ihn hindern?"

„Er wird ſich nicht hindern laſſen," wiederholte Tileman mit leichtem Spott, „und wir können ihn nicht hindern, das weiß ich ſo gut als Ihr, Gevatter. Wenn ich aber dem Mächtigen nicht wehren kann, zuzuſchlagen, ſo brauch' ich doch meinen Kopf nicht gerade hinzuhalten. Laſſen wir dieſen Rechtshandel zu ſeinem geordneten Ende kommen, ſo wird's in Preußen Tauſende geben, die bedauernd ſagen: wir haben den Prozeß verloren und müſſen uns fügen. Unterbrechen wir aber die Handlung und ſchlagen vor dem Spruch den Richter aus, ſo vergeben wir denen nichts, die ihm gehorſamen wollen, aber auch denen nichts, die ſich mit mir auf den Satz ſtellen, daß

das weitere Verfahren ohne unſere Betheiligung nichtig und ohne Kraft iſt und ein gewillkürter Richter nimmer eine Partei in contumaciam kondemniren kann. Alſo ziehen wir die Vollmacht zurück, die wir Meiſter Martin Mayer ertheilt haben, und erklären unſere eigene Vollmacht für erledigt, da man uns geheißen hat, des Bundes Recht zu erweiſen, der Kaiſer aber den Beweis abgeſchnitten. Mag daraus weiter geſchehen, was wolle."

Darauf einigte man ſich nach einigem Hin- und Herreden. Es waren mit den Sendboten des Bundes auch noch andere Herren aus Thorn nach Wien gekommen, eigene Angelegenheiten zu erledigen, Lienhart Ehrengroß, Arnold von Lo und Heinrich Baierstorffer. Die ſchickten ſie am andern Tage auf's Schloß, des Kaiſers Beſcheid anzuhören. Er lautete, wie vorhergeſehen. Da ſie aber keine Vollmacht zu weiterer Verhandlung hatten, auch ſonſt niemand für den Bund erſchien, ſo drängte des Ordens Anwalt zur Endentſcheidung.

Kaiſer Friedrich und ſeine Räthe merkten ſofort, worauf dies hinaus wollte. Sie hatten ſich eines ſolchen Schachzuges nicht verſehen und hielten ihn für verdrießlich. Der Kaiſer war aber nicht gewillt, ſich matt ſetzen laſſen. Um ſich Sicherheit zu ſchaffen, ſchickte er ſeinen Diener Jörgen Obdacher zu den Sendeboten des Bundes in ihre Herberge und ließ ihnen verkünden, daß er ſein Urtheil ſprechen wolle; ſie möchten vor Gericht kommen und das hören. Meiſter Martin Mayer aber antwortete, er habe ſeine Gewalt aufgegeben und es gebühre ihm daher nicht, ſich noch ferner der Sachen rechtlich zu unterwinden.

Tauer und Matzkow entschuldigten sich, sie hätten sich mit ihren Freunden nicht unterredet. Die andern ließen sich überhaupt nicht blicken.

Nachdem dies dem Kaiser gemeldet war, ließ er nach alter Gewohnheit des kaiserlichen Hofes durch einen geschworenen Thürhüter im Portal des Palastes drei Mal mit lauter Stimme die ausgebliebene Partei aufrufen. Da auch jetzt niemand erschien, ging er mit seinen Beisitzern zu Rathe und erkannte zu Recht: „daß die von der Ritterschaft, Mannschaft und die von den Städten des Bundes in Preußen nicht billig den Bund gethan, noch ihn zu thun Macht gehabt haben; daß auch derselbe Bund von unwürdigen Unkräften ab und vernichtet sei.“ Die Entscheidung wegen der Poen und des Schosses wolle er in bester Meinung und den Sachen zu gut an sich behalten.

So hob denn der Kaiser den Rechtstag auf, der nicht bis zum Schluß einen Verlauf nach seinen Wünschen genommen. Die Ordensabgesandten sagten ihm großen Dank, aber auch ihnen war nicht ganz wohl zu Muth. Sie hatten nun ein Urtheil, aber es blieb noch zu vollstrecken. „Gebe Gott, daß der Herr Hochmeister fest stehe,“ sagte Plauen besorgt.

An demselben Tage noch schickte Tileman vom Wege seinen Sohn mit einem Brief an den engeren Rath des Bundes nach Thorn ab. Er sollte in Eilritten den Weg zurücklegen. Er war in froher Stimmung. „Es ist gut so,“ äußerte er sich, da die andern den Kopf hängen lassen wollten. „Alles unklare Wesen ist nun beseitigt.

Es giebt nur noch zweierlei: sich unterwerfen, oder für die Freiheit kämpfen! Ich habe mein Theil erwählt."

Darauf kehrten die Abgesandten des Ordens und des Bundes in die Heimath auf verschiedenen Straßen zurück. Es galt, unterwegs heimlich die Rüstungen zu betreiben, die von der Vorsicht geboten schienen.

Siebenzehntes Capitel.

Die Absage.

Wie eine Windsbraut über das schon wild aufgeregte Meer, so jagte von der Weichsel her die Kunde über das Land hin, der Bund sei vom Kaiser verworfen, bis tief in die littauische und masurische Wildniß hinein fluthend. Der Wortlaut der Briefe, die schon in Vorbereitung dieses Ereignisses nach Thorn und Danzig geschrieben waren, ging von Mund zu Mund und versetzte die Gemüther jetzt neu in Zorn. Peter Knorre sollte vor dem Kaiser gewagt haben zu sprechen, sie seien alle Heiden gewesen und vom Orden mit dem Schwerte gewonnen, also leibeigene Leute, mehr noch als gekaufte Sklaven. Bischof Franz, die Schlange, habe gesagt: der Bund sei wider Gott, Ehre und Recht, und wie er ihm nie gut gewesen, so wolle er ihm gram sein bis in sein Grab. „Es ist vor dem Kaiser gewiß geworden, daß unsere Herren uns allen nach Leib, Ehre und Gut stehen, seid auf der Hut!“ Des Kaisers Briefe würden mißachtet. Sie wollten es durchsetzen, daß das rückständige Geschoß nicht erhoben,

das erhobene dem Hochmeister zurückerstattet würde. Das Land solle in schwere Strafe genommen werden. Aber das noch nicht genug! Die Ordensabgesandten hätten vertraulich gesprochen: „es wird nimmer gut im Lande zu Preußen, ihrer dreihundert springen denn über die Klinge!“ Die andern seien schlichte Leute und von diesen verleitet.

Das klang sehr wahrscheinlich und wurde jetzt erst recht geglaubt, nachdem der Kaiser dem Bunde sogar den Beweis abgesprochen hatte. Ihre Klagen sollten nicht untersucht werden, des Ordens Schmähungen aber würden auf's Wort für wahr genommen. „Da sieht man, daß wir auf Gerechtigkeit nicht zu hoffen haben. Papst, Kaiser und Fürsten sind gegen uns — wir müssen uns selbst helfen!“ Das war das Stichwort, das Tileman vom Wege ausgab: „Wir müssen uns selbst helfen!“ Es hatte mancher ein schlechtes Gewissen, der nun meinte zu den Dreihundert zu gehören. Die andern aber beleidigte es, daß man sie für Schafe halten wollte, die blindlings den Hammeln nachliefen. So sah Ludwig von Erlichshausen bald mit Schrecken, daß des Kaisers Spruch den Streit nicht beilegte, sondern erst recht zum Ausbruch brachte. Vergeblich bemühte er sich zu beschwichtigen, Rüstungen in Abrede zu stellen, durch Versprechungen zu gewinnen. Es war, als ob in einem großen, von Menschen gefüllten Hause plötzlich der Ruf „Feuer!“ ertönte, sich mit rasender Geschwindigkeit durch die Massen fortsetzte und sie zu wüthendem Gestürm gegen die Ausgänge und selbst gegen die Wände trieb. Das Unsinnigste war das Glaubwürdigste.

Es ſchien nur noch einen annehmbaren Rath zu geben: die Kreuziger müſſen aus dem Lande fortgejagt werden, dem ſie das Verderben ſinnen!

In Thorn aber ſaß jetzt der engere Rath des Bundes Tag und Nacht zuſammen, die Entſcheidung vorzubereiten. Hans von Baiſen hatte ſich entſchloſſen, des Ordens Sache aufzugeben, die nicht mehr haltbar ſchien, und ſeinen gnädigen Herrn zu verrathen. Man empfing ihn mit offenen Armen und ſtellte ihn an die Spitze. Auch Hans von Czegenberg war nun eifrig beim Bunde. Es gab jetzt nur noch ein Für oder Wider. Gabriel von Baiſen und Tileman vom Wege hatten auf der Reiſe böhmiſche und mähriſche Söldner angeworben, die ihnen raſch folgten. Der Eidechſenritter Nicolaus von Tergowitz befehligte ſie und zog einen Theil von ihnen in die Neuſtadt, zu deren Hauptmann er ernannt war. Es galt zugleich dieſe Rivalin niederzuhalten, die ihre Anhänglichkeit an den Orden mit der Selbſtändigkeit büßen mußte. Der Rath rüſtete wie zum Kriege. Er gab den Befehl aus, die Wohlhabenden ſollten ſich mit Harniſch auf eigene Koſten verſehen, die Aermeren ſich die Waffen aus der Zeugkammer des Rathhauſes abholen. Man fürchtete ſchon nicht mehr, daß die Handwerker ſich gegen den Rath wenden könnten; die Erbitterung gegen den Komthur Albrecht Kalb war allgemein. Auch ohne Führung lief das gemeine Volk faſt täglich gegen die Burg an, ſodaß die Zugänge verrammelt werden mußten. Selbſt in der Nacht war die Beſatzung nicht vor einem Sturm ſicher. Schon ließ Hans von Baiſen, als ob die Stadt bedroht ſei, Bollwerke und Schirme

gegen das Schloß aufbauen und das ſchwere Geſchütz aufſtellen. Er verhandelte mit dem polniſchen Hauptmann Scharlenski wegen der Hilfeleiſtung und ſchickte in die benachbarten Städte, daß man ſich bereit halte.

Und nun kam Gabriel von Baiſen aus Polen zurück, wohin er mit anderen Geſandten heimlich geſchickt war, des Königs Meinung auszuforſchen. Sofort wurde der engere Bund auf's Rathhaus berufen, den Bericht entgegenzunehmen und weitere Beſchlüſſe zu faſſen. Keiner fehlte. Man tagte in einem gewölbten Gemach bei verſchloſſener Thür. Hans von Baiſen führte den Vorſitz; neben ihm ſaßen Hans von Czegenberg und Tileman vom Wege. Wilhelm Jordan war von Danzig, Hans Matzkow von Culm gekommen. Gabriel von Baiſen ſtand auf und ſagte: „Liebe Herren, unſere Sache ſteht gut. Der König iſt uns wohlgeneigt. Er hat auf unſer Anerbieten einen Rath der vornehmſten Prälaten und Woiwoden berufen, ihm auch gelehrte Doktoren der Univerſität Krakau beigefügt. Der Herr Biſchof von Krakau, der uns ſehr gewogen, hat ihnen aus Landeschroniken klärlich nachgewieſen, daß Preußen einſt durch Verrath und Treuloſigkeit an die Kreuzherren abgefallen ſei, wie der deutſche Orden ſich denn auch nur durch Gewalt und Friedensbruch behauptet habe. So haben ſie ihr Gutachten dahin abgegeben, der König habe zum Lande Preußen vollkommenes Recht. Das wollen wir ſo genau nicht anſehen, liebe Herren, ſondern für wahr nehmen und bedenken, daß der König ein chriſtlicher Regent iſt und einen Grund der Rechtfertigung gegen Papſt und Kaiſer und gegen das

Reich haben muß, darauf er ſeine Hilfe ſtützen kann. Die hat er uns nun freilich noch nicht mit aller Sicherheit zugeſagt, wie wir ja auch ſelbſt nicht ganze Vollmacht hatten, uns verbindlich zu machen. Seine Schlußrede aber lautete dahin: er wolle abwarten, ob der Bund insgeſammt der Krone Polen das Land Preußen feierlich antrage. Geſchehe das, ſo wolle er's freundlich bedenken."

„Das iſt wahrlich ſo viel, als der König irgend verſprechen konnte, wenn er geneigt war uns anzunehmen," bemerkte ſein Bruder Hans; „denn er wußte wohl, daß die Vorfrage an ihn geſtellt ſei auf Ja und Nein. Hatte er Bedenken ſich auf das Wagniß einzulaſſen und Polen vielleicht in einen Krieg mit dem Reich zu verwickeln, ſo mußte er antworten: nein. Weil er aber nicht mit Nein antwortete, ſo bedurfte es ſeines Ja vorerſt noch nicht. Es iſt uns gewiß, ſobald wir's in aller Form nachſuchen werden. Und das kann ſofort geſchehen. Wir haben des Bundes Vollmacht — laßt uns darauf handeln. Es iſt keine Zeit zu verſäumen."

Die Mehrzahl ſchien damit ganz einverſtanden zu ſein, wie ſich aus dem Beifall ergab, der dem Schluß ſeiner Rede folgte. Beſonders die Eidechſen ſtimmten laut zu. Wilhelm Jordan aber zeigte ein bedenkliches Geſicht und ſagte: „Uebereilet nichts, edle Herren. Es kann wohl ſein, daß für uns eine Nöthigung entſteht, uns darein zu werfen, da wir einmal ſo weit gegangen ſind. Aber vergeſſet nicht, daß wir mit dem Orden alle die Jahre um gewiſſe Freiheiten kämpfen, die uns über alles theuer ſind, daß wir lieber mit Kaiſer und Papſt in Streit gerathen,

als sie missen mögen. Darum mag man billig fragen, ob uns mit einem andern Herrn gedient sein kann, der doch immer seine Herrschaft, nicht unsere Freiheit im Auge hat. Sehet auf die Eidgenossen im Schweizerlande. Sie haben sich von ihren Tyrannen mit Waffengewalt befreit, nicht um einen anderen Herrn anzunehmen, sondern in ihrer Freiheit zu verbleiben. Was aber die kleinen Waldstädte und armen Bauern durchsetzen konnten, das, sollt' ich meinen, müßte den großen Handelsstädten Preußens und so viel angesehenen und starken Rittern und Knechten des Landes auch gelingen. Lasset uns zum Mindesten erst sorglich bedenken, was wir für uns selbst thun können, und bei den unsrigen nachfragen, ob sie sich's zutrauen, eine Eidgenossenschaft zu gründen, die Niemand über sich hat. Ist's euch nur darum, den Herrn zu wechseln, so könnt' euch leicht des Herrn Königs Freiheit noch weniger gefallen, als des Herrn Hochmeisters!"

„Und was für Freiheit haben wir noch vom Hochmeister?" fragte Ramschel von Krixen.

„Die Freiheit, mit Heuleitern zu fischen," antwortete Augustin von der Schewe spöttisch und schüttelte vor Lachen seinen Wanst, da er die andern und den Danziger Bürgermeister selbst durch seine treffende Bemerkung nicht wenig belustigt sah.

Am schnellsten gewann Hans von Baisen seine ernste Haltung wieder. „Sei dem, wie ihm wolle," sagte er, „zweierlei ist für mich über allem Zweifel. Das erste: daß unser Herr Hochmeister oder ein Nachfolger an seiner Stelle uns nicht gerecht werden kann, auch wenn wir

unſere Wünſche und Ziele viel mehr beſchränken, als jetzt ſelbſt den zahmſten im Bunde nützlich und zuläſſig ſcheint. Das andere: daß wir uns unſerer Herren nicht aus eigener Kraft auf die Dauer erwehren und ein ſelbſtändiges Gemeinweſen ohne Oberhaupt erhalten können, alſo nur zu wählen haben, ob wir uns der Krone Polen auf gute Bedingungen antragen, oder gewaltſam unter ihre Botmäßigkeit gebracht ſein wollen. Was das erſte betrifft, ſo darf ich wohl ein Wort mitreden, da ich in dreier Hochmeiſter Rath geweſen bin und viel heimliche Sachen des Ordens gekannt habe. Gott weiß, daß ich nicht trachtete, an ihnen zum Schelm zu werden, und auch Herrn Ludwig von Erlichshauſen allezeit aus treuem Herzen zum Beſten rieth, wie er ſich Land und Leute erhielte, ſo klug ich's vermochte. Weshalb ich denn auch oft genug angefeindet und ein Manteltäger oder gar ein Abtrünniger und Verräther genannt bin und mag an dieſem Tiſch niemand ſitzen, der mich nicht einmal laut oder leiſe verunglimpft hätte. Das ſoll keinem verdacht ſein. Dieſen Schluß aber zieh' ich aus alledem, daß niemand lebt, der mehr ernſtlich bemüht geweſen iſt, als ich, einen friedlichen Zuſtand zwiſchen dem Orden und dem Lande aufzurichten und zu ſtützen. Nicht leichtfertig hab' ich das Werk aufgegeben, ſondern daran weiter gearbeitet, ſo lang auch nur Hoffnung war, daß der Frieden auf gemeſſene Zeit, zwei Jahre oder eins, erhalten werden könnte. Wir ſind nicht weiter, als zu Heinrichs von Plauen Zeit und können nimmermehr weiter kommen: der Hochmeiſter entſchließe ſich, ein Fürſt des Landes Preußen zu ſein —

dann kann er dem Lande gerecht werden, indem er selbst des Ordens Herrschaft bricht; oder der Bund entschließe sich zur Unterwerfung — dann wird das Land den Frieden haben in der Knechtschaft des Ordens. Beides ist unmöglich, und weil ich das erkannt habe, steh' ich hier."

„Und das andere —" fragte Wilhelm Jordan, „das meinen Vorschlag angeht —?"

Hans von Baisen lächelte kaum merklich. „Liebe Herren," sagte er mit leiser Stimme und sich ein wenig vorbeugend, um noch heimlicher sprechen zu können, „geht bei euch selbst zu Rathe, ob einer dem andern ausreichend traut, daß er ihn an die Spitze des selbständigen Gemeinwesens stellen und sich ihm unterordnen möchte, daß er so viel Macht hätte, als alle Obrigkeit braucht. Ich spreche nicht von den Personen. Aber da sind die großen Grundherren und die Städte; stehen sie auch gegen den Orden gemeinsam, so gehen ihre Wünsche doch weit aus einander, und was dem einen Theil für sich nützlich scheint, dünkt dem andern für sich schädlich. Und da sind die großen Städte und die kleinen, die ziehen nimmer an einem Strang. Und da sind unter den großen Städten selbst zwei übermächtig und bewachen einander mit Argusaugen, daß ihrem Handel nicht Abbruch geschehe, da jede doch nur auf der andern Kosten scheint gewinnen zu können. Nie wird Danzig Thorn an der Spitze leiden und nie Thorn Danzig. Wir können also nur das Land zerreißen oder uns einen Herrn suchen, der Macht über uns hat, jeden bei seiner Freiheit zu erhalten. Das ist meine ehrliche Meinung. Wer's besser weiß, mag es sagen."

Dieſe Rede brachte alle Anweſenden in ſichtliche Unruhe, ſo daß ſie ſich auf ihren Seſſeln hin- und herbewegten, anlehnten oder auf den Tiſch ſtützten, die Augen im Kreiſe herumgehen ließen und durch knurrende Laute ihr Unbehagen zu erkennen gaben. Offen zu widerſprechen wagten ſie doch nicht: es war keiner, der ſich nicht getroffen fühlte. Nur Tileman vom Wege hielt ſich unbeweglich; ihn ſchien nichts zu überraſchen und nichts unangenehm zu berühren, was Baiſen ſprach, aber er gab auch kein Zeichen der Zuſtimmung. Er wartete eine Weile, ob ein anderer das Wort nehmen wolle. Da aber endlich alle auf ihn ſahen, erhob er ſich langſam und ſagte mit ſcharfer Betonung: „Ihr Herren, wir mögen daran glauben wollen oder nicht, Herr Hans von Baiſen wird Recht behalten: wir müſſen einen fremden Herrn annehmen, damit wir alle bei unſerer Freiheit bleiben. Dies iſt der Grund. Und weil er's iſt und kein ander Ziel und Zweck des Kampfes, ſo kann ich auch Herrn Wilhelm Jordan nicht Unrecht geben, daß wir uns vor Uebereilung zu hüten haben. Das mein' ich freilich anders als er. Zu ſchnell können wir in dieſer eiligen Sache nicht verfahren. Aber es ſcheint mir, wir dürfen uns nicht dem neuen Herrn antragen, damit er uns von dem alten befreie; ſondern wir müſſen uns durch eigene Kraft von dem alten befreien, damit wir uns dem neuen auf unſere eigene Bedingung antragen können! Darum thut es vor Allem Noth, daß wir in dem Einen einig ſind: los vom Orden! Sind wir darin einig, wie ich hoffe, ſo iſt kein Tag zu zögern. Der Wortkampf muß ein

Ende haben, der Waffenkampf beginnen! Jede verlorene Stunde ſchwächt uns und ſtärkt unſere Gegner. Ich höre, daß den Kreuzherren wegen ihres Sieges am Kaiſerhofe ſchon bange wird. Vergeblich hat der Spittler ſein Te deum laudamus gerufen. Der Herr Hochmeiſter ſoll mildere Saiten aufziehen und noch einmal die Friedensmuſika aufſpielen laſſen wollen. Der Marſchall und zwei andere Gebietiger ſind unterwegs hierher, die Unruhen zu unterſuchen und die Schwankenden mit Verſprechungen zu ködern. Es kommt ihnen nur darauf an Zeit zu gewinnen, ihre geworbenen Söldner in's Land zu ziehen und ihre Schlöſſer beſſer zu befeſtigen. Das dürfen wir nicht abwarten. Wir wiſſen, in wie elendem Zuſtande die Häuſer jetzt ſind: die junge Mannſchaft vom Lande, die ſie vertheidigen ſollte, iſt überall fortgelaufen; es fehlt an Schießbedarf und Vorrath an Lebensmitteln. Die unſerigen ſind muthig, die Kreuziger verzagt. In Tagen können wir jetzt gewinnen, was wir ſpäter in Monaten und Jahren nicht erkämpfen. Wohlan denn! Brechen wir los lieber heut als morgen. Schicken wir dem Herrn Hochmeiſter und ſeinem Orden den Abſagebrief! Und dann gegen die Burgen angerannt, daß wir ſie in der erſten Ueberraſchung alle zugleich im Sturm nehmen. Als Herren des Landes mögen wir die Krone Polen zum Beiſtand anrufen. So helfen wir dem König ſelbſt zur Rechtfertigung gegen Papſt und Kaiſer, uns aber zu einem Paktum, das uns und unſern Kindern die Freiheit ſichert."

Dieſe Rede ſchlug ein wie der Blitz und zündete in

allen Gemüthern. Die Meiſten waren aufgeſprungen, reckten die Hälſe und hoben die Arme in die Luft. „Los vom Orden!“ ſchrieen ſie. „Ja, ja —! ſchreibt den Abſagebrief des Bundes — wir ſagen unſern Herren ab — wir brechen die Zwingveſten — wir treiben die Kreuziger aus dem Lande! Schreibt den Abſagebrief ſogleich!“

Hans von Baiſen gebot Stille. „Bedenken wir, was wir thun,“ mahnte er. „Man wird uns das Recht zu ſolcher Abſage beſtreiten. Wir müſſen bereit ſein alle Folgen auf uns zu nehmen. Wer für die Abſage ſtimmt, der ſtimmt für den Krieg, und die Beſiegten wird man als Hochverräther richten.“

„Krieg, Krieg!“ riefen ſie, „wir werden ſiegen, wir müſſen ſiegen! Laßt abſtimmen!“

„Wer ſtimmt für die Abſage?“ fragte Baiſen, „der hebe den rechten Arm.“

Die Arme der Eidechſenritter flogen in die Höhe. Bedächtiger folgten die Bürgermeiſter, aber ſie folgten.

„Einſtimmig,“ erklärte Baiſen. „Gebe Gott, zu gutem Ende.“

„Das legt ſeine Gnade in unſere Hand,“ bemerkte Tileman.

Nun wurde der Stadtſchreiber von Thorn hineingerufen, auf ſeinen Eid verwieſen und aufgefordert zu ſchreiben, was ihm geſagt werde. Die Hand zitterte ihm anfangs, als er die Worte auf's Papier brachte: „Unſeren Dienſt, als es jetzund gewandt iſt, zuvor, ehrwürdiger Herr Hochmeiſter! Nach eurer Erwählung zu einem Hochmeiſter habt Ihr von uns gefordert die Huldigung,

dazu wir uns willig ergaben, sofern uns Ew. Ehrwürden bei unsern alten Rechten und Freiheiten wollte lassen, und eine gemeine Tagfahrt halten zu richten Gewalt und Unrecht, welches wir vielmal gefordert, uns aber nie geschehen. Darüber hat Eure Ehrwürden uns lassen schänden, lästern, Unehren und Meineid und Verrätherei zugelegt und uns für eigen gesprochen, so doch unsere Väter und Vorfahren dem Orden je und allewegs getreue Dienste gethan haben. Dies alles nicht angesehen, habt Ihr viel lästerliche Schriften von uns Kaisern, Königen, Fürsten, Herren, Gemeinden und Städten übergeben, Hilfe und Beistand bei ihnen wider uns gesucht . . . So sagen wir Ritterschaft und Städte des Bundes in Preußen Ew. Ehrwürdigkeit Huldigung und alle Pflicht von der Huldigung auf und wollen damit uns und allen, die uns beistehen, an Ehren und Schimpf gegen Euch und euren Orden verwahret haben und des Unrechts, der Gewalt und der Leibeigenschaft mit der Hilfe Gottes erwehren."

Hans von Baisen ließ die Schrift verlesen. Sie fand vollen Beifall. „Wer soll den Brief Namens des Bundes unterschreiben?" fragte er.

„Hans von Baisen," antwortete Tileman vom Wege ohne Besinnen. Er wollte ihn für den Bund fest an die Kette nehmen.

Das merkte der Ritter wohl und wechselte einen Augenblick die Farbe. Da die andern ihm aber zuriefen: „Thut's, thut's — euer Name gilt dem Orden am meisten, und Ihr seid des Bundes Haupt" — da faßte er sich schnell und sagte: „Ich will's auf euer Gebot thun."

Er nahm die Feder aus des Rathssekretarius Hand, hielt sie eine kleine Weile über dem Blatt, als ob er das Letzte noch bedenken wollte, und setzte dann seinen Namen unter die Schrift. „Ihr habt's gewollt," sagte er. „Wer wird den Brief siegeln?"

Eine Minute herrschte tiefes Schweigen. Tileman sah den Danziger Bürgermeister an, ob er sprechen wolle. Da Jordan aber den Blick senkte, sagte er: „Die Stadt Thorn, der preußischen Städte Haupt."

„So sei es," entschied Baisen.

Der Sekretarius siegelte und schloß den Brief.

Er wurde einem gemeinen Boten übergeben, der ihn nach der Marienburg bringen und dem Hochmeister über zwei Tage aushändigen sollte. —

Als Tileman nach Hause kam, ging er nach der Kammer seines Sohnes hinauf und fand ihn auch da. Er faßte seine Hand und sagte: „Nun ist die Zeit gekommen, wo Du Dich als ein Mann beweisen, deiner Vaterstadt und dem Lande Dienste thun kannst, die mit Ehren vergolten werden. Bisher bist Du nur auf deines Leibes Wohlsein bedacht gewesen und hast deine meisten Tage in Müßiggang verbracht oder Dir selbst Aergerniß gegeben, weil sich nicht alles nach deinem Sinne fügte. Jetzt fordere ich ernste Dinge von Dir, meinem einzigen Sohn und Erben, damit Du Dir Vertrauen gewinnst bei den Bürgern und an meine Stelle trittst, wenn ich unvermuthet abgerufen werden sollte."

„Vater —!" rief Jost überrascht, sich die Augen reibend, als erwachte er aus dem Schlaf, „was ist geschehen?"

„Frage lieber, was geſchehen ſoll. Wiſſe denn, daß nach zwei Tagen die Burg Thorn berannt werden wird —“

„Ah —! Das gönne ich dem hochnäſigen Herrn Komthur. Und ich darf dabei ſein?“

„Ich werde Dich an die Spitze der Thorner jungen Mannſchaft ſtellen als ihr Hauptmann. Liegt Dein Harniſch bereit, wie der Rath befahl?“

„Der Waffenſchmied reinigt ihn von den Roſtflecken.“

„Nimm ihn noch heut in Empfang. Und laß Dir eine Schärpe von rother Seide anfertigen, daß man Dich weithin als den Führer erkenne.“

„Ich werde ſie mit Stolz tragen, Vater.“

„Gut! Und richte es wohl ein, daß Du einer der Erſten auf der Mauer biſt. Die Gefahr kann nicht groß ſein, denn die Beſatzung des Hauſes iſt ſchwach.“

„Und wenn ſie noch ſo groß wäre — ich achte mein Leben wenig.“

„Das iſt thöricht. Du wirſt noch mehr Gelegenheit haben, Dir Ruhm zu erwerben, wenn Du es nicht leichtſinnig in die Schanze ſchlägſt. Auch die Marienburg muß unſer ſein!“

Joſt ſtarrte ihn an. „Die Marienburg —?“

„Sonſt iſt's nichts . . .“ murmelte der Alte. „Mit einem Schlage . . .“ Er ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht und den kurzen Bart. „Der Tag wird's bringen. Vorerſt hab' ich eiligen Auftrag für Dich, der Klugheit und Unerſchrockenheit fordert.“

„Sprecht, Herr Vater, ſprecht! Ich brenne darauf —“

„Ruhig! Es handelt ſich nicht nur um ein luſtiges

Abenteuer. Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen. Der Oberſtmarſchall Herr Kilian von Exdorf iſt von der Marienburg unterwegs nach Thorn; er hat den Komthur von Danzig, Niclas Puſtar, und den von Graudenz, Wilhelm von Helfenſtein, mit ſich und begehrt von der Stadt freies Geleit. Das muß ihm zugeſagt werden, damit er ſich ganz ſicher glaubt, denn vor übermorgen darf es nicht offenbar werden, was wir betreiben. Sie dürfen aber nicht frei in die Stadt. Ich will Dich nun mit einem Schreiben an den Bundesritter Otto von Machwitz ſchicken, der die böhmiſchen Söldner draußen befehligt. Suche ihn auf. Er ſoll es ſo einrichten, daß der Stadtbote mit dem Geleitbrief die Herren nicht trifft, ſodaß ſie ſich näher an die Stadt heranziehen und im Rücken abgeſchnitten werden. Dann haltet ſie hin, daß ſie nicht zum Vogt von Leipe um Hilfe ſchicken und nehmt ſie nach zwei Tagen gefangen. Solche Geißeln ſind Goldes werth."

Joſt ſchien Bedenken zu haben. „Die Herren reiſen aber im Vertrauen —"

„Sie haben nicht Treu und Glauben gehalten," rief Tileman, „ſo ſind wir ihnen nichts ſchuldig. Das iſt für den Ueberfall bei Brünn und gilt als erlaubte Liſt im Kriege."

„Im Kriege, Vater —?"

Tileman biß die Lippe. „Ich ſagte Dir, ſie ſollen zwei Tage hingehalten werden. Bringſt Du ſie dann gefangen ein, ſo iſt dein Glück gemacht. Im Uebrigen — frage nicht weiter und handle."

Noch vor Nacht ritt Jost vom Wege durch's Culmer Thor aus der Stadt. —

Der Komthur Albrecht Kalb sah mit wachsender Sorge die Vorbereitungen zur Belagerung der Burg. Vergeblich hatte er wieder und wieder gewarnt und den Hochmeister um Verstärkung angefleht. Die Landwehr, die er einberufen, war ungehorsam ausgeblieben oder wieder entlaufen. Die Dienerschaft zeigte sich unzuverlässig und verkehrte heimlich mit den Bürgern. Nur zwölf Ritter hatte er in seinem Konvent, mehrere davon alt, siech und krank. Bei der Musterung fand er nur Steinbüchsen, einige Tonnen Pulver und etwa vierzig Schock Pfeile zu den Armbrüsten vor, die aber nur zum kleinen Theil bedient werden konnten. Wie sollte das Haus mit seinen Vorwerken gegen ernstlichen Angriff vertheidigt werden? Immer drohender stiegen die Erdwälle an. Vom Thurm aus konnte er deutlich sehen, wie sie mit schweren Geschützen armirt und die Kugeln dazu in den Winkeln der Verschanzungen aufgehäuft wurden. Er ließ auf dem Rathhause anfragen, was das bedeuten solle und erhielt die übermüthige Antwort: das sei so der Lande und Städte Belieben. Nun wußte er, daß er auf's Schlimmste gefaßt sein mußte, und bereitete die Neustädter Bürger, die mit ihrer Habe vor dem Zorn der Altstädter in die Vorburg geflüchtet waren, auf den nahen Kampf vor. Die Weiber und Kinder jammerten; die Männer schauten düster drein. „Ist das Schloß zu halten," fragten sie, „wenn wir gesammt die Waffen ergreifen?" Der Komthur war zu ehrlich, sie zu täuschen. Nun wollten sie ihr Schicksal

nicht erſchweren, indem ſie ſich zur Wehr ſetzten. Wußten ſie doch, daß an ihnen der Abfall von Neuſtadt-Thorn vom Bunde gerächt werden würde.

Ein Theil von ihnen hielt's für gerathen, ſich lieber gleich der Gnade der Angreifer zu überantworten. Die Altſtädter ließen ſie aus dem Schloßthor und fingen ſie ab. Es dürfe jeder aus der Burg, der wolle, ſagten die Anführer, aber niemand hinein. Sie litten nicht, daß die Leute des Komthurs in der Stadt Einkäufe machten und Vorräthe in's Schloß ſchafften. Selbſt Briefe durften nicht hinaus und hinein, der Bürgermeiſter Rutger von Birken hätte ſie denn vorher geleſen. Das Schloß war ſchon vollſtändig belagert.

Als die im engeren Bunde dann der Meinung waren, der Abſagebrief könnte dem Herrn Hochmeiſter jetzt wohl ſchon ausgehändigt ſein, ſchickte Rutger einen der jüngeren Rathsherren auf die Brücke, den Komthur zur Uebergabe des Schloſſes aufzufordern. Herr Albrecht Kalb erſchien in voller Rüſtung auf der Mauer und nahm ſein Begehr entgegen. Noch aber meinte der tapfere Mann widerſtehen zu müſſen; er hoffte, daß der Entſatz unterwegs ſei. Wie könnte der Orden das Haus Thorn aufgeben? Deshalb war ſeine Antwort: „Wir haben unſerm Orden kein Haus gewonnen und wollen auch keins übergeben!"

„So tragt denn die Folgen," rief ihm der Rathsherr zu.

In der Stadt entſtand ein großer Lärm. Joſt vom Wege brachte die gefangenen Gebietiger unter Bedeckung

der böhmiſchen Söldner ein. Sie hatten ſich, als ſie die Straße geſperrt fanden, auf das Haus Papau geflüchtet. Die wenigen Ritter dort mußten jedoch die Vertheidigung für ganz ausſichtslos halten und ergaben ſich mit ihnen. Nun wurden ſie, an der Spitze der alte und kranke Marſchall, durch die Stadt geführt und dem Hohn des gemeinen Volkes Preis gegeben, das ſie unter Schimpfreden und Flüchen nach ihrem Gefängniß geleitete und mit Koth bewarf. Das ſei für Brünn. Erdorf biß die Zähne zuſammen. Das Bubenſtück war mit einem Bubenſtück vergolten.

Tileman belobte ſeinen Sohn. Joſt hatte ausgekundſchaftet, daß keine Streitmacht des Ordens im Anzuge ſei. Deshalb ſollte noch denſelben Abend mit dem Angriff auf das Schloß begonnen werden. Der Alte erbat ſich für Joſt den Oberbefehl in der Altſtädter Schanze als Lohn für die Gefangennahme der Gebietiger. Drüben in dem Neuſtädter Erdwerk kommandirte Tergowitz. Nach einigen Stunden war alles zur Beſchießung bereit. Von zwei Seiten zugleich donnerten die ſchweren Geſchütze gegen das feſte Schloß bis nach Mitternacht. Die Vorburg gerieth in Brand. Hochauf ſchlugen die Flammen zum ſchwarzen Nachthimmel und beleuchteten grell die rothen Mauern und Thürme des hohen Hauſes, in deſſen Dach die Steinkugeln mit weithin ſchallendem Gepolter einſchlugen. Schwach nur wurde das Feuern erwidert. Da ſchaarte Joſt die bewaffneten Bürger um ſich und machte mit Sturmleitern einen Angriff gegen die Vorburg. Er gelang. Die wenigen Trabanten des Ordens, die noch

kampffähig waren und Widerstand leisteten, wurden niedergehauen; andere suchten über die Mauer zu entkommen. Nun trennte die Angreifer nur noch ein trockener Graben vom eigentlichen Hause, das die Ritter vertheidigten.

Am Morgen mußte Herr Albrecht Kalb wohl einsehen, daß keine Hilfe mehr zu erwarten, das Schloß rettungslos verloren sei. Deshalb schrieb er einen Brief an die „ehrbaren, gestrengen, wohltüchtigen und festen, vorsichtigen und wohlweisen lieben Herren Ritter und Knechte, Bürgermeister und Rathmannen jetzund von Land und Städten hier zu Thorn versammelt," er bäte einige von ihnen in den Konvent zu kommen, wegen der Uebergabe unter Zusicherung freien Abzugs zu verhandeln. Das geschah. Die Bedingung wurde zugestanden, doch sollten die vom Bunde Abgefallenen ausgeschlossen sein. Dann wolle er sich lieber mit den Brüdern unter den Trümmern der Burg begraben lassen, antwortete der Komthur. Nun gaben die Bündischen nach. Traurigen Gemüthes räumten die wenigen Ritter das Schloß und begaben sich in das Barfüßerkloster. In vierzehn Tagen sollten sie die Stadt verlassen dürfen, mußten aber geloben, sich nicht nach der Marienburg zu begeben. Dorthin berichtete der Komthur mit tiefem Schmerz seinem Meister den Fall des Hauses. „Hätte Euer Gnaden größeren Fleiß gethan und das Haus besser bemannt, unfrethalben sollt' es nicht übergeben sein!"

An der Spitze des Hauptthurms aber leuchtete am Abend nach der Uebergabe ein helles Feuer auf. Das war das verabredete Zeichen, überall loszuschlagen. Die

nächsten Schlösser wurden von den Bündischen und ihren Söldnern überrumpelt oder im Sturm genommen. Und wieder flammte an der Thurmspitze das Signal weiter in's Land hinaus. In wenigen Tagen waren alle festen Häuser im Kulmerlande in des Bundes Gewalt. Es fielen die Schlösser von Danzig und Elbing, der Spittler Reuß von Plauen mußte nach tapferer Gegenwehr Preußisch-Holland, das er persönlich vertheidigte, der Uebermacht weichend mit den Brüdern verlassen. Vergeblich hatte er den Hochmeister beschworen, ihm zu gestatten, die für den Orden geworbenen Söldner mit in's Land bringen zu dürfen. Nun kamen sie zu spät. Nach den ersten Erfolgen des Bundes gingen alle ehrbaren Leute, die noch geschwankt hatten, zu ihm über. In wenigen Wochen hatte der Orden fast seine sämmtlichen Burgen verloren. Nur die Marienburg mit wenigen anderen hielt dem Ansturm Stand.

Und nun beriethen die Obersten des Bundes, was mit den eroberten Schlössern geschehen solle. „Wir wollen sie selbst mit unserer Mannschaft besetzen und gegen Jedermann behüten," sagten die Landesritter. Das war denen von den kleinen Städten bedenklich; sie fürchteten, noch unter schlimmere Herren zu kommen, als die Brüder vom deutschen Orden gewesen waren. „Laßt uns die Burgen dem König übergeben," schlugen sie vor, „damit er uns besser gegen die Kreuziger vertheidige." Ihnen stimmten auch viele von den Landen bei, die Verdacht hatten, die Eidechsen wollten sich zu Zwingherren aufwerfen. „Wir brechen die Schlösser!" rief Tileman vom Wege, die Faust

auf den Tiſch ſetzend. „Kein Stein ſoll auf dem andern bleiben! Thorn, Danzig, Elbing ſind darüber eins. Will der Bauer den Storch nicht länger auf dem Dache leiden, ſo wirft er ihm das Neſt herunter. So thun wir's auch. Jetzt freilich ſind wir ſtark genug, die Häuſer zu beſetzen, und möchten ſie wohl auch gegen den Orden halten. Aber wer weiß, ob ſich die Stadt allemal auf ihren Hauptmann verlaſſen kann, dem ſie ein feſtes Schloß anvertraut? Wir wollen niemand in Verſuchung führen. Und wär' auch von daher keine Gefahr — vergeßt nicht, daß wir einen Mächtigeren zum Schutz anrufen, als den Orden! Den König von Polen könnt's wohl gelüſten, die Häuſer mit ſeinen Leuten zu beſetzen und ſie ſtärker auszubauen, als ſie je geweſen. Dann mögen wir zuſehen, wie wir unſere Freiheit behüten. Er ſoll unſer Herr ſein auf unſere Bedingung, nicht nach ſeiner Gnade. Bevor wir ihm das Land antragen, wollen wir ſicher ſein vor Schaden. Die Burg, die an der Stadt Mauern ſtehen bleibt, iſt ihr eine ewige Drohung; die Burg, die einmal gebrochen iſt, baut er nicht wieder auf. Darum brechen wir ſie, da wir die Macht dazu haben!"

Der Thorner Rath trat ihm bei. So wurden denn eiligſt die Zimmerleute und Maurer und Dachdecker und viele Tagelöhner zu dieſem Vernichtungswerk gedungen und in die Burg geführt. „Schade um die ſchönen feſten Mauern — ſchade um die prächtigen Gewölbe — ſchade um das gewaltige Dachgebälke," ſagte da mancher zu ſeinem Nachbar. Den guten Handwerkern war's nicht ganz geheuer bei bei dem Gedanken, daß ſie zerſtören

ſollten, was einſt mit ſo viel Fleiß und Kunſt aufgebaut worden. Sie hatten auch eine dunkle Ahnung, daß es ſich für ſie wenig ſchickte, in den Jubel über das Ungemach des Ordens einzuſtimmen, und daß ſie helfen ſollten, die Hand ihres beſten Freundes zu lähmen, der ſie bisher ſtets gegen Anmaßung und Willkür des Rathes in Schutz genommen hatte. Wenn hier kein feſtes Schloß mehr ſtand, deſſen Hauptmann ſich Gehorſam erzwingen konnte, wie ſollten fortan Streitigkeiten unter den Mächtigen und Schwachen in der Bürgerſchaft ausgetragen werden? Die Herren wollten keinen Herrn über ſich haben. Ja wohl, das war verſtändlich. Aber die Gemeinen, die am Stadtregiment nicht Theil hatten ... Sie legten ſich das nicht deutlich zurecht. Wie ſollten ſie auch? Sie waren als Handwerker gedungen und wurden aus dem Stadtſäckel gut bezahlt. Aber es lag wie ein Alpdruck auf ihnen, daß ſie nicht heiter an die Arbeit gehen konnten und ſich ſcheu im Burghof, in den Galerien, Remtern und Zellen der Brüder vom deutſchen Hauſe umſchauten, als ſollten ſie ein Unrecht begehen oder etwas Thörichtes beginnen.

Endlich kletterte ein Dachdecker in die Spitze des höchſten Eckthurms hinauf, deckte einige Pfannen ab, kroch durch die Oeffnung hinaus und mühte ſich die eiſerne Stange mit dem Knopf und dem Fähnlein zu löſen. Man ſah ihn von der Stadt aus in der luftigen Höhe hantieren; alles Volk lief zuſammen, ihn zu beobachten, und füllte bald den Platz vor den Schloßmauern. So hatten vielleicht die Thorner Bürger vor zweihundert Jahren

zugeſchaut, als die Spitze aufgeſetzt und das Werk gekrönt wurde, von dem ſie ſich einen ſtarken Schutz gegen Angriffe der feindlichen Stammpreußen verhoffen durften. Wie ſo ganz andere Empfindungen erregte das jetzige Schauſpiel. Nun hatte der waghalſige Menſch da oben die Bolzen ausgezogen — nun hob er die Stange — nun ſank ſie um und ſchlug polternd auf die Dachziegel auf — nun glitt ſie hinab. „Kopf weg!“ ſchrie er. Tauſend Stimmen antworteten mit einem lauten „Hurrah!“ Knopf und Fähnlein drehten ſich zwei-, dreimal um einander, dann verſchwanden ſie hinter dem Dach des Schloſſes. In der nächſten Sekunde klang das Eiſen auf dem Steinpflaſter des Burghofs. Der Knopf zerſprang, alte Münzen fielen heraus. Das verroſtete Blechfähnlein mit dem eingeſchnittenen Bilde der heiligen Jungfrau brach mitten durch.

Dann folgten die buntglaſirten Mönche und Nonnen, bis der Dachſtuhl des Thurmes ganz abgedeckt war. Die Zimmerleute eilten hinauf und löſten das Gebälk aus ſeinen Fugen. Die Maurer arbeiteten mit Brecheiſen, die feſtgefügten Ziegel zu lockern. Die Steine wurden hinabgeworfen. So wurden auch die andern Thürme, die Dächer, die Gewölbe, die Mauern des Schloſſes gebrochen, die Keller mit den zerſchlagenen Ziegeln gefüllt. Es war eine ſchwere Arbeit, denn das Haus ſchien für die Ewigkeit gebaut. Sie dauerte viele Wochen lang. Dann aber war das Zerſtörungswerk auch vollſtändig nach dem Herzen Tileman's vom Wege: kein Stein blieb auf dem andern. Wo das Ordensſchloß geſtanden hatte, thürmte ſich jetzt ein rieſiger Schutthaufen. Er ſollte nach des Rathes

Beſchluß nicht abgetragen werden, ſondern für alle Zeit unberührt bleiben, die verfluchte Stätte wüſt liegen, ein Wahrzeichen für die künftigen Geſchlechter, daß ihre Vorfahren die Zwingburg gebrochen und ſich die Freiheit erkämpft hatten!

Das Haus Thorn war das erſte geweſen, das der deutſche Orden im Lande Preußen zur Unterjochung der Heiden und zum Schutz ſeiner deutſchen Einzöglinge errichtet hatte — es war das erſte, das beim Verfall ſeiner Macht in Trümmer ging.

So brachen auch die Danziger und Elbinger ihrer Herren Schlöſſer. Und ſo gründlich gingen ſie zu Werke, daß kaum noch die Stelle bekannt blieb, auf der ſie geſtanden hatten.

Unterdeſſen waren die Sendeboten des Bundes nach Krakau zum König von Polen abgereiſt, ihm das Land Preußen „als dem rechten Erbherrn“ anzubieten. An der Spitze ſtand Hans von Baiſen, jetzt dem Orden der verhaßteſte, „der lahme Baſilisk.“

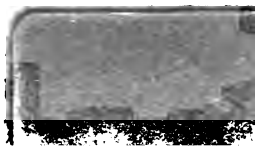
König Kaſimir hatte ſo eben ſeine Hochzeit mit Eliſabeth, Kaiſer Albrechts Tochter, gefeiert. Er nahm des Bundes Antrag freundlich auf, obgleich er noch nicht einmal die mit Glückwünſchen zum Feſt erſchienenen Abgeſandten des Hochmeiſters verabſchiedet hatte, ließ ihre Bedingungen von einem Kronrath unterſuchen — alle Zölle ſollten aufgehoben, die gebrochenen Burgen nie wieder aufgebaut werden, die Güter des Ordens denen verbleiben, die ſie ſich im Kampf angeeignet — und zögerte nicht lange mit einer gnädigen Antwort.

Er erklärte dem deutschen Orden den Krieg und ernannte Hans von Baisen zu seinem Stellvertreter — zum „Gubernator des Landes Preußen," das der Krone Polen für ewige Zeiten incorporirt worden.

Zur selben Zeit war zu Thorn bei der Rathskehr Tileman vom Wege wieder zum regierenden Bürgermeister erwählt worden.

Er hatte, als König Kasimir mit großem Gefolge dorthin kam, die Huldigung der Stände anzunehmen, die von Landen und Städten zahlreich erschienen waren, die Ehre, der erste zu sein, der ihm den Eid leistete.

Er sprach ihn ohne Zittern der Stimme. Aber das Herz zitterte ihm vor freudiger Genugthuung: „Die Schmach, die Ludwig von Erlichshausen mir angethan, ist an seinem ganzen Orden gerächt!" — — —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.